2,40

Der

Bau des Reiches Gottes

nach den

Sprüchen und Gleichnissen Jesu

vom Reich Gottes.

Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden.
Luk. 17, 20.

Von

K. Hollensteiner.

Stuttgart, 1873.
Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Vorwort.

In dem vorliegenden Werke habe ich versucht, die Schriftlehre vom Reich Gottes, soweit sie in den Sprüchen und Gleichnissen Jesu vom Reich Gottes enthalten ist, unter dem biblischen Bild des Baues als ein in sich festgefügtes Ganzes darzustellen. Die Sprüche und Gleichnisse enthalten nicht die ganze Lehre Jesu vom Reich Gottes; und es kommen überhaupt für die volle Darstellung des Reichs Gottes nicht blos die Worte, sondern auch die Werke und die persönliche Lebensentwicklung Jesu in Betracht. Man wird also an das, was hier geboten wird, nicht die Forderung stellen dürfen, daß es das ganze Schriftgemälde vom Reich Gottes in künstlerisch vollendetem Abbild wiedergebe. Da aber gleichwohl nicht zu zweifeln ist, daß gerade die Sprüche und Gleichnisse vom Meister selbst als erster Entwurf und Aufriß des *ganzen* Reichs gegeben sind, so wird von jeder Nachzeichnung gefordert werden müssen, daß sie ebenfalls das ganze Reich, wenn auch nur in der *Gestalt des ersten Entwurfs*, mit treuen und sicheren Strichen darstelle.

Dies nun habe ich zu erreichen gesucht; und wenn es mir gelungen ist, so glaube ich damit den einzig richtigen Weg eingeschlagen zu haben, der im weitern Verlauf zu einer wahren Auffassung des geschichtlichen Lebens Jesu führen kann. Gottes Wege führen seit Anbeginn von Innen nach Außen; und sie müssen so führen, da Gott selbst das Centrum jenes Kreises ist, der die ganze Welt umspannt. Wer demnach Gott in seinen Wegen erfassen will, der muß Ihm auf der vorgezeichneten Bahn, von Innen nach Außen, folgen. Vom Centrum aus ist jeder Punkt des Umkreises (der Peripherie) leicht zu erreichen und zu erfassen. Wer dagegen stets nur auf der Peripherie vorwärts dringt, wird ewig den gleichen Kreis beschreiben und nie das Centrum erfassen. Diesem Schicksal aber scheint mir ein großer Theil der heutigen Schriftgelehrsamkeit verfallen zu sein. Man ist geneigt, nur

Demjenigen die Befähigung für eine richtige Auffassung des Lebens Jesu zuzugestehen, der zuvor die äußere Glaubwürdigkeit der evangelischen Zeugnisse und Berichte geprüft und wenigstens theilweise bestritten hat. Das soll allein vorurtheilsfreie Forschung sein und allein eine treue Darstellung der Lebensgeschichte Jesu ermöglichen. Ich erlaube mir, selbst auf die Gefahr hin, als unwissenschaftlich verketzert zu werden, die gerade entgegengesetzte Ansicht für die richtige zu halten. Nur wer das Leben Jesu begriffen hat, ist fähig, über die Glaubwürdigkeit der evangelischen Berichte zu urtheilen. Ich achte die äußern Beweise nicht gering; aber was sollen blos äußere, geschichtliche Beweise zur Bewahrheitung einer Sache, die anerkannt einzig dasteht in der ganzen Weltgeschichte? Das Reich Gottes steht nicht in äußeren Beweisen; es muß, was es von jeher auch gethan hat, sich selbst innerlich beweisen. Und erst nach diesem innern Beweis des Geistes und der Kraft kommen die äußern Beweise zur gebührenden Geltung. Aber zuvor die äußern Beweise herbeisuchen und dann, nach dem jeweiligen Erfund, die Geschichte selbst darstellen, das heißt doch in Wahrheit nichts Anderes, als zu einem Gemälde erst den Rahmen und dann das Bild machen. Man schnitzt zuerst den Rahmen für die Geschichte Jesu zurecht, und dann muß die Geschichte selbst sich zuschneiden lassen, bis sie in den vorgefertigten Rahmen paßt. So aber wird die Schriftgelehrsamkeit zur Schriftentleersamkeit; und man mißt, um den Werth zu bestimmen, ein göttliches Kunstwerk mit einer menschlichen Elle.

Gott selbst, als erster und höchster Künstler, scheint mir stets so zu verfahren, daß er zuerst den Entwurf eines Werks feststellt, dann die einzelnen Theile ausführt, hierauf die Hauptfigur, Alles beherrschend, hervortreten läßt und zuletzt den Rahmen umfügt (1 Mos. 1, 26.; 2, 7.; 2, 8.). Es wird darum kaum unrichtig sein zu vermuthen, daß wir Göttliches am ersten begreifen werden, wenn wir den von Gott selbst vorgezeichneten Weg einschlagen. Und Göttliches im höchsten Sinn suchen wir zu begreifen, wenn wir von irgend einer Seite dem Leben Jesu nahetreten.

Nun ist aber ohne Widerrede „das Reich Gottes" der Centralgedanke im Leben Jesu. Und der erste Entwurf dieses Centralgedankens findet sich am durchsichtigsten in den Sprüchen und Gleichnissen vom Reich. Da ferner diese den nicht gering anzuschlagenden Vorzug

besitzen, daß sie unter allen Theilen des Lebens Jesu am wenigsten in ihrer Glaubwürdigkeit angefochten sind, so muß sich in ihnen ein Boden gewinnen lassen, auf dem es möglich ist das Leben Jesu wie einen Felsenbau aufzuführen, gegen den alle Stürme von Außen nichts vermögen. Man wird, indem man in den festgestellten Entwurf zunächst die weitern Reden, dann die Werke, endlich die persönliche Lebensentwicklung Jesu einfügt, einen Wahrheitsbeweis für das Leben Jesu von Innen heraus führen, der unumstößlich sein wird, weil er von Gott selbst vorgeführt und von dem Menschen innerlich erlebt ist. Und erst von der Höhe dieses Baues herab lassen sich dann auch die geschichtlichen Umgebungen überblicken und in ihrer einheitlichen Gesammtwirkung würdigen.

Als geschichtlich erste Bezeichnung für das Reich Gottes tritt uns in den evangelischen Berichten der Ausdruck: „Reich der Himmel" entgegen. Wir gebrauchen heute fast nur die erstere Bezeichnung. Wir können hiefür eine evangelische Berechtigung nachweisen; und es knüpft sich an diesen Nachweis eine höchst einfache, aber wichtige Folgerung.

Jeder Leser weiß, wie viel unter den Gelehrten in den letzten Jahrzehnten über die Frage gestritten worden ist, in welcher Reihenfolge die einzelnen Evangelien entstanden seien? Es ist hiebei ein Aufwand von Gelehrsamkeit entfaltet worden, der Staunen erregen muß. Aber wer, außer den jeweiligen Forschern selbst, ist von dem Ergebniß der Forschungen befriedigt? Jede neue Annahme verwirft die ältere und wird selbst von einer neueren als unrichtig verworfen.

Der nüchterne Bibelforscher überlege Folgendes!

Bekanntlich hat der Hebräer für „Himmel" die Bezeichnung schamajim, eine Mehrzahl-Form, die im Griechischen wörtlich durch ouranoi wiedergegeben wird. Nun, dies ouranoi finden wir in unserm griechischen Matthäus sehr häufig; beständig z. B. in der Formel: „das Reich der Himmel"; ferner 3, 16.; 5, 12. 16. 45. 48.; 6, 1. 9.; 16, 19.; 18, 10.; 24, 29. 31. 36. Bei Marcus, und ebenso bei Lukas und Johannes kommt der Ausdruck „das Reich der Himmel" gar nicht mehr vor; dafür steht immer (bei Marcus und Lukas in häufiger, bei Johannes in überhaupt nur einmaliger Anwendung): „das Reich Gottes." Daraus ergibt sich nun ohne Zweifel nicht nur, daß der Ausdruck „Reich Gottes" unter den Evangelisten selbst der gebräuchlichere geworden ist; es liegt vielmehr auch

zu Tage, daß unter den vier Evangelisten Matthäus dem alttestamentlichen Schriftthum und Sprachgebrauch am nächsten steht, mit andern Worten, daß sein Evangelium das früheste ist. Nun aber weiter! Matthäus gebraucht nicht nur in der eben angegebenen Verbindung, sondern auch sonst sehr häufig die Mehrzahl-Form ouranoi; Marcus bedient sich dieser Form seltener als Matthäus, aber häufiger als Lukas, bei dem die Einzahlform ouranos bedeutend vorwiegt; und Johannes endlich benützt ausschließlich die Einzahlform. Was folgt hieraus? Der Neutestamentliche Sprachgebrauch löst sich allmählich von dem alttestamentlichen ab, und zwar erfolgt die Ablösung ganz nach der uns überlieferten Reihenfolge der Evangelien. Nun, diese stufenweise Ablösung nach der überlieferten Reihenfolge der Evangelien-Berichte ist ein Beweis dafür, daß das Evangelium nach Matthäus zuerst, dann das nach Marcus, hierauf das nach Lukas und zuletzt das nach Johannes geschrieben ist; ein Beweis also, daß die Reihenfolge der Evangelien, welche die Kirche angenommen hat, die zeitlich richtige ist.

Bei Auslegung der Gleichnisse hatte ich mir die Frage vorzulegen: wieweit darf die Auslegung im Einzelnen gehen? Der allgemeine Eindruck, den die Gleichnisse auf mein menschliches Gefühl machten, war der: Hier redet ein Mann, der die geheimsten Tiefen des menschlichen Herzens, der Natur und Geschichte, sowie die Beziehungen dieser Drei unter einander und zu Gott, mit wunderbarem Tiefblick durchschaut und erkannt hat, und der zugleich eine unerhörte Macht über die Sprache offenbart. Und ich sagte mir: wie der Mann, so sein Wort. Es wird also in diesen Gleichnissen kaum ein Wort anzutreffen sein, das der bloßen Ausschmückung wegen oder gar völlig überflüssig da stände. Es kann demnach nur darauf ankommen, daß du selbst bei der Auslegung mit völliger Hingabe dich in den Gegenstand versenkst; denn, je besser dies gelingt, desto reicher wird die Deutung auch des Einzelnen sich dir bieten und desto klarer wird die Nothwendigkeit auch des Kleinsten in seiner Stellung sich erweisen. Es lag hier Alles daran, den richtigen Grundgedanken der einzelnen Gleichnisse aufzufinden; von ihm aus mußten, ohne viele Worte der Erklärung, alle einzelnen Züge ihr aufklärendes Licht empfangen. Rücksichten verschiedener Art geboten mir, meiner Arbeit den Charakter eines Versuchs auch darin zu wahren, daß ich mich bei den nur gleichnißartigen Reden

auf die Hervorstellung des Grundgedankens beschränkte, und dies Verfahren sogar auf einige wirkliche Gleichnisse anwendete, die entweder an sich keine Schwierigkeiten boten oder schon anderwärts vorzüglich erklärt waren.

Uebrigens habe ich mich bestrebt, nur Auslegung, keinerlei Anwendung zu geben. Die Auslegung kann ihrem richtigen Sinn nach nur Eine sein, während die Anwendung ihrer Natur nach eine vielfache sein muß. Die letztere wäre ebenso verfehlt, wenn sie eine einfache, wie die erstere, wenn sie eine vielfache wäre. Aber es ist klar, daß das Vielfache nur aus dem wohlbegründeten Einfachen erwachsen kann. Darum ist richtige Auslegung die unbedingt nothwendige Grundlage und Erzeugerin aller rechten Anwendung; und in diesem Sinn hoffe ich mit meiner Arbeit in erster Linie sowohl Studirenden wie Predigern zu dienen.

Da aber die Bibelwissenschaft kein Erbpacht der Theologen, sondern Gemeingut Aller sein soll, — nach dem Wort: „Sie werden Alle von Gott gelehrt sein" —, so ist es mir ein Anliegen gewesen, mit Vermeidung aller irgend vermeidbaren Fremdwörter und gelehrten Ausdrücke, sowie mit Umgehung aller theologischen Streitigkeiten, allen Denjenigen genießbar und förderlich zu werden, die in Erkenntniß der frei- und seligmachenden Wahrheit sich ausschließlich von demselben Geiste leiten lassen, um dessen Leitung ich stets mit ernstem Gebet gerungen habe. Mein Büchlein erstrebt keine selbständige Stellung neben der h. Schrift; es will in die h. Schrift selbst einführen; und wenn mir dies gelänge, so würde ich die Stunde segnen, wo meine Arbeit überflüssig geworden. Nur durch die h. Schrift — die ganze unzerstückelte und unzersetzte — vermittelt sich eine stete Neugeburt für unser deutsches Volk; und in der h. Schrift nur ruhen die starken Wurzeln seiner Kraft.

Eine mehr als gewöhnliche Anregung hatte ich bei meiner Arbeit dem Verfasser des Ecce homo zu danken. Die Leser werden die Spuren besonders in der Darstellungsform des allgemeinen Ueberblicks entdecken. Den innigsten Herzensdank aber zolle ich einem Manne, zu dessen Füßen ich einst mit ähnlichen Gefühlen gesessen bin, wie die Galater sie dem Apostel Paulus entgegenbrachten, als er ihnen zum ersten Mal das Evangelium predigte (Gal. 4, 14. 15.). Es ist nichts Geringeres, als mein ganzes inneres Leben, dessen Weckung ich den

Lebensworten J. T. Beck's in Tübingen verdanke. Ich gebe aber diesen Dankgefühlen um so lieber öffentlichen Ausdruck, als gerade der Mann, der wie kein Anderer ein Segen für Tausende in Deutschland geworden ist, in den letzten Jahren sich zum Gegenstand von Angriffen gemacht sehen mußte, die in ihrer grenzenlosen Leichtfertigkeit ebenso entwürdigend für den Angreifer als kränkend für den Angegriffenen sind.

Mit dem Neubau des deutschen Reichs fiel vor zwei Jahren die Vollendung dieses Buchs zusammen. Zwei Arbeitseinstellungen haben bis heute seine Erscheinung im Buchhandel verzögert. Möge Gottes Segen es begleiten, nun, da es hinaustritt, um an seinem Theil sich einzustellen in die Arbeit am Bau des Reiches Gottes!

Neuhäusel, den 6. Juni 1873.

K. Hollensteiner.

I.

Gesammtübersicht des Baues.

A. Der Grundplan.

Wir sind gewöhnt, in Jesu Christo den Gründer des Reiches Gottes zu verehren; und es ist kein Zweifel, daß es Jesu Lebensplan war, das Reich Gottes auf Erden aufzurichten. Wir sehen ihn der Ausführung dieses Planes obliegen mit einem Eifer, mit einer Entschlossenheit und mit einer unbeugsamen Festigkeit, die, soweit wir die Weltgeschichte überblicken, unter den Menschen nicht ihres Gleichen finden. Während der Lebensplan andrer Menschen gleich vom Beginn an in eine Vielheit von Plänen zerfällt, die nach allen Richtungen offene Stellen zeigen; während ihr Lebensziel stets wechselt mit den Wendungen ihres Lebenslaufs: sehen wir bei Christo gleich im Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit den Lebensplan in festen, klaren Linien vorgezeichnet; alle Ereignisse und Begebenheiten des künftigen Lebens fügen sich in diese Linien ein, und das Lebensziel bleibt trotz aller Windungen und Krümmungen des Laufs bis zum Ende unverrückt dasselbe, das es von Anbeginn gewesen. Die Ursache dieser großen Verschiedenheit Christi von den übrigen Menschen ist diese: die Menschen haben Pläne; Christus hatte Einen Plan. Jene sind genöthigt, ihre Pläne erst selbst zu entwerfen; Dieser trat in die Ausführung eines längst entworfenen und festgestellten Planes ein.

Jesus selbst ist weit davon entfernt, sich die Erfindung des

Plans, ja auch nur dessen ersten Entwurf zuzuschreiben. Vielmehr wird er nicht müde, immer auf's Neue zu erklären, daß er Nichts von sich selbst thue noch rede. Alles, was von ihm ausgeht, führt er auf die Urheberschaft seines himmlischen Vaters zurück (Joh. 5, 30.; 8, 26—28.; 12, 49 f.; 17, 7 f.). Er will also ohne Zweifel seinen Lebensplan als den **Plan Gottes** selbst betrachtet wissen. Ebenso verzichtet er für seine Person auf die Ehre des ersten Entwurfs, um auch hier ausschließlich Gott die Ehre zu geben. Noch am Ende seines Lebens nennt er das Reich Gottes ein schon von Gründung der Welt her zubereitetes (Matth. 25, 34.). Was er für sich in Anspruch nimmt, ist einzig die **vollendende Ausführung** dieses von Gott selbst entworfenen Plans. „Meine Speise," sagt er, „ist die, daß ich thue den Willen deß, der mich gesandt hat und vollende sein Werk." Und wenige Tage vor seinem Tode: „Ich habe dich verkläret auf Erden und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte" (Joh. 4, 34.; 17, 4.).

Wir können demnach das Werk Jesu nicht verstehen, wenn wir uns nicht das Verständniß für das Werk Gottes erschließen. Sehen wir also zu, in welcher Weise Gott selbst schon vor der Erscheinung Jesu den Plan zu einem Gottesreich auf Erden entworfen!

Wir werden hiebei unsern Blick auf dreierlei Punkte zu richten haben, deren Vorhandensein für den Bestand eines jeden Reichs als wesentlich erscheint: auf das Volk, dessen Genossen die Glieder des Reichs darstellen; auf das Gesetz, das die Bewegung und Verpflichtung der einzelnen Glieder regelt; und auf das Haupt, unter dem die Glieder zusammengefaßt sind, und dem es übertragen ist, alle richterlichen Obliegenheiten zur Ausführung zu bringen.

Das **Volk Israel** war es, dessen Genossen die Glieder des vorchristlichen Gottesreichs darstellten. Es war ein absonderliches Volk, ein Volk ohne alle Aehnlichkeit mit den andern Völkern des Alterthums. Es führte seine Entstehung auf eine ausdrückliche Anordnung Gottes zurück; es betrachtete sich, weil durch Gottes schöpferische Zeugungskraft entstanden, ausgesprochener Weise als den „Sohn Gottes."

Von den nach der Sintflut entstandenen Völkern hatte Gott kein einziges, als Volk, zum Träger seines Reichsgedankens machen können; durch besondern Ruf hatte er aus der damaligen Menschheit einen einzelnen Mann ausgewählt, dem er unter Voraussetzung eines unbedingten Gehorsams die Anwartschaft auf ein künftiges Weltreich übertrug (1 Mos. 12, 1—3.). Abraham hatte den Ruf Gottes angenommen, hatte im Gehorsam gegen den Ruf Alles verlassen, was einem Menschen lieb und theuer ist, und hatte im Vertrauen auf den Berufer sich in ein Land begeben, in welchem nach den Rechten jener Zeit „Jedermanns Hand wider ihn war und seine Hand wider Jedermann" sein mußte, — der Grundstein zu dem angekündigten Gottesreich war gelegt. Freilich war dies ein nach menschlichem Ermessen hoffnungsloses Unternehmen; es gehörte, menschlich zu reden, ein unermeßlicher Grad von Schwärmerei dazu, um unter dem Druck einer entmuthigenden Wirklichkeit das Herz mit seiner Hoffnung oben zu erhalten: Abraham war, als er auszog aus seinem alten Vaterlande, und war, nachdem er längst in sein neues Erbland eingezogen, ohne Kinder, ohne den verheißenen Reichserben. Ja, als Abraham den Bau auf eigne Hand fortführen wollte, mußte er den Schmerz erleben, sein Werk von Gott verworfen zu sehen: Ismael wurde der Erbschaft unwerth erklärt. So erstarb Abrahams Leib, wie der Leib Sarahs erstorben war; sie standen, ein entlaubter Doppelstamm. Aber aus dem erstorbenen Stamm brach durch Gottes Kraft das edle Reis: Isaak wurde dem Abraham von der Sarah in einem Alter geboren, wo sonst menschliche Zeugungs- und Gebärkraft als erloschen betrachtet wird.

Auf merkwürdige Weise wiederholte sich dieses Naturspiel — wenn wir es so nennen dürfen — im zweiten Geschlecht.

Und als endlich in Jakobs zahlreicher Familie ein Stamm gegeben schien, dem die Kraft innewohnen konnte, seine Krone über das ganze Erbland auszubreiten; als man hoffen konnte, es werde dieser Familie gelingen, durch allmälige Ausbreitung sich des Bodens zu bemächtigen, auf welchem das Reich Gottes erbaut werden sollte, mußten die merkwürdigsten Fügungen jede derartige Hoffnung schonungslos in ihrer Nichtigkeit bloßlegen. Es trat ein völliger Ortswechsel ein. Was von der erwählten

Familie im Lande zurückblieb, das fand sich in einigen Erbbegräbnissen; der ganze lebende Stamm wurde an die Ufer des Nils versetzt. Nicht unter fortgesetzten aufreibenden Kämpfen in Canaan sollte der Stamm zum Volk erstarken; sondern, erstarkt zum Volke, sollte er den Kampf in der Gewißheit aufnehmen, ihn zum völligen Siege durchzuführen. Nirgends anders aber konnte diese Erstarkung besser sich vollziehen, als an den fruchtbaren Ufern des Nils, wo alle natürlichen Bedingungen im ausgezeichnetsten Grade gegeben waren, um aus einer Familie in kürzester Frist ein mächtiges Volk zu bilden. Das Klima verringerte die Bedürfnisse; der Boden steigerte die Nahrung zum Ueberfluß; die nothwendige Folge war, daß die Bevölkerung sich reißend schnell vermehrte.

Ueberlegen wir nun das bisher Gesagte, so finden wir als erste Handlung Gottes zur Aufrichtung seines Reichs auf Erden: Gott selbst schuf sich durch zeugungskräftige Berufung aus kleinem Anfang ein Volk, das ihm durch Bande eines unbedingten Gehorsams verbunden, unter seine ausschließliche Leitung gestellt und aller Selbsthilfe grundsätzlich entzogen war.

Wir gehn zum zweiten Punkte über. Gab Gott seinem neugebildeten Volke ein **Gesetz**? und welches waren die Grundzüge dieses Gesetzes?

Unter mancherlei Wunderthaten, die alle, mehr oder weniger, das Kennzeichen des göttlichen Strafernstes gegen seine Feinde an sich trugen, führte Gott seine zum mächtigen Volk erstarkten Reichsgenossen aus Aegypten. Am Berg Sinai angekommen, empfingen sie das Grundgesetz des neuen Reichs, das uns unter dem Namen der zehn Gebote bekannt ist. Der Berg Sinai rauchte wie eine mächtige Feueresse; Blitze zuckten um seine felsigen Häupter; der Donner rollte, daß des Berges Grundfesten bebten; das Volk floh entsetzt zurück und wagte nicht dem Berg zu nahen. Gewaltige Worte erschollen aus Gottes Munde, Worte, deren Hall noch nach Jahrtausenden durch die ganze bewohnte Welt tönt, alle Menschenherzen mit der ewigen Wucht der Wahrheit erfassend. Wie riesige Felsblöcke rollten die ein=

zelnen Worte von der Spitze des Sinai hernieder, die entgegenstehenden Hindernisse durch ihren Anprall zermalmend. „Herab von der schärfsten Spitze des Gegensatzes, worin die Sünde als Unglaube ihre Verunreinigung in den Alles tragenden Gottesglauben hineintreibt, wird sie verfolgt durch ihre, den individuellen Lebensverband mit Gott und mit Menschen umstrickenden Akte hindurch bis in ihren geheimsten Produktionsanfang, die Lust.“ (J. T. Beck.)

Was dies Gesetz von den Gesetzen heidnischer Reiche unterschied, das war sein entschieden religiöser und streng sittlicher Charakter. Vier Gebote unter zehn gelten ausschließlich der Verehrung Gottes, indem sie auf den Grund der unbeschränkten Einheit Gottes (1) jede Abgötterei und jeden Bilderdienst (2), sowie jede Entweihung des göttlichen Namens (3) als höchste Majestätsverbrechen verbieten, und der Verehrung Gottes Einen Tag unter sieben ausschließlich zu weihen, als heilige, schon der Schöpfungsordnung eingegründete Pflicht Aller gebieten (4). Sechs weitere Gebote gelten dem gesellschaftlichen Leben. Auf den Grund der Einheit von Vater und Mutter in der Ehe, der einzigen Grundlage des gesellschaftlichen Lebens, stellen sie (5) den Naturtrieb der kindlichen Verehrung als Gottesgebot auf, und suchen sie (6—10) das Leben, die Ehe, das Eigenthum und die Ehre des Nebenmenschen gegen jede frevle That, sowie sein gesammtes Hauswesen gegen jede frevle Lust zu schützen.

Der zweite Theil erbaut sich sichtlich auf dem ersten, und es ist somit die religiöse Beziehung des Israeliten zu Gott zur Grundlage gemacht für seine sittliche Beziehung zur Gesellschaft; die Sittlichkeit ist in ihrer unzertrennlichen Verbindung mit der Frömmigkeit und zugleich in ihrer unbedingten Abhängigkeit von dieser herausgestellt; es ist ausgesprochen, daß es ohne Frömmigkeit keine Sittlichkeit gibt, und daß, wo jene in Wahrheit besteht, auch diese nothwendig sich finden muß.

Durch diesen Grundsatz war das Gesetz Israels weit über das erhoben, was wir von den Gesetzen der umliegenden Völker, ja aller Völker des Alterthums, wissen; denn die meisten dieser Völker kannten jenen Grundsatz nicht, oder, wo sie ihn kannten, war er nicht als Grundsatz für das gesammte Volksleben, nicht

als erstes und Hauptgesetz anerkannt. Er war nur das Eigenthum einiger bevorzugten Geister, nicht die Lebensregel für das ganze Volk. Eine Folge dieser Erscheinung war es, daß heidnische Gesetze für den tiefsittlichen Ernst, der insbesondere im Verbot der bösen Lust sich kundgab, keinen Raum bieten konnten; von ihrem Standpunkt aus konnte ihnen ein derartiges Gebot nicht anders als lächerlich erscheinen, während es beim Zehngebot als dessen leuchtende Krone erscheint.

So hatte also Israel aus Gottes Munde ein Gesetz erhalten, das ihm eine bevorzugte Stellung über allen übrigen Völkern der Erde einräumte. Es war der Träger des weltumgestaltenden Grundsatzes, daß Religion und Sittlichkeit zwei wesentliche Seiten eines einzigen Grundtriebs im Menschenherzen sind.

Im Uebrigen war das Gesetz eine Ansammlung von einzelnen Anordnungen, von denen nur zwei eine entschieden bestimmende (positive) Form besaßen (4 u. 5), und deren innere wesenhafte Zusammengehörigkeit erst durch die spätere Bestimmung angedeutet wurde: „Wer an Einem sündigt, der ist es ganz schuldig." Und, um ein oben gebrauchtes Bild weiterzuführen: die Felsblöcke, welche, die Sünde zermalmend, von der Spitze des Sinai niederrollten, blieben vor den Herzen der Menschen liegen.

Haben wir nun in dem Vorhergehenden gesehen, wie Gott sich selbst ein Volk erst schuf, und wie er diesem Volk persönlich Gesetze gab, so werden wir in ihm auch das **Oberhaupt** zu erkennen haben, unter dem die Glieder zu einem Ganzen zusammengefaßt wurden, und dem es übertragen war, alle richterlichen Obliegenheiten zur Ausführung zu bringen. Dies ist in der That so sehr der Fall, daß Gott nicht blos selbst sich König nennt (1 Sam. 8, 7.), sondern daß er auch gleich von vornherein von dem gesammten Volk freiwillig als solcher anerkannt wurde (2 Mos. 19, 4--8.), und zwar ausdrücklich deßhalb, weil er das Volk unter Zeichen und Wundern aus Aegypten geführt und ihm Gesetze und Rechte vorgeschrieben (5 Mos. 6, 20—24.). Gott ist es denn auch, der fernerhin als königlicher Heerführer das Volk nach Canaan führt (5 Mos. 31, 3.); der dies Land als

sein Eigenthumsland an die Israeliten vertheilt (1 Mos. 17, 8.; 3 Mos. 25, 23.); der als alleiniger Richter angesehen sein will (5 Mos. 1, 17.); der sich verbindlich macht, die Israeliten durch Glück, Sieg und Ueberfluß zu belohnen, wenn sie sein Gesetz halten, und der die außerordentlichsten Strafen über sie nicht blos droht, sondern oft genug wirklich verhängt, sobald sie seinem Gesetze untreu werden; der endlich mit einer heiligen Eifersucht darüber wacht, daß sein Volk mit andern Völkern sich nicht vermische, weil dies stets der Gefahr sie nahe brachte, von ihrem rechtmäßigen Könige ab- und in Abgötterei zu verfallen.

Natürlich mußte dies besondere Verhältniß dem jüdischen Volke ein ganz eigenthümliches Gepräge geben. Sie wurden ein priesterliches Eigenthumsvolk Gottes (2 Mos. 19, 6.); ihre Richter waren Gottesgelehrte, priesterliche Stellvertreter Gottes so sehr, daß „eine Sache vor den Richter bringen" und „Gott fragen" gleichbedeutende Begriffe waren (5 Mos. 21, 5. 2 Mos. 18, 15.); der Adel bestand aus Leviten, den priesterlichen Auserwählten Gottes; die Staatsmänner waren Propheten. Alle Bürger waren gleich; die Häupter der Stämme waren nicht kleine Könige, Herrscher in Duodezformat: sie waren Diener des allgemeinen Nutzens.

Das Ergebniß unsrer Betrachtung für die erste Zeit der jüdischen Volksgeschichte ist folgendes: *Jehova ist alleiniger König des Volks. Er hat sich durch schöpferische und gesetzgeberische Thaten die Königswürde und -Stellung erworben. Das Volk aber hat ihn freiwillig zum König erkoren*, und in Folge dessen hat das Volsleben einen vorzüglich religiösen Charakter, den Charakter eines *Reichs Gottes* angenommen. Dies ist nicht ein Ausdruck für eine neue Art von Staatsverfassung, die man als „Theokratie" neben Monarchie, Demokratie rc. einzuführen gesucht hat; er bezeichnet nur *die ausnehmend überweltliche, religiöse Art*, wie die damaligen Israeliten in jenem Zeitpunkt ihrer Geschichte ihr gesammtes Staatsleben betrachteten, oder, wenn wir noch genauer reden wollen, wie sie es nach Gottes Willen betrachten sollten. Denn man kann sich nicht darüber täuschen, daß das Reich Got-

tes mehr ein Ideal einiger Wenigen blieb, als daß es im Volke je eine längere Verwirklichung gefunden.

Schon in der Wüste gab das Volk die deutlichsten Belege, daß es von einem Königthum Gottes, und wozu sie dies verpflichte, keinen rechten Begriff habe. Und wenn auch viele Jahre nachher noch, nachdem längst Canaan des Volkes Wohnsitz geworden, gesagt werden konnte: „Es war kein (Menschen-) König im Lande," so mußte es doch als eine traurige Thatsache unumwunden zugestanden werden, daß auch Gott nicht als König anerkannt wurde. Die Idee von einem unsichtbaren Königthum Gottes trat bis zu völliger Verlöschung in den Hintergrund; und es war nur das Aussprechen eines längst und allgemein gefühlten Bedürfnisses, wenn das Volk endlich von Samuel einen sichtbaren König verlangte, wie alle Heidenvölker deren besaßen. Der Prophet bezeichnete zwar dies Begehren als ein Majestätsverbrechen gegen Gott. Gleichwohl ging der Wille des Volks gegen des Propheten Willen durch. Der König kam. Das Reich Gottes war ein irdisches Königreich geworden.

Diese Entwicklung war im Ganzen nicht unerwartet gekommen. Schon Moses hatte ihr Kommen vorausgesehen und für diesen Fall besondere Bestimmungen getroffen (5 Mos. 17, 14—20.). Er hatte diese Entwicklung nicht gewünscht; aber er hatte eingesehen, daß sie kommen könne; und als weiser Gesetzgeber hatte er der Gefahr zum Voraus den Stachel zu nehmen gesucht. Manche seiner Anordnungen wurden übergangen; einige hielt man fest. So wachte man, ich darf sagen, mit glühendem Eifer darüber, daß kein Auswärtiger je König würde, und wir werden später sehen, wie dieser Eifer noch in den Pharisäern zu Jesu Zeit glühte. Ebenso bewahrte man wenigstens für den Anfang die Bestimmung, daß Gott den König erwählen müsse. Es geschah dies durch das Loos und die Salbung. Ja auch für die schlimmsten Augenblicke der spätern Zeit galt es als unumstößlicher Grundsatz, daß Gott die Könige ein- und absetze. Es blieb für jeden König maßgebendes Staatsgrundgesetz, daß Gott die unbedingte Oberherrschaft inne habe; und die Mißachtung dieses Gesetzes brachte manchen König um Thron und Leben. Der König war genöthigt, einen hierauf bezüglichen Vertrag zu unter-

zeichnen (1 Sam. 10, 25. 2 Kön. 11, 17.); und seine Macht wurde gemildert nicht nur durch die von Alters her bestehende Einrichtung der Stammhäupter, der Leviten und Priester, sondern vorzüglich durch die Propheten, die je und je von Neuem die Rechte Gottes auch dem König gegenüber zur Geltung brachten. Was man dem König allgemein zugestand, das war die oberste Führerschaft im Krieg, das oberste Richteramt nebst dem Begnadigungsrecht, und die Berechtigung zu Reformationen des religiösen Wesens, wenn dasselbe von seiner reingöttlichen Grundlage abgewichen war.

Immerhin, trotz aller Beschränkungen der königlichen Macht, söhnte die Prophetie sich nur schwer mit dem irdischen Königthum aus. Es bedurfte der ganzen Herrlichkeit und des hochreligiösen Schwunges von Königsregierungen, wie die Davids und Salomo's waren, um den Propheten eine Vereinigung des ursprünglichen Reichs Gottes mit einem irdischen Königreich als möglich erscheinen zu lassen. Die Folgezeit mit ihren furchtbaren Verirrungen that übrigens das Ihrige, um das davidisch-salomonische Königreich als ein glänzendes Ideal herauszuheben. Die Gegenwart bot bald nichts mehr, was einem Reich Gottes entfernt ähnlich gewesen wäre; das Reich Gottes flüchtete in die Schriften der Propheten; man verlegte seine Wiederaufrichtung in die Zukunft. Um den verheißenen Davidssohn gruppirten sich die heißesten Hoffnungen. Und in den langen Jahrhunderten der religiösen Dürre, wo kein Prophet zum Volke redete, traten die Pharisäer als Wächter dieser Hoffnungen auf.

B. Die Ausführung des Plans.

Fast ein halbes Jahrhundert war verflossen, seit die letzte Prophetenstimme in Israel gehört worden war. Erschütternde Leiden waren über das Volk gekommen; große Anstrengungen waren gemacht worden zur Wiederherstellung der verloren gegangenen Selbständigkeit; mit fanatischem Muth hatte man die

Fesseln fremder Despoten abgeschüttelt; man hatte die Bundesgenossenschaft des politisch bedeutendsten Volkes der alten Welt, der Römer, errungen. Römer und Juden, Politik und Religion im Bunde! Glänzende Lufterscheinung! Das Meteor verschwand; die Nacht war finsterer als zuvor. Die römischen Bundesgenossen waren Knechte der Römer geworden; knirschend trugen sie die verhaßten Fesseln. Das Reich Gottes war ein Traum vergangener Tage, war die einzige, mit der Gluth der Verzweiflung gehegte Hoffnung der Zukunft.

Da erscholl in der Nähe des Jordan plötzlich eine Stimme: „Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen.“ Wie auf Windesflügeln drang dies Wort bis in die fernsten Enden des Landes. Wenn die Erde sich geöffnet hätte, um wie zu Mosis Zeit die Feinde des Herrn zu verschlingen, es hätte nicht erschütternder wirken können, als diese Botschaft wirkte. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich aller Seelen. In ungezählten Schaaren strömte das Volk zu den Ufern des Jordan, um den wunderbaren Mann zu schauen, das Zauberwort der Erlösung aus seinem Munde zu vernehmen. Man hörte wieder eine Prophetenstimme; man fühlte Gottes heilige Nähe; man lebte in Erwartung der Dinge, die sich nun offenbaren würden. Man ließ sich ohne Widerrede die härtesten Worte sagen; man unterwarf sich ohne Sträuben der Reinigungsceremonie, die der Prophet anordnete, so neu und ungewohnt, ja anstößig sie einem Volk erscheinen mußte, das schon durch seine natürliche Abstammung von Abraham das geheiligte Priestervolk Gottes zu sein glaubte. Dem Reich Gottes zu lieb hätte man sich schwereren Ceremonien unterzogen, als die verlangte war; die schwierigste Arbeit schien gering gegen den Gewinn, der in Aussicht gestellt war. Man war geneigt, in Johannes, dem Täufer, den längst ersehnten Messias zu erkennen.

Ob er es in der That sei, — wem konnte diese Frage näher am Herzen liegen, als den Pharisäern, den berufenen Wächtern der Messiashoffnungen? Wir sehen sie alsbald ihres Wächteramtes warten. Bisher hatte Johannes auf der peträischen Seite des Jordan getauft und gepredigt. Niemand hatte, so seltsam uns dies bei unserm bis ins Einzelnste geregelten Polizeileben erscheinen mag, irgend eine Einsprache gegen seine Wirksamkeit er-

hoben, so mächtig sie auch das Volk erregte. Nun war er auf die judäische Seite des Flusses und damit in den Machtbereich der jüdischen Volksobersten übergetreten. Kaum war dies geschehen, so erschien eine Gesandtschaft von Jerusalem, um von ihm eine Antwort auf die amtliche Frage zu verlangen: „Wer bist du? Warum taufest du?“ Es war die Messiasfrage. Denn eine so seltsame und auffallende Erscheinung war die am Jordan vollzogene Reinigungstaufe, daß man entschlossen war, das Recht zu einer solchen Handlung nur Einem zuzugestehen, dem Messias.

Johannes bekannte mit einer Offenheit, die nichts zu wünschen übrig ließ, daß er der Messias nicht sei. Gleichwohl behauptete er mit Entschiedenheit sein Recht, zu taufen. Das war ein Widerspruch, den die Pharisäer nicht zu lösen vermochten (Luk. 20, 4—7.). Ueberhaupt lag in der Antwort des Johannes eine Mischung von Demuth und Selbstschätzung, von Bescheidenheit und Erhebung, die nur wirklich großen oder wahrhaft frommen Menschen verständlich werden konnte. Er bekannte frei, nicht der Messias, nicht der oder jener Prophet zu sein, mit dessen Namen man bestimmte sinnliche Vorstellungen vom Messiasreich verknüpfte; er nannte sich eine Predigerstimme. Was ist die Stimme ohne Den, von dem sie ausgeht? Nichts. Aber an dem, von dem sie ausgeht, ist die Stimme das Geistigste und Wirksamste. Nichts bin ich, sagt Johannes, ohne Den, von dem ich ausgehe; aber größer bin ich und wirksamer, als alle früheren Propheten; denn bei ihrer Keinem ist so die Person im göttlichen Beruf aufgegangen, daß die Person nichts mehr war, der Beruf Alles.

Das war nun freilich keine Antwort, die den Pharisäern genügen konnte. Leute ihrer Art messen Alles und Jeden nach dem Maßstabe ihrer Parteigrundsätze; und weder auf Geltung, noch Anerkennung, ja nicht einmal auf Verständniß kann derjenige bei ihnen rechnen, der sich nicht in das Prokrustesbett oder in irgend ein Fach ihrer sogenannten Glaubenslehre einlegen läßt. Titel, Form und Name gilt bei ihnen Alles; nichts gilt Wesen, Geist und Sache. Ihnen fehlt jede wirkliche Größe, fehlt die wahre Frömmigkeit; und wie sie den Anfang einer großen Sache nicht verstehen können, so bleibt ihnen die Entwicklung derselben stets unverständlich, das Ende stets ein Räthsel.

Dies mußte das Schicksal der Pharisäer werden, wenn nicht die Unruhe, in welche des Johannes räthselhafte Antwort sie zu versetzen geeignet war, bei ihnen das Bestreben erzeugte, die jedenfalls nothwendige Aenderung an sich und ihrem System zu vollziehen, statt von Johannes sie zu verlangen; es mußte ihr Schicksal werden, der weiteren Entwicklung des von Johannes Begonnenen ohne alles Verständniß gegenüberzustehen, wenn sie den Beginn nicht begriffen.

Wie dies Schicksal sich in Wirklichkeit erfüllte, das zu schildern muß der spätern Darstellung überlassen bleiben; wir hatten hier nur den Keim der künftigen Entwicklung aufzuweisen.

In verneinendem Sinn war also die Messiasfrage gelöst. Johannes war wohl der größte unter den Propheten, insofern bei Keinem wie bei ihm Beruf und Person Eins geworden; aber der Messias war er nicht. Er war nicht der Gründer des Reichs Gottes. Sein Beruf war: die Stätte, auf welcher das Reich Gottes gegründet werden sollte, zu ebnen, von Unkraut und Gestrüpp sie zu reinigen. Das that er mit einer Schärfe, einem Eifer und augenblicklichen Erfolg, daß man versucht war, seiner Kraft das Größte zuzutrauen. Aber er selbst zog mit einer Demuth, die ihn größer erscheinen läßt als selbst seine wunderbare Kraft, die Grenzen dieser Kraft. Eine scheinbar unermeßliche Kraft, gemäßigt von einer unerschütterlichen Demuth, das begründete die wahre Größe des Johannes. Wir sind zu dem Geständniß genöthigt, daß außer Einem die Weltgeschichte bis auf den heutigen Tag keinen Mann aufzuweisen hat, der dem Johannes in diesem Punkte auch nur gleich käme.

Immerhin war des Johannes Werk ein äußeres. Der auf der geebneten Stätte das Fundament in's Innere legen sollte, der größere Meister mußte noch kommen. Er kam in Dem, auf welchen Johannes verwies, in Jesu Christo. Das Symbol der Johanneischen Wirksamkeit war das Wasser gewesen; Jesu Symbol war das Feuer und der Geist. Der Mond, für unser Auge das größte der Gestirne am nächtlichen Himmel, trat zurück vor dem mächtigeren Tagesgestirn, das mit seinem feurigen Glanze bald die ganze Welt erfüllen sollte.

„Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes herbei gekommen.“ (Marc. 1, 15.)

Wir haben nun zu untersuchen, in welcher Weise Jesus sich der Ausführung des Plans unterzog, den Gott im Alten Testament für sein Reich vorgezeichnet hatte. Wir erinnern uns, daß es drei Punkte waren, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Gott wählte sich selbst sein Volk, gab ihm selbst die Gesetze und erklärte sich selbst für das einzige Oberhaupt, den unumschränkten König dieses Volkes. Wie stellte sich Jesus zu diesen Haupterfordernissen des Reiches Gottes?

Wir unterwerfen den letzten der drei Punkte zuerst unsrer Betrachtung. Die Königsfrage ist die eigentliche Kernfrage; durch ihre Gestaltung ist die Gestalt der beiden übrigen wesentlich bedingt. Auch war sie wirklich damals eine Zeitfrage nicht blos in Palästina; der ganze Erdkreis war bei ihrer Beantwortung in Mitleidenschaft gezogen. Es wogte rauschend und erregend durch den Erdkreis ein Gerücht, daß aus Judäa ein Mann aufstehen werde, der sich der Weltherrschaft bemächtigen werde.

Jesus trat auf, und seine Aeußerungen ließen bald keinen Zweifel mehr darüber, daß er behauptete, der von den Propheten des jüdischen Volks längst verkündigte und nun in aller Welt erwartete König, der Gesalbte Gottes zu sein. Ja, seine Aeußerungen überstiegen alles denkbar menschliche Maß. Nicht nur, daß er eine höhere Königswürde beanspruchte, als die Davids, des größten jüdischen Königs, gewesen; nicht nur, daß er sich geradezu einen Herrn Davids nannte (Luk. 20, 41—44.): er machte sich Gott selbst gleich; schrieb sich gleiches Wesen und gleiche Macht zu; behauptete, Gott habe zu seinen Gunsten auf alles Gericht über die Welt verzichtet; und bestand darauf, daß alle Menschen verpflichtet seien, ihm die gleiche Ehre zu erweisen, die sie sonst nur Gott allein schuldig zu sein glaubten (Joh. 5, 18—23.). Das ganze Evangelium des Johannes ist voll von diesen Aussprüchen; aber auch die übrigen Evangelisten wissen Aehnliches aus Jesu Mund zu berichten. Nicht zufrieden damit, sich zu wiederholten Malen einem König zu vergleichen, dem ein gewisses Maß von Macht über ein gewisses Reich gegeben ist, sagt er geradezu, daß alle Dinge ihm übergeben seien (Matth. 11, 27.), daß ihm gegeben sei alle Gewalt im Himmel und auf Erden (Matth. 28, 18.), daß man ihn werde sitzen sehen zur

Rechten Gottes (Matth. 26, 64.), und bezeichnete es als seine Königsbefugniß, einmal unter allen Völkern eine richterliche Scheidung vorzunehmen und ein richterliches Urtheil mit ewiger Giltigkeit zu fällen (Matth. 25, 31—46.). Nach dem übereinstimmenden Zeugniß derjenigen also, welche das Leben Jesu uns beschrieben haben, beanspruchte Jesus für seine Person dieselbe Stellung, die einst Gott im Alten Testament eingenommen, die Stellung eines unumschränkten und ausschließlich einzigen Königs in dem neu gegründeten, die ganze Welt umfassenden Reich; und er gab diesen Ansprüchen thatsächlichen Ausdruck durch seinen mit sichtbarer Absichtlichkeit unternommenen, vom Jubel des Volks umwogten Königseinzug in Jerusalem.

Für uns Nachgeborne haben diese Verhältnisse auf den ersten Anblick etwas Fremdartiges; den damals Lebenden waren sie durchaus vertraut. Man erwartete von dem verheißenen König in der That eben das, was Jesus forderte. Man lebte völlig und mit der Gluth einer ersten, wie mit der Zähigkeit einer letzten Liebe in diesem Gedankengang. Durch die Forderungen Jesu kräftigten sich diese Ideen; die Offenbarung seiner wunderbaren Kraft ließ sie zu heller Flamme auflodern. Man war bereit, ihn als König anzuerkennen.

Nach einer wunderbaren Speisung schickten Tausende sich an, ihm die Königskrone anzutragen (Joh. 6, 15.). Seine eigenen Jünger stritten sich zu wiederholten Malen über die Frage, wer von ihnen bestimmt sei, die höchste Würdenstellung in dem neuen Königreich einzunehmen (Matth. 18, 1. Mark. 9, 34. Luc. 22, 24.). Die Mutter der Söhne Zebedäi erbat durch einen Fußfall, daß ihre beiden Söhne im neuen Reich zur Rechten und Linken des Königs sitzen möchten (Matth. 20, 21.).

Ebenso war man bereit, Königsbefugnisse auf ihn zu übertragen, sein Wort als entscheidenden Richterspruch in allerlei Streitfragen des menschlichen Verkehrs anzurufen und gelten zu lassen.

Einer aus dem Volk forderte ihn auf, in einem Erbschaftsstreit ein richterliches Machtgebot zu sprechen (Luc. 12, 13.). Die Pharisäer und Obersten des Volks legten ihm zur Entscheidung die schwierige und alle Gemüther lebhaft erregende Streitfrage

vor, ob es recht sei, daß sie dem Kaiser, einem Fremden, den Schoß gäben, da doch Moses geboten, nur einen Einheimischen zum König zu erwählen (Luc. 20, 22.).

So kamen also die Juden von allen Seiten Jesu mit der Anerkennung seiner königlich-richterlichen Forderungen entgegen; und es bedurfte von seiner Seite nur Eines Worts, um die große politische Gährung in Gang zu bringen, welche die verhaßte Fremdherrschaft der Römer und ihres feilen Sklaven, des Herodes, ausgestoßen hätte, wie der gährende Wein den von fremder Hand eingetriebenen Zapfen ausstößt. Der Zündstoff lag bereit; er wartete nur auf den elektrischen Funken, um in die volle Gluth der Empörung auszubrechen. Und hatte Jesus die Macht, welche er so oft und mit so entschiedenem Nachdruck sich beilegte, so war an dem günstigen Erfolg des Unternehmens kein Zweifel möglich.

Jesus sprach das Eine, sehnlich erwartete Wort nicht. Warum nicht? Wir könnten einfach antworten: weil er kein weltliches Reich aufrichten wollte. Denn heute noch weitläufig beweisen wollen, daß Christus es auf kein irdisches Reich angelegt habe, daß gerade das Entgegengesetzte auf die entschiedenste Weise der Zweck seines Lebens gewesen, das hieße nach Herders Ausdruck „Licht in die Sonne tragen.“ Gleichwohl müssen wir der Frage näher treten. Denn erstlich könnte man doch einwenden: wenn wir auch zugeben, daß Jesus am Ende seines Lebens auf Errichtung eines irdischen Königreichs verzichtete, so ist damit nicht bewiesen, daß er überhaupt von Anfang an einen derartigen Plan nicht gefaßt hatte. Sein Verzicht kann ebensowohl das Ergebniß einer vereitelten Unternehmung, als das Festhalten an einem ursprünglichen Grundsatz sein. Ferner ist jene Frage, wenn auch in den Köpfen unserer meisten Theologen, bei weitem noch nicht in den Herzen unsres Volks gelöst; vielmehr tritt sie hier in immer neuen Gestalten und Formen auf. Und endlich ist es überhaupt nur halb richtig, wenn man sagt, Jesus habe kein irdisches, nur ein geistliches Königreich auf Erden gründen wollen. Er sollte der Erfüller der g a n z e n alttestamentlichen Reich-Gottes-Hoffnung sein.

Zum Beweis, daß Jesu Absicht nicht gewesen sei, ein irdisches Reich zu gründen, pflegt man jenes Wort anzuführen, das

er vor Pilatus sprach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Nun läßt sich aber nicht leugnen, daß möglicherweise dies Wort überhaupt nur die sittlich-religiöse Bedeutung des Reiches Christi hervorheben sollte. Eben so wenig ließe sich, falls wir nur nach dieser einen Stelle unser Urtheil bilden sollten, gegen folgende Auslegung etwas einwenden: war Christi Reich nicht aus (so lautet der Grundtext) dieser Welt, so konnte es immerhin als ein irdisch sichtbares in diese Welt hineingegründet werden; denn das Irdischsichtbare ist an sich nichts Sündliches, also nichts dem Reiche Christi an sich Widerstreitendes. Nehmen wir aber auch die Stelle in der gewöhnlich ihr beigelegten Bedeutung, so beweist sie doch für sich höchstens so viel: in dem Augenblick, da Jesus vor Pilatus stand, hatte er völlig darauf verzichtet, ein weltliches Reich aufzurichten. Aber in welchem Zustande befand sich auch Jesus vor Pilatus! Verworfen von seinem Volk, verhöhnt, verspieen, geschlagen, dem sichern Uebelthätertod entgegensehend. Was Wunder, wenn völlige Verzweiflung an dem Plan und Werk seines ganzen Lebens ihm jenes Wort ausgepreßt hätte!

Wir haben also die Aufgabe, wenn möglich aus den frühern Zeitabschnitten seines Lebens nachzuweisen, daß das angeführte Wort nichts weniger als eine Klage über vereitelte Pläne und getäuschte Hoffnungen, daß es vielmehr das gewollte Ergebniß der ganzen Lebensarbeit Jesu gewesen; mit andern Worten: daß Jesus von Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit an den festen Plan gehabt, überhaupt während seiner Lebenszeit auf Erden kein weltliches Reich zu begründen.

Wir gehen bis zu seiner Taufe zurück. Er erscheint vor demselben Johannes, der zuvor die glänzendsten und großartigsten Zeugnisse von dem schon erschienenen, aber noch unerkannten Messias abgelegt. Ein wunderbarer Vorgang bei der Taufe erschließt dem Johannes die Gewißheit, daß er Den vor sich habe, von dem er gezeugt hatte. Welchen Schluß nun zieht Johannes, der Mann von tiefer Menschenkenntniß, aus den Beobachtungen, die er während dieses Vorgangs über Jesum gemacht? An dem Tage, da er Jesum nach der Taufe zum erstenmal wieder sieht, ruft er seinen Jüngern zu: „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde wegnimmt und trägt!“ Er nennt ihn also ein

Gottes-Lamm, das bestimmt ist, die Sündenlast einer Welt zu tragen. Was nun auch der Täufer unter diesem Bild sich gedacht haben mag, so viel ist gewiß: hätte er aus Jesu Erscheinung und persönlichem Auftreten die Ueberzeugung gewonnen, dieser Mann wolle eine weltliche Königskrone sich auf's Haupt setzen, er hätte für seine Ueberzeugung keinen unpassenderen Ausdruck wählen können, als den er wirklich gebraucht. Das erste Auftreten Jesu also machte auf einen Zeugen, der in diesem Punkte um so unverfänglicher ist, als seine Beobachtung seinen eigenen Wünschen und Bestrebungen geradezu widersprach, auf einen Zeugen, dessen Wahrheitsliebe wie einzige Befähigung über allen Zweifel erhaben ist, nichts weniger als den Eindruck eines Bewerbers um eine weltliche Königskrone. Viel eher, müssen wir gestehen, entspräche die Zeichnung des Johannes dem Bilde, das wir von Jesu Auftreten vor Pilatus empfangen.

Es folgt die Versuchungsgeschichte, dieser wunderbare, viel angefochtene Evangelienbericht. Indem wir die Untersuchung über die Geschichtlichkeit dieses Berichts einem spätern Werk überlassen, und ohne uns hier auf die Frage einzulassen, ob der genannte Vorgang nach den evangelischen Berichten als ein innerer oder äußerer betrachtet sein wolle, können wir als gesichert so viel auf jeden Fall festhalten: Jesus selbst hat den Vorfall seinen Jüngern erzählt; denn es ist unmöglich, auch mit dem schärfsten kritischen Auge unter den Zeitgenossen Jesu nur eine Spur jener außerordentlichen Befähigung aufzufinden, die im Stande gewesen wäre, eine so durch und durch charakteristische, so psychologisch großartige Geschichte zu erdichten. Haben wir aber in dem Bericht eine eigene Erzählung Jesu, so eröffnet er uns jedenfalls einen Blick in die geheimen Gedankengänge, mit denen Jesus sein großes Werk unternahm. Und was sehen wir? Die Gründung eines Reichs von weltlicher Herrschaft vermittels wunderbarer Großthaten und eigenmächtiger Selbsthilfe betrachtet Jesus als gleichbedeutend mit einer Teufelsanbetung. Er nimmt den Titel eines Gottessohns, des verheißenen Messias, des Königs also im neuen Gottesreich an; aber er will dies Reich aufbauen durch unbedingtes Vertrauen auf Gottes Wort ohne jegliche Selbsthilfe, durch demüthigen Verzicht auf jede Ehre, welche nur um den Preis einer auf das jüdische Nationalgefühl berechneten

Wunderthäterei zu erringen wäre, und endlich durch bedingungslose Unterwerfung unter den alleingiltigen Willen Gottes.

Wir gehen weiter. Jesus beginnt die Gründung seines Reichs. Kein Versuch, sich mit den Hohen und Angesehenen des Volks in's Benehmen zu setzen: seine ersten Reichsgenossen sind einige arme Fischer aus dem verachtetsten Theil des Landes. — Er offenbart in mächtigen Reden seine Reichsgedanken: und er preist selig die Armen an Geist, die Leidtragenden, die Sanftmüthigen, die Friedfertigen; er weissagt den Reichsgliedern — Verschmähung und Verfolgungen. Er verlangt von ihnen eine Duldung aller Ungerechtigkeiten, die über das Maß des Menschenmöglichen hinauszugehen scheint; und was er ihnen als Ersatz dafür verheißt, ist ein künftiger Lohn eines unsichtbaren Gottes. — Er verweist einen Johannes, der ihn zu rascherer Bethätigung seines königlichen Berufs drängen will, auf seine Liebesthaten an Blinden, Tauben, Lahmen, Aussätzigen. — Er verrichtet Wunder über Wunder, und er verbietet deren Bekanntmachung. — Man will ihn zum König machen: er entweicht der begeisterten Menge. — Man legt ihm richterliche Fragen vor: er verweigert ihre Entscheidung. — Seine Jünger wünschen Ehrenstellen in seinem Reich: er bietet ihnen den Kelch der Leiden, den er mit schaudernder Seele an die Lippe setzt. — Die Pharisäer fragen ihn, wann denn endlich das erwartete Reich Gottes komme; er erklärt ihnen, daß es schon da sei, obwohl sie es nicht sähen; es sei überhaupt etwas, das nicht in äußerlichen Anstalten und Einrichtungen sich darstelle. — Einer seiner Jünger zieht einmal das Schwert zum Kampf um das Reich und seinen König: er gebietet ihm, das Schwert wieder einzustecken.

Vergleichen wir nun die früher angeführten Aussprüche Jesu mit seinem bisher beobachteten Verfahren, so stehen wir vor einem unlöslichen Widerspruch, so lange wir von der Ansicht ausgehen, Jesus habe ein weltliches Königreich aufrichten wollen. Wir hören unaufhörlich Aussprüche aus Jesu Mund, wie sie nur ein von seiner Machtfülle völlig durchdrungener König geben kann; und wir sehen Jesum überall das Gegentheil von dem thun, was ein König nach Weltansicht thun müßte, um ein Reich zu gründen. Wir können uns dem Widerspruch einzig durch das ehrliche Zugeständniß entwinden: in Jesu Plan lag die Errichtung eines

andern, als weltlich-irdischen Königreichs. Nur der Einzug in Jerusalem scheint diese Aufstellung zu widerlegen. Gleichwohl ist gerade er ihre beste Bestätigung. Das Einzige, was Jesus dabei selbstthätig anordnet, ist die Herbeiführung einer Eselin. Sonst läßt er Alles mit und an sich nur geschehen. Der herzlichste Volksjubel entlockt seinem Auge nicht einmal einen Freudenblick. Wohl nie ist ein König so voll dunkler Vorgefühle, so mit blutendem Herzen in seine Residenzstadt eingezogen. Er ringt mit Thränen eines gewaltigen Mitleids, und Worte düsterer Prophezeihung pressen sich zwischen seinen Lippen hervor: er sieht im Geist die herrliche Königstadt als einen Trümmerhaufen. Nein, so zieht kein König, dessen Herz von irdischen Reichsgedanken geschwellt ist, in seine jubelnde Hauptstadt ein. Man fühlt: hier vollzieht sich ein schreckliches Geschick; und wenn aus diesen Zurüstungen ein Reich entsteht, so findet es nicht seines Gleichen in der Welt. In der That hatte Jesus schon geraume Zeit vorher seinen Jüngern mitgetheilt, daß er, um sein Reich aufzurichten, in Jerusalem werde eines gewaltsamen Todes sterben müssen. In einer wunderbaren Erscheinung auf einem Berge hatten Himmelsboten mit ihm von dem Ende geredet, das er in Jerusalem nehmen sollte. Mit unverwandtem Auge ging er diesem Ziele entgegen. Er hat es als Forderung des göttlichen Reichsplanes erkannt, daß er sein Leben lasse, und somit war es sein eigener Plan (Joh. 10, 18.). Die Stunde war gekommen. Sein Einzug in Jerusalem sollte die Losung zur Ausführung des Planes geben. Er starb unter den Händen seiner Feinde; aber sein Einzug hatte gezeigt, daß er in freier Selbstbestimmung, nicht als ein Ueberwältigter starb. Sein Kreuz trug die einfache, erhabene Inschrift: „Jesus von Nazareth, König der Juden."

Wir haben den Weg verfolgt, auf welchem Jesus ein Menschenkönig wurde, und wir haben gefunden, daß das Ende dem Anfang entspricht, wie der Weissagung die Erfüllung, wie die ausgereifte Frucht dem Samen. „Durch Verleugnung aller weltlichen Mittel und Rechte, durch unbedingten Gehorsam gegen Gott auf dem herbsten Leidens- und Sterbensweg" errang er sich die Königskrone als eine gerechte Belohnung von Seite Gottes. Das alte Prophetenwort war erfüllt: „Aber Ich

habe meinen König eingesetzt auf meinem heiligen Berge Zion." (J. T. Beck.)

Jesus wollte ein Menschenkönig sein in der Weise, wie Gott selbst im Alten Bunde der König des Volkes Israel war. Da er nicht auf dem Thron geboren war, so fragt es sich: wie kam er zu einem Volk? Es standen ihm hiezu scheinbar nur zwei Wege offen. Entweder er verband sich mit den bisherigen Machthabern des Volks, den Pharisäern, und ließ sich von diesen die Königskrone über das ihnen untergebene Volk übertragen; oder er stellte sich an die Spitze des Volks und verdrängte mit dessen Hilfe die zeitherigen Machthaber. Wir wissen, daß er beide Wege verschmähte, und einen andern, dritten, erwählte. Wir haben nun den Grund dieser Erscheinung zu erforschen und sodann den von Christo eingeschlagenen Weg zu prüfen.

Ueber der Entstehung des Pharisäismus liegt ein gewisses Dunkel. Wahrscheinlich haben wir die Entstehung dieses religiös-politischen Ordens in der Zeit kurz nach der siebzigjährigen Gefangenschaft des Volkes Israel zu suchen; und wir werden kaum irren, wenn wir uns als seinen Gründer einen Mann denken, der in schwärmerischer Begeisterung das jüdische Vorbild des spanischen Loyola war. Die Begeisterung und abgesonderte Strenge dieses Schwärmers zuckte, wie der Blitz aus dunkeln Wolken, aus seiner düsteren Abgeschiedenheit hervor und entzündete andere Gemüther zu gleicher Absonderung. Feste Regeln und bindende Gelübde umschlossen bald den jungen Orden der „Abgesonderten" — denn das ist die deutsche Bedeutung des hebräischen Namens. Das verborgene Feuer brach an weiteren Stellen durch und entflammte bald einen allgemeinen Eifer, das väterliche Gesetz gegen alle Anfeindungen von Außen sicher zu stellen und ihm inmitten des Volks wieder eine allgemeine und unbedingte Geltung zu verschaffen. Man durchforschte das wieder aufgefundene Gesetz mit glühendem Eifer, man theilte die gewonnenen Ueberzeugungen zuerst in Jerusalem den andern Juden mit. Die Lehre trug sich auf die benachbarten Ortschaften über, zog in die fernsten Gegenden. An allen Orten entstanden Lehrschulen, Synagogen. Diejenigen der Pharisäer, welche selbst Schriftgelehrte waren, wurden allerorten Schriftlehrer; die andern förderten durch andre

Mittel die gleichen Zwecke. Und je weniger verbreitet die heiligen Schriften selbst waren, desto höher stieg das Ansehen derer, welche sich im Besitz dieser köstlichen Lehrschriften fanden, und welche eben so bereit waren, ihre Kenntnisse allenthalben mitzutheilen, als sie diese Mittheilungen selbst in Einem Sinn und Geist ausführten.

Darin ruhte die große geschichtliche Bedeutung der Pharisäer. Sie waren wirklich eine Zeitlang die Einzigen, welche den Dienst des Einen Gottes in der Zeit eines allgemeinen Verfalls aufrecht erhielten; und ihrem Eifer ist es zu verdanken, daß die Israeliten nach der babylonischen Gefangenschaft nicht mehr, wie früher so häufig, in Abgötterei verfielen. Die Zeit aber, die an eigener geistiger Zeugungskraft innerlich arm war, noch geschwängert mit ketzerischen Gedanken, die das Volk aus siebzigjähriger Beiwohnung der Heidenvölker in sich aufgenommen, voll schmerzlicher Erinnerungen an frühere staatliche Größe und gegenwärtige Erniedrigung, — diese Zeit schien an die Pharisäer dreierlei Forderungen zu stellen. Wo der Mangel prophetischer Begabung eine zeugungskräftige Fortbildung der göttlichen Lehre unmöglich machte, schien man um so ernster darauf angewiesen zu sein, die vorhandenen Lehren auf's Strengste festzuhalten, und mit entscheidendem Nachdruck auch das Geringste zu betonen. Den eingeschlichenen Irrlehren ferner schien nichts gewisser und wirksamer wehren zu können, als die offene, ungescheute Darlegung eigener Frömmigkeit. Die Erinnerung endlich an vergangene Größe und gegenwärtige Niedrigkeit im staatlichen Leben mußte dem Gegendruck einer Hoffnung auf zukünftige Volksherrlichkeit weichen. Indem sich nun die Pharisäer zu lebendigen Darstellern dieser Zeitforderungen machten, wurden sie die Männer der Zeit, mit dem Glanz eines Ansehens umgeben, wie es vielleicht nach ihnen nur die Jesuiten in ihren günstigsten Zeiten genossen haben.

Aber die Pharisäer hätten keine Menschen sein müssen, wenn sie eine ungemessene Macht hätten gebrauchen können, ohne sie allmälig zu mißbrauchen. Zwar zunächst gewann es den Anschein, als ob die Nachkommen der Gründer des Ordens in noch höherem Grad die Forderungen der Zeit erfüllten, als die Väter selbst. Die Gesetzeserklärungen, Rathschläge und Bekenntnisse der

Väter wurden durch die Nachkommen selbst wieder zu bindenden Gesetzen erklärt, mit göttlichem Ansehen bekleidet; eine ernstere Frömmigkeit erfand immer mehr Werke, in welchen sie sich vor dem Volk offenbaren konnte; die Ausmalung der Zukunft wurde immer farbenreicher und glänzender. Allein gerade in dieser Verschärfung berechtigter Zeitforderungen lag deren Abstumpfung. Das allzu scharf geschliffene Messer wurde schartig. Mit der Erhöhung der Forderungen hätte die Erhöhung derjenigen Kraft, welche den Forderungen genügen konnte, gleichen Schritt halten müssen. In Wirklichkeit war das Gegentheil der Fall. Die Kraft nahm bei Pharisäern und Volk in demselben Maße ab, als die Forderungen zunahmen. Das Feuer der ersten Begeisterung war erloschen: der kalte Schein blieb; der Stern der Frömmigkeit war vom Firmament verschwunden: nur seine Strahlen zitterten noch einige Jahrzehnte durch das irdische Dunkel; allmälig erloschen auch diese; einige Irrlichter tanzten noch über dem Sumpf einer regungs- und bewegungslosen Volksmasse.

So vollzog sich die große Veränderung im Wesen des Pharisäismus, die wir zu Jesu Zeit abgeschlossen vor uns sehen. Bei den Vätern war Alles Ausdruck einer wenn auch schwärmerischen, doch immerhin wirklichen Begeisterung gewesen. Ihre Gesetzesstrenge, ihre Frömmigkeit, ihre Hoffnung zukünftiger Herrlichkeit hatte einen natürlichen Boden in der Zeit und in den Herzen der Menschen. Macht, Ehre und Genuß waren Gaben, die ihnen das Volk in freiwilliger Anerkennung ihrer wirklichen Verdienste darbrachte. Genuß, Ehre und Macht wollten die Nachkommen um so weniger fahren lassen, je mehr ihnen selbst die natürliche Begeisterung, dem Volk die Kraft zur Erfüllung ihrer Vorschriften abhanden kam. So mußte die Kunst ersetzen, was die Natur nicht mehr leistete: die Gesetzesstrenge wurde zur Wortfechterei, die Frömmigkeit zur Schauspielerei, die Hoffnung zukünftiger Herrlichkeit zur oberflächlichen Schönfärberei ohne den kräftigen Untergrund der Gesetzeserfüllung. Und was nicht mehr freiwillig gegeben wurde, mußte gesucht werden: man suchte Macht, suchte Ehre, suchte Genuß, immer noch unter dem Schein, als ob es Gottes Wort und Gottes Dienst gelte, während es in Wirklichkeit nur mehr die eigene Person galt.

In solcher Verfassung traf Jesus die Pharisäer, als er auftrat. Er hatte eben, wie wir gesehen haben, in der Wüste jene drei Versuchungen, denen die Pharisäer erlegen waren, überwunden. Schon seine Person mußte demnach einen Gegensatz gegen die Pharisäer bilden; bald legte auch seine Lehre diesen Gegensatz offen. Es geschah in der Bergpredigt auf eine eben so glänzende als klare Weise. Mit drei gewaltigen Zügen zeichnete Jesus jenes Scheinwesen der Pharisäer, dessen Entwicklung wir eben unsrem Auge vorgeführt haben. Matth. 5, 17—48. stellt das echte Festhalten am Buchstaben des Gesetzes und die richtige Betonung des Geringsten darin der pharisäischen Wortfechterei gegenüber; 6, 1. — 7, 13. zeichnet das echte Bestreben, durch offene Darlegung der eigenen Frömmigkeit auch Andere zu gleicher Frömmigkeit anzureizen, im Gegensatz zur pharisäischen Schauspielerei; 7, 13—29. hebt den echten Christus mit seinem Reich auf dem Untergrund einer thatkräftigen Gesetzeserfüllung hervor gegenüber der leichthin werfenden und verführerischen Schönfärberei der Pharisäer.

Hiemit war die Unmöglichkeit eines Zusammenwirkens Jesu mit den Pharisäern grundsätzlich ausgesprochen. Jede Verbindung mit ihnen hätte das Werk Jesu dem gleichen Verderben ausgesetzt, dem der Pharisäismus selbst unrettbar verfallen mußte. Denn, hatte der Pharisäismus überhaupt noch eine geschichtliche Berechtigung, so war seine Berechtigung einzig durch die sittliche Verkommenheit des ganzen Geschlechts gegeben. Jede derartige Erscheinung bedingt bei ihrem ersten Auftreten eine Erhöhung des Lebensgefühls; aber diese Erhöhung gleicht dem Aufflackern eines Lichtes, dem es an Oel gebricht. Wird nicht bei Zeiten neues Oel zugegossen, neue Lebenskraft dem Innern eingezeugt, so erlischt das Licht, so fällt das erst erhöhte Lebensgefühl plötzlich zurück und die Lebenssäfte zersetzen sich bis zu völliger Auflösung und Verderbniß.

Der Unterschied zwischen Jesu und den Pharisäern war, kurz gefaßt, dieser: die Pharisäer verfolgten eine religiöse Restaurationspolitik; Jesus wollte Reformator und Regenerator, religiöser Neuschöpfer, seines Volkes werden. Sie sahen das Ziel nur in einer ängstlich porträtähnlichen Wiederherstellung des Davidischen Königthums, einer längst von der Geschichte zu Grabe getragenen

Einrichtung; er erfaßte den geistigen Grundgedanken des Reiches Gottes, um ihn so zur Ausgestaltung zu bringen, wie er für jene Zeit einzig zu verwirklichen war. Sie wollten einen neuen Lappen auf das alte Kleid; er verfuhr nach dem Wort: „Pflüget ein neues!“ Diese Gegensätze konnten sich nicht anders als feindselig berühren.

Sehen wir nun zu, warum Jesus nicht das jüdische Volk als Volk für seine neue Gründung in Anspruch nahm.

Wir müssen uns zu dem Zweck in die Lage des jüdischen Volks zur Zeit Jesu zu versetzen suchen, und demnach von all den Ideen und Vorstellungen, die eine zweitausendjährige Geschichte über Christus in uns gebildet hat, absehen, um die Erwartungen des jüdischen Volks in der damaligen Zeit zu theilen und nachzuempfinden. Offenbar erwartete das jüdische Volk allgemein die Erscheinung des Messias mit der Absicht, sofort sich ihm anzuschließen. Aber die Erwartungen sind Kinder der Zeit und tragen die Züge ihrer Mutter. Es hat vielleicht nie ein freiheitsdurstigeres und herrschsüchtigeres Volk gegeben, als die Juden. Freiheitsdurst und Herrschertrieb erzeugen, wenn sie sich auf eine ausreichende natürliche oder geistige Macht stützen können, Staunenswerthes; sie sind die Erzeuger der größten und bewunderswürdigsten Thaten, welche die Weltgeschichte verzeichnet; und es hatte eine Zeit gegeben, wo die Juden als die erste Nation der Welt anerkannt wurden und sich fühlten. Jene Zeit war durch Selbstverschuldung des Volks entschwunden; natürliche wie geistige Macht waren, wie wir schon gesehen, gleicherweise verkümmert; nur die Erinnerung an Beides und der Durst nach Freiheit und Herrschaft war geblieben. Aber Erinnerungen vergangener Glückszeiten sind für ein Volk dasselbe, was eine zehrende Krankheit für den Menschenleib; und Freiheitsdurst und Herrschertrieb ohne den Untergrund der Macht sind die Quellen tiefsten nationalen Unglücks. Die Juden waren unter die Herrschaft der Römer gerathen, und man muß gestehen, daß die römische Verwaltung oft genug eine empörende war. Aber je häufiger nun wirklich die Empörungen der Juden, vermöge ihrer genannten Charaktereigenschaften, wurden und werden mußten, desto verderblicher wurden sie in Folge der vorhandenen Machtlosigkeit. Nun denke man sich ein Volk von diesen Eigenschaften

in solcher Lage nationaler Verzweiflung, und versuche, sich die Erwartungen zu vergegenwärtigen, die es von einem verheißenen Messias hegen mußte! Befreiung vom römischen Joch, Herrschaft über die Unterdrücker — das waren die einzigen Gedanken, die dies Volk als Volk noch denken konnte, das waren die Seufzer seiner glühendsten Leidenschaft.

Man stelle sich Jesum an der Spitze dieses Volkes vor, und man wird ohne Zaudern gestehen: wie Jesus kein König für dieses Volk, so waren die Juden kein Volk für einen solchen König. In der Gestalt, wie er unter ihnen auftrat, mußten sie ihn verwerfen; wie sie sich ihm darstellten, mußte er sie zurückweisen.

Jesus wählte also einen dritten Weg, einen Weg, den bisher nur Einer in gleicher Absicht betreten hatte, Gott selbst. Er unternahm es, wie Gott zur Zeit des Alten Bundes, ein neues Volk sich selbst zu bilden.

Johannes hatte die Taufe der Buße gepredigt; man hatte sich der Ceremonie unterworfen in der Hoffnung, daß dem befreienden Wort bald die befreiende That folgen werde. Man sah sich in seiner Hoffnung getäuscht. Johannes blieb, was er war, ein Prediger der Bußtaufe. Man zog sich von ihm zurück und blieb, was man gewesen. Johannes hatte recht gesagt, seine Predigerstimme war in der Wüste verhallt. Aber Jesus griff das verhallte Wort wieder auf. „Aendert euren Sinn!" war sein erstes Wort an sein Volk (Matth. 4, 17.). Doch ließ er es bei diesem Wort nicht bewenden. Er ging weiter. Es folgte eine Reihe von Forderungen, die eben so räthselhaft als schwer zu erfüllen waren.

Es schien allerdings, wenn er für sein Reich ein neues Volk bilden wollte, ganz folgerichtig, wenn er sagte: „Lasset die Kindlein und wehret ihnen nicht, zu mir zu kommen; denn solcher ist das Himmelreich" (Matth. 19, 14.). Kinder sind bildungsfähig vermöge ihrer noch unverbildeten Natur. Junge Bäumchen kann man ziehen, wie man will; erwachsene spotten der Zucht. Aber wie konnte nun Jesus von erwachsenen Menschen verlangen, daß sie wieder umkehren und wie die Kinder werden sollten, wenn sie gewillt seien, Genossen seines neuen Reichs zu werden (Matth. 18, 3.)? Wie konnte er gar von ihnen fordern, daß sie von

Neuem geboren werden müßten (Joh. 3, 3.)? Läßt sich so etwas überhaupt fordern? Sollen erwachsene Menschen wieder in ihrer Mutter Leib zurückgehen, um von Neuem geboren zu werden? — Wollte aber Jesus einmal es nur mit Kindern zu thun haben, wie konnte er an sie Forderungen stellen, die nur ein Mann mit Aufbietung der gewaltigsten Willensstärke zu erfüllen im Stande war? Wie konnte er ein Trachten nach dem Reich Gottes verlangen, das auf allen Erdenbesitz und -Gewinn durchaus und ohne Rückhalt verzichtete (Matth. 6, 33.)? und eine Nichtachtung aller natürlichen Familienbande bis zu dem Grade, daß man einem todten Vater die letzte Ehre versagte und von den lebenden Hausgenossen ohne Abschied sich trennte (Luk. 9, 59 ff.)? Da war in der That eine so enge Pforte aufgerichtet, daß nur das Ringen eines starken Mannes sich den Eingang erzwingen konnte (Luk. 13, 23 f.). Es offenbarte sich in Jesu Forderungen eine Strenge, die man als unerhört bezeichnen muß. Einem Kinde ein Aergerniß zu geben, das verursache ein schlimmeres Gericht, als wenn Einer, einen Mühlstein am Halse, im Meer ertränkt werde (Marc. 9, 42.). Es sei besser, sich Hand und Fuß abzuhauen, das Auge auszureißen, als mit irgend einem dieser Glieder einer Sünde anzuhängen (Marc. 9, 43—48.). Daß ein Reicher in's Himmelreich komme, sei ebenso unmöglich, als daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe (Matth. 19, 23. 24.). Und gleichlaufend mit dieser unerhörten Strenge wieder eine unbegreifliche Milde. Zöllner, die wegen ihres ungerechten Gelderwerbs verrufen waren, Huren, die durch ihr sündiges Leben allgemeines Aergerniß gaben, könnten eher in's Himmelreich kommen, als Pharisäer und Ihresgleichen (Matth. 21, 31.).

Fassen wir es kurz und ohne Bild! Jesus verlangte, daß man seine ganze ursprüngliche Natur umändere, daß man allem bisherigen Besitz entsage, von jeder natürlichen Familienverbindung sich lostrenne, und daß man sich von Erfüllung dieser Forderungen auch durch die empfindlichsten Schmerzen, durch den Verlust der edelsten Menschengüter nicht abhalten lasse. Er forderte die noch ungetrübte Bildsamkeit des Kindes und zugleich die ernstgeübte, schmerzüberwindende Kraft des Mannes.

In der That Forderungen, wie sie bisher noch keinem Menschen in den Sinn gekommen waren. Und doch dürfen wir uns

nur einen Augenblick vergegenwärtigen, was es heißt: Christus wollte unumschränkter König in seinem Reiche sein, um sofort die Berechtigung dieser Forderungen in vollem Maß anzuerkennen. Wir Alle erkennen es heutzutage als unbestreitbare Wahrheit an, daß Keiner seiner Pflicht gegen Vaterland und Landesvater durch Darbietung irgend einer Loskaufsumme, durch einige Ceremonien, sondern einzig durch einen persönlichen Dienst genüge, der unter Umständen das ganze Vermögen, ja selbst das Leben dem höhern gemeinsamen Gut opfert. Nun, eben diese persönliche Hingebung, diesen persönlichen Dienst des Gehorsams bis zur Lebensaufopferung forderte Christus als König von seinen Reichsunterthanen. Er selbst bezeichnete dieses Verhältniß mit einem in diesem Vollsinn noch nicht gebrauchten Wort; er nannte es Glaube (Marc. 1, 15.). Wo er also von Glaube spricht, da versteht er die persönliche Hingebung, den persönlichen Dienst des Gehorsams, wodurch der Unterthan des neuen Reichs in Lebensverbindung mit der Person des Königs tritt.

Bedenkt man nun, daß Jesus bei solchen außergewöhnlichen Forderungen keinerlei greifbare Gegenleistungen anbot, daß er etwaigen Unterthanen keine sichtbaren Vortheile in Aussicht stellte, keine Ehrenstellen in seinem jetzigen Reich versprach, daß er sie mit ihren Hoffnungen auf einen unsichtbaren Lohn einer zukünftigen Welt vertröstete und für die Gegenwart ihnen nur von einem Kreuz redete, das sie tragen, von einem Leidenskelch, den sie trinken, von Verfolgungen, die sie erdulden müßten, so kann man sich eines leisen, bangen Gefühls nicht erwehren, ob denn das der Weg sei, Menschen zu gewinnen und sich ihrer Person zu versichern; denn wie die Menschen einmal sind, kann nichts gedacht werden, was ihrer Natur mehr zuwider wäre, als eben das, was Jesus forderte und in Aussicht stellte. Gleichwohl gewann er Unterthanen; in voller Lebensfrische besteht sein Reich noch jetzt nach beinahe zwei Jahrtausenden.

Wir müssen auf die Vermuthung kommen, daß er außerordentliche Mittel angewandt, um dies Ziel zu erreichen; und wir sind verwundert, ja unsere Verwunderung wird zum grenzenlosen Erstaunen, wenn wir finden, daß er seine Unterthanen gewonnen, sein Reich gepflanzt hat einzig durch sein Wort. Wir sehen ihn nie, auch in den schwierigsten Lagen nicht, zu einem

Mittel der Wirksamkeit greifen, das über die Schranken des Worts hinausginge. Er wählt seine Jünger, die ersten Glieder seines Reichs, und das einzige Mittel, sie zu gewinnen, ist sein Wort: „Folge mir nach!“ Ja, so weit ist er davon entfernt, auch nur ein Mittel der Versprechung zur Gründung seines Reichs im Menschenherzen anzuwenden, daß er Einen, der sich freiwillig ihm anbietet, mit dem Wort empfängt: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege“ (Luk. 9, 57 f.). Und als einmal wieder große Volksschaaren, von der Macht seiner Rede ergriffen, ihm folgten — eine Gelegenheit und Stimmung, die, sollte man denken, Jesus doch sich hätte zu Nutz machen müssen — da wandte er sich kurz um und schleuderte ihnen das unerträgliche Wort entgegen: „So Jemand zu mir kommt und *hasset* nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein“ (Luk. 14, 26.). Ja, als seine Feinde ihn gefangen nahmen und ihm eine Behandlung angedeihen ließen, die auch dem geduldigsten Menschen das Blut in den Adern mußte kochen machen, wies er nicht nur die Schwerthilfe seiner Jünger mit scharfem Tadel zurück, verzichtete er nicht nur freiwillig auf die Hilfe der himmlischen Heerschaaren, die ihm der Vater auf seine Bitte geschickt haben würde (Matth. 26, 53.); machte er nicht nur keinen Versuch, sich dem drohenden ungerechten Tode zu entziehen: nein, er selbst bot seinen Feinden die Ursache zu seiner Verurtheilung, die sie mit aller Mühe, List und Ungerechtigkeit nirgends auftreiben konnten, er bot sie ihnen — durch sein Wort! (Matth. 26, 64.) Er wußte, daß gerade dieser Tod nach des Vaters Willen die Gründung des Reichs vollenden und sicher stellen sollte. Gewiß, dieser unerhörte, unbeschränkte Glaube an die ausschließliche Wirkungskraft des Worts mußte auf die Zeitgenossen Jesu einen gewaltigen Eindruck machen. Auch dem, der einen solchen Glauben nicht *begreifen* konnte, mußte wenigstens sich fühlbar machen, daß ihm hier etwas Erhabenes, etwas über gewöhnliche Menschenkraft weit Hinausragendes, entgegentrete. Eine glühende Kohle setzt todte, mit denen sie in Berührung kommt, in Gluth. Der persönliche Glaube, die persönliche Hingabe Jesu an sein Wort bis zu dem Grade, daß er das leben-

dige Fortwirken des Worts für unzerstörbar hielt, wenn auch der eigene Leib des Lebens beraubt würde, dieser persönliche Glaube mußte eine Bewegung in den Menschenherzen hervorrufen, die nur mit persönlicher Hingabe an Jesum abschließen konnte.

Wir haben gesehen, daß in Jesu Sinn und Forderung mit der persönlichen Hingabe unlöslich ein persönlicher Dienst des Gehorsams verbunden ist: nun, diesen persönlichen Dienst des Gehorsams leistete Jesus vor Allen selbst. Was er lehrte und forderte, das lebte und erfüllte er selbst im genauesten Maße. Er forderte Selbstentäußerung und Selbstverleugnung bis zum willigen Aufgeben sogar des Lebens. Es war dieß eine unumgänglich nothwendige Forderung; denn ohne Selbstaufopferung der einzelnen Glieder kann kein Reich bestehen. Nun, sein eigenes Leben war eine geschlossene Kette von Selbstentäußerung und Selbstverleugnung. Den Grundsatz, den er in der einsamen Wüste aufgestellt, er führte ihn im reichbewegten Leben ohne Rückhalt aus. Alles, was einem Menschen lieb und theuer ist, verließ er: er hatte keine Stätte, da er sein Haupt hinlegen konnte; er lebte von dem, was milde Frauenhände freiwillig ihm darreichten. Die Lösung aller irdischen Familienbande, die er von dem Augenblick an forderte, wo das Reich neue Bande der Verwandtschaft knüpfte, — er selbst hatte sie zuerst vollzogen, sobald er begonnen, das Reich Gottes zu predigen; er bezeichnete bei einer Gelegenheit, wo man ihn auf seine außen wartenden Verwandten aufmerksam machte, diejenigen als seine wahren Verwandten, welche das Wort Gottes hörten und bewahrten. Seine unbegrenzte Macht — er gebrauchte sie nie zum eigenen Nutzen. Ob Hilfesuchende ihn überliefen, daß seine Jünger fürchteten, er möchte um den Verstand kommen: keine Stunde sah ihn unbereit, mit eigener Entsagung Andern Hilfe zu leisten. Er hatte die Macht, sein Leben zu behalten oder hinzugeben: er gab es freiwillig hin, als er es für den höchsten Reichszweck nöthig erachtete, und er verzichtete im Sterben noch auf das ehrliche Sterben.

So lange Menschen noch menschlich fühlen, ist's nicht anders denkbar, als daß diese völlige Durchbildung des Worts im eigenen Personleben Jesu seiner Lehre einen ungeheuren Eindruck auf das Leben anderer Personen sicherte. Worte für sich unter-

richten; Beispiele überzeugen; die Persönlichkeit erzeugt neue Persönlichkeiten.

Dies war der Weg, auf dem Jesus Christus durch sein Wort ein neues Volk schuf, das in Hingebung und Gehorsam gegen das Wort ihm nacheiferte. Der Glaube war die erste, er war die einzige Bedingung zum Eintritt in das Reich Gottes; nur eine äußere Bestätigung war die Jüngertaufe. Man trat nicht aus dem bisherigen Staatsverband aus; man trat nur in eine neue persönliche Lebensverbindung ein. Der Glaube begründete diese Lebensverbindung im Innern; die Taufe war ihre Erklärung und Bestätigung nach Außen. Wie schwer es dem Menschen wird, dieser Einen Bedingung völlig zu genügen, haben wir schon bemerkt. Und doch müssen wir sagen: es war die leichteste und menschenfreundlichste, die Jesus stellen konnte. Hätte er eine Summe von Wissen verlangt: ganze Schaaren von Menschen wären damit für immer vermöge ihrer geringen natürlichen Anlagen vom Reiche Gottes ausgeschlossen geblieben. Hätte er sittliche Reinheit gefordert: Tausende von Elenden wären durch ihn elender geworden als sie je gewesen. Aber glauben, in persönlicher Hingebung einem Wesen gehorchen, das man zu verehren und anzubeten sich innerlich gedrungen fühlt, das kann auch der ärmste, der geistig und sittlich tief stehende und tief gefallene Mensch; ja wir finden in Jesu Leben, daß gerade Solche es am besten konnten.

Darum sehen wir denn auch Jesum gerade sittlich ausgeschlossenen und ausgestoßenen Menschen mit besonderer Freundlichkeit und Herablassung sich nahen, sobald er das an ihnen bemerkt, was wir ihn als Glaube bezeichnen hörten. Er war gewiß weit davon entfernt, der sittlichen Ausschließung der „Sünder,“ wie wir sie zu Jesu Zeit in Gebrauch finden, ihre Berechtigung abzusprechen. Wir wissen, daß Niemand schärfer das geringste Aergerniß, den geringsten sittlichen Anstoß beurtheilen, Niemand sorgfältiger die Grenzlinie zwischen Gut und Bös ziehen konnte, als er. Aber jene Berechtigung hatte nach seiner Ansicht alle Geltung verloren, das Urtheil war aufgehoben, die Grenzlinie nach der Seite des Guten überschritten und der Sünder durfte nicht mehr als Sünder betrachtet werden von dem Augenblick an, wo er die äußere Bestrafung selbst zur innern

gemacht, sich innerlich von seiner Sünde abgelöst und dem Worte sich gläubig angeschlossen hatte. Man durfte ihn nicht in das volle sittliche Elend, nicht aus Vergehen in Verbrechen stürzen, dadurch daß man ihn auf immer aus der Gemeinschaft der Guten ausschloß; der berechtigte Haß gegen den Sünder, so lange und so weit er in seiner Sünde verharrte, mußte vergebende und aufnehmende Liebe werden gegen den Büßenden.

Nach diesen Grundsätzen handelte Christus. So schuf er sich Reichsgenossen aus, weltlich betrachtet, geringen und unwissenden, ja sittlich anrüchigen Menschen. Nicht bleiben ließ er sie, was sie waren. Er schuf sie durch sein Wort zu neuen Menschen um; er brachte sie vermittels des Glaubens in innige Lebensverbindung mit seiner eigenen Person: sie waren seine Glieder, er ihr Haupt; sie die Reben, er der Weinstock. Aber er verlangte auch nicht, daß sie von Anfang an gleich vollkommen im Glauben sein sollten; nicht *was* und *wie viel* sie glaubten, sondern *daß* sie glaubten, war ihm für den Anfang genug; den Glauben zu stärken, übernahm er selbst; ihn zu vollenden, war das Ziel seiner Lebensschule. — Ebenso sah er nicht auf Masse und Zahl. Er wußte voraus, daß die Zahl seiner wirklichen Reichsgenossen stets eine geringe bleiben werde; er machte sich darüber nie eine Täuschung, daß sein Reich nur einer „kleinen Heerde" beschieden sei. Aber er behauptete: wenn auch nur Zwei oder Drei in seinem Namen versammelt seien, so bilde er im Verein mit ihnen das echte Reich Gottes.

Wir haben bei unsrer bisherigen Darstellung die Wunder Jesu völlig außer Betracht gelassen, obwohl sie nach Ansicht der heiligen Schriftsteller eine hohe Bedeutung für den Glauben haben. Allein man muß sich erinnern: wir sprachen von der *Gründung* des Reiches Gottes. Nun, das Reich Gottes war in den ersten Jüngern schon gegründet, ehe Jesus seine erste Wunderthat verrichtete. Das Wunder *stärkte* den Glauben der Jünger; es gründete ihn nicht. Ja, wir haben Beweise, daß Jesus einem Glauben, der nur auf seine Wunder sich gründete, die Kraft absprach, irgend eine persönliche Lebensverbindung mit ihm zu bewirken (Joh. 2, 23 f.). Die Besprechung der Wunder gehört in ein eigenes Werk; nur die eine Bemerkung stehe der

Vollständigkeit wegen hier: daß im Gegensatz zum Alten Bunde kein einziges der Wunder Jesu ein Strafwunder gewesen.

Unser Ergebniß faßt sich demnach in den kurzen Satz: Als einziges Gründungsmittel für sein neues Reich betrachtete der König selbst sein Wort; und Reichsgenossen wurden, die durch dies Wort an den König glaubten.

Welches Gesetz gab Jesus seinem Volk? Lassen wir alle die Worte, die als von ihm gesprochen uns überliefert sind, vor unsrem prüfenden Blicke vorüberziehen: wir finden geradezu Nichts, was einer weltlichen Gesetzsammlung entfernt ähnlich sähe; ja nicht einmal eine Aehnlichkeit mit dem von Gott gegebenen alttestamentlichen Gesetze vermögen wir zu entdecken. Zwar versammelte der neue König auch einmal sein Volk auf einem Berge um sich her; mächtige Worte erschollen aus seinem Munde, daß sich entsetzten Alle, die ihn hörten; er sprach, wie ein unumschränkter König mit seinen Unterthanen spricht: seine Worte waren wie Sturmfluthen, bei deren Anprall Jahrtausende-alte Felsen von Vorurtheilen brachen, waren wie Zauberstäbe, bei deren Berührung plötzlich in der Menschheit lebensfrische Quellen da hervorsprudelten, wo Jahrtausende hindurch nur öde, starre Felsen einen unwirthlichen Aufenthalt geboten; er stellte ausdrücklich den Geboten und Anordnungen einer früheren Zeit andere entgegen, die er mit dem gesetzgebenden und richterlichen Ansehen seiner eigenen Person bekleidete („Ich aber sage euch . . . ."). Aber alle diese Worte und Gebote hatten etwas ganz Eigenthümliches an sich. Nicht nur, daß sie mit Seligpreisungen begannen, eine in der Gesetzgebung aller Völker gewiß unerhörte Sache: sie schwangen sich auch in eine Höhe, auf welche kein Mensch folgen zu können schien. Betrachtet man es doch mit Recht als Vorzug einer Gesetzgebung, wenn sie nur das als unerläßliche Forderung aufstellt, was alle Bürger wirklich erfüllen können; und in diesem Sinn verdiente noch das alttestamentliche Zehngebot das Lob einer mustergiltigen Gesetzsammlung; denn keines seiner Gebote ist so, daß es nicht mit einigem guten Willen wirklich gehalten werden könnte, vorausgesetzt, daß man ihnen

nicht in sogenannt christlicher Erklärung eine Ausdehnung gibt, die sie an sich nicht haben konnten und nicht haben sollten. Aber Christi Gesetzgebung that hier geradezu das Gegentheil. Sie stellte Forderungen als unerläßliche auf, die man als allgemein unhaltbare bezeichnen zu dürfen glaubte; sie verlangte von den Reichsgenossen eine Bewältigung und Beherrschung der innersten, verborgensten Triebe des Herzens, die bis dahin wenigstens noch Niemand thatsächlich ausgeübt hatte oder auszuüben im Stande gewesen war; sie verlangte von Allen eine Vollkommenheit, die bisher nicht einmal Einzelne als zu erstrebendes Ideal für ihre edelsten Bemühungen aufzustellen gewagt hatten: sie verlangte von Menschen, daß sie vollkommen seien wie Gott (Matth. 5, 48.). Und bei dieser unerreichbaren Höhe und Schärfe hatten jene Forderungen wieder eine Weite, daß es selbst uns noch, die wir in christlichen Gedankenkreisen groß gezogen sind, unmöglich ist, irgend eine bestimmte Grenze zu ziehen, für irgend welche Einzelfälle des Lebens allgemein giltige Bestimmungen aus jenen Forderungen zu entwickeln. Wäre diese Kunst aber auch in jener Zeit, wo Christi Forderungen zum erstenmal ausgesprochen wurden, ebenso geübt gewesen, als sie es in Wirklichkeit nicht war: man hätte für bestimmte Lagen des Lebens eben doch nur *entwickelte* Anordnungen gehabt, keine ursprünglichen. Man muß auf den Gedanken kommen, daß Christus überhaupt für derartige Einzelfälle keine Gebote aufstellen *wollte*; man muß ahnen, daß er für sein Reich etwas ganz Neues in der Gesetzgebung aufzustellen unternahm; man muß zu dem Schluß gelangen: wenn Christus will, daß seine Reichsgenossen in allen einzelnen Beziehungen ihres Lebens und Handelns der Weite, Höhe und Tiefe seiner Forderungen völlig entsprechen, daß der Zweck seines Reiches durchaus erreicht werde, so muß er das Vermögen haben, eine bis dahin unbekannte, eine neue *Kraft* als inneres Gesetz in die Menschenherzen einzuzeugen, eine Kraft, welche die ganze Tiefe, Weite und Höhe der Reichsforderungen durch sich selbst und vermöge ihres eigenen Wesens ausfüllt.

Finden wir Derartiges bei ihm? Wir hören ihn (Joh. 13, 34.) sprechen: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet." Die **Liebe** wäre demnach das neue Kraftgesetz, das Christus für sein Reich gibt; und wir dürfen hinzu-

setzen, sie ist in der That das einzige Gesetz für die Reichsgenossen.

Wunderbar! Wenn Christus zu Heiden gesprochen hätte, könnten wir seinen Ausspruch, der die Liebe als ein neues Gesetz bezeichnet, begreifen; denn bei ihnen war das Gegentheil der Liebe, die Selbstsucht, zum Rang einer allgemeinen Tugend erhoben. Aber er sprach zu Juden, denen diese Forderung keine neue, fremde war. Lesen wir doch ausdrücklich, daß ein Schriftgelehrter auf die Frage Jesu: „Welches ist das vornehmste Gebot im alttestamentlichen Gesetz?" geantwortet habe: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn ꝛc." Und dennoch bezeichnet Christus sein Gesetz als ein neues?

Neu wurde es durch den Zusatz: „Wie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander lieb habet."

Im Alten Testament ging das Gebot der Liebe aus von einem über die Sterne erhabenen, in unnahbarem Lichte thronenden Gott. Es war ein unumschränkter Geist, der zu leiblich beschränkten Geistern redete. Die Liebe aber scheint das ganze, geistleibliche Menschenwesen durchdringen und erfassen zu müssen und insbesondere zu ihrer Entstehung einer leiblichen Berührung zu bedürfen. Wir dürfen vielleicht sagen: es war dieser leibliche Zug der Liebe, der die Israeliten stets dazu trieb, in Gott eine Naturseite aufzusuchen, es war dieser Zug, der sie so häufig zu Götzendienern machte. Der Mensch sucht für seine Liebe einen Gegenstand, von dem er nicht blos hören, nein, den er selbst sehen und fühlen, mit dem er, Geist zu Geist und Leib zu Leib, verkehren kann. Im Leiblichen will die Liebe wurzeln, um im Geistigen sich zur reinen Blüthe zu verklären. Jesus Christus trat auf. Er bezeichnete selbst sein Wesen nach einer doppelten Seite. Er nannte sich zunächst in hervorragendem Sinn den Sohn Gottes, und bestand nicht nur darauf, daß, wer ihn höre, Gott höre, sondern mit Nachdruck: „Wer mich siehet, der siehet den Vater; ich und der Vater sind Eins." Hier trat also Gott in sichtbarer, leiblich fühlbarer Gestalt den Menschen nahe. Der Eindruck, den dies auf die Jünger Jesu machte, tönt uns noch aus einem spätern Wort entgegen; wir hören einen der Jünger ausrufen: „Was wir gehört haben, was wir gesehen haben mit unsern Augen, was wir beschauet haben und unsere

Hände betastet haben, vom Worte des Lebens — das verkündigen wir euch" (1 Joh. 1, 1. 3.). In Jesu Christo war demnach das gegeben, was die menschliche Liebe sucht, um sich zur Liebe Gottes zu gestalten. Die göttliche Liebe trat den Menschen als Mensch entgegen; die Liebe stand da in Person, in leiblich fühlbarer Gluth. Indem die Jünger Jesum Christum lieben, lieben sie Gott; sie lieben Gott in Jesu Christo.

Zugleich aber nannte Jesus sich mit Vorliebe „des Menschen Sohn." Wir müssen an dieser Stelle darauf verzichten, die Fülle dieser Bezeichnung zu erschöpfen; für unsern gegenwärtigen Zweck reicht es hin, ihren ethischen (sittlichen) Gehalt darzulegen. Sie brachte eine höchst auffallende Umgestaltung in der Werthschätzung der gesammten Menschheit bei den Jüngern zu Stande. Indem Jesus durch seine persönlich fühlbare Liebe in den Jüngern Liebe zu seiner Person entzündete, leitete er unvermerkt ihre Eigenliebe in eine allgemeine Menschenliebe über. Er ist „des Menschen Sohn;" somit lieben sie, wenn sie ihn lieben, nicht diesen oder jenen einzelnen Menschen, sondern den Menschen überhaupt, den Menschen in seiner Allgemeinheit; und es ist eine ebenso unvermerkt als nothwendig sich ergebende Folgerung: wenn sie in ihm den Menschen überhaupt lieben, so lieben sie in jedem Menschen ihn. So wird die Liebe der Jünger vor aller Verflachung und Veräußerlichung bewahrt; bei aller Allgemeinheit bleibt sie stets eine persönliche: es ist in allen Menschen die Person Jesu Christi, die sie erfaßt; und ihre äußere Bethätigung ist nur der unaufhaltbare und nothwendige Ausfluß eines im Innern sprudelnden, ewig lebendigen Quells. Die alte Weissagung ist erfüllt: „Ich will mein Gesetz in ihr Herz schreiben und in ihren Sinn geben." Die Liebe ist das einzige, innere Lebensgesetz geworden. Als unbezweifeltes Gemeingut aller Jünger Jesu betrachten wir nun die Liebe, von der das Hohelied ahnend singt: „Liebe ist stark wie der Tod und Liebeseifer fest wie die Hölle. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn" (Hohel. 8, 6. 7.).

War nun diese Liebesgluth das einzige Lebensgesetz und das kennzeichnende Merkmal der Jünger Jesu, so ergeben sich einige merkwürdige Folgerungen, die das christliche Gemeinwesen vor

dem heidnischen und jüdischen scharf und glänzend hervortreten lassen. Das gesammte heidnische Staats- und Gemeinwesen war von Einem gemeinsamen Zug durchdrungen, der ebenso allgemein als durch Gesetze geheiligt war. Dieser Zug war die Selbstsucht, der natürlichste zugleich und niedrigste Trieb des Menschen. Das Christenthum beseelt seine Jünger mit dem glühenden und reinen Trieb, in Christo Gott und Christum in jedem Menschen zu suchen; hierin liegt das Leben dieses eigenthümlichen Gemeinwesens, und dieses Leben ist der Tod der Selbstsucht. — Das jüdische Gemeinwesen stand in sittlicher (ethischer) Beziehung hoch über dem heidnischen. Das Höchste gleichwohl, was es auf gesetzlichem Wege zu erreichen vermochte, war eine Verhinderung böser Thaten. Das christliche Lebensgesetz macht, sobald es in einem Menschen wirksam geworden ist, nicht nur zu bösen Thaten überhaupt unfähig; es rottet sogar die Lust zu solchen Thaten völlig aus dem Herzen aus; es macht nicht nur unfähig, Böses auszuführen, es macht unfähig, Böses auch nur zu wollen; denn die Liebe ist Lust zum Höchsten und Besten in Wille und That, und im christlichen Gemeinwesen ist sie einziges Lebensgesetz, im einzelnen Menschenherzen einziger Lebensodem. Es gibt demnach in der Welt nichts, was mit der christlichen Liebe an Ausschließlichkeit wetteifern könnte.

Hat aber das Grundgesetz des christlichen Gemeinwesens einen so durchaus einzigartigen und in ausgezeichnetem Sinn ausschließlichen Charakter, so dürfen wir mit Spannung erwarten, wie sich dieser Charakter in der Wirklichkeit ausgestalten wird.

Stellen wir dem christlichen Gemeinwesen zunächst die Welt nur als eine Masse von Fremden gegenüber, ohne vorerst deren persönliche Gesinnung in Betracht zu ziehen, so tritt uns bei den neuen Reichsgenossen ein Alles überwältigender Trieb entgegen, das Fremde in die nächste Nähe zu ziehen und sich in die weiteste Ferne auszudehnen. Zwar der Stifter des Reiches selbst ließ seine Wirksamkeit nur in einzelnen Ausnahmefällen über die Grenzen des jüdischen Gebiets hinüberstreifen; aber seinen Jüngern hinterließ er den förmlichen Befehl, alle Welt mit der sauerteigartigen Kraft seiner Lehre zu durchdringen. Er betrachtete die Welt als sein Eigenthum, und sein Reich als das einzig und ausschließlich berechtigte. Das Christenthum als die

Religion der Liebe ist somit wesentlich unduldsam; es kann eine andere Religion noch weniger neben sich dulden, als die reine Gattenliebe eine unreine Hurenliebe neben sich dulden kann. Der Ausbreitungstrieb, die Propaganda, also gehört zum Wesen des Christenthums. So lange das Liebesgesetz in den Gliedern des Reichs lebendig ist, hat das Reich den unwiderstehlichen Trieb, das Fremde neben sich dadurch zu verdrängen, daß es dasselbe in den eigenen Lebensbereich hereinzieht. Der Baum theilt sich in Aeste, die Aeste in Zweige, die Zweige treiben wieder Zweige. Hört der Baum in seinem Ausbreitungstrieb auf, so lange ihm irgend noch Raum gegönnt ist, so beginnt er abzusterben; geräth je im Reich Gottes der Ausbreitungstrieb in's Stocken, so lange noch irgend ein Volk fern von den Verheißungen des Bundes ist, so hat man dies als ein Anzeichen nahenden Todes zu betrachten. Die Mission demnach, im weitesten Sinn, ist der Pulsschlag des christlichen Lebens; sie verdankt ihr Dasein einem unwiderstehlichen, im Wesen des Christenthums liegenden, Naturtrieb, nicht der Kunst; wo rechtes Christenthum, da ist auch Mission; doch erzeugt nicht die Mission das Christenthum, sondern das Christenthum die Mission.

Wir haben die Welt dem Reiche Gottes als eine Masse von Fremden gegenübergestellt. Allein es ließ sich annehmen, daß die Welt nicht mit Gleichmuth eine Lehre und Religion betrachten werde, welche einen so ausschließenden Charakter zur Schau trug und bethätigte. Es war vorauszusehen, daß die Welt für ihre Idole gegenüber dem Ideale, für ihre Götzen gegenüber dem wahren Gott, einen Vertheidigungskrieg bis auf's Messer in's Werk setzen werde, daß die Fremden sich in Feinde verwandeln werden. Jesus sah voraus, daß es nothwendig so kommen müsse; allein weit entfernt, hierin eine Störung für seine Reichszwecke zu erblicken, erkannte er mit klarem Geiste, daß in Wirklichkeit seinem Reich und seinen Reichsgenossen nichts förderlicher sein könne, als die Feindschaft der Welt. Er kündigte mit bündigen Worten an, daß er nicht gekommen sei, Friede zu bringen, sondern das Schwert. Man war und ist folglich sehr im Irrthum, wenn man glaubt, das Christenthum werde seinen Anhängern ruhige Tage voll seligen Friedensgenusses bereiten; das Gegentheil ist vielmehr die Wahrheit. Die Christen sehen sich bestim-

mungsgemäß in einen immerwährenden Kampf mit der Welt versetzt; und die unausbleibliche Folge dieses Kampfes ist für sie eine Reihe der schwersten und bittersten Leiden. Welches sind die Zwecke dieser Fügung? Der erste gründet sich auf die seelische Wahrnehmung, daß durch Trauern das Herz gebessert wird, oder, wie es ein Apostel später ausdrückt: „Wer am Fleische leidet, der hört auf von Sünde." Jesus selbst, wiewohl sündenfrei, hatte nur durch Leiden zur Herrlichkeit eingehen können; der Verklärung auf der Höhe hatte die Bewährung in der Tiefe vorausgehen müssen. In ähnlicher Weise mußten die Leiden der Welt bei den Jüngern eine Verklärung nach Leib und Seele bewirken. Sie dienten somit im ausgezeichneten Sinn zur Bildung derjenigen Eigenschaften bei den Reichsgenossen, deren Gewinnung Christus als das Ziel seiner Lebensaufgabe betrachtete. — Der zweite Zweck war kein geringerer, als der, vermöge dieser Leiden die Welt selbst zu überwinden und das Reich Christi als das einzig berechtigte zu erweisen. So merkwürdig dies klingt, so wahr ist es. Bei den Naturvölkern aller Zeiten ist die Rache das geheiligte Gegengift gegen Beleidigungen jeder Art. Christus strich die Rache völlig aus dem christlichen Wörterbuch und Leben aus; für einen Genossen des neuen Reichs sollte es fernerhin nicht einmal mehr einen Gedanken an Rache geben. Es war für ihn unbedingte Pflicht, dem Uebel, das von Nichtchristen gegen ihn verübt wurde, nicht zu widerstreben, vielmehr freiwillig in verdoppelter Schärfe es auf sich zu nehmen (Matth. 5, 39—41.). Aber nicht nur dies. Nicht nur keine Rache gegen Niemanden, nicht nur unbedingte Erduldung des Unrechts: die Pflicht eines Christen ging weiter. Er mußte den Feind *lieben*, mußte den *segnen*, der ihm fluchte, mußte *wohlthun* dem, der ihn haßte, mußte bitten für die, die ihn verfolgten und beleidigten. Diese völlige Ergebung in das Uebel auf der einen Seite, diese Bethätigung einer unermüdlichen Liebe selbst gegen den Feind auf der andern Seite war unerhört in der alten Welt; sie galt für unmöglich. Erwies sie sich in den Jüngern Jesu dennoch als wirklich, so bedeutete dies nichts Geringeres, als eine völlige und gründliche Umgestaltung der ganzen menschlichen Sinnes- und Handlungsweise. Es bedeutete eine Ueberwindung der Welt zunächst an der eigenen Person; damit aber war ein bewegendes

Prinzip gegeben, das, wie überhaupt jedes Prinzip, erst zur Ruhe kommen konnte, wenn es den Werth einer allgemein giltigen Wahrheit errungen.

Wenn wir bisher von Feinden des Reiches Christi sprachen, so meinten wir solche, bei denen der blinde Naturtrieb der Selbstvertheidigung bewegende Ursache der Feindschaft ist, solche, die im eigentlichen Sinn nicht wissen, was sie thun. Aber nicht alle Feinde sind von dieser Art. Es gibt vielmehr eine doppelte Klasse anderer Art. Es gibt Menschen, die wohl wissen können, was sie thun, wenn sie sich feindseliger Handlungen gegen Glieder des Reichs schuldig machen, die aber aus irgend welchem Grunde in gewissen Augenblicken dem bessern Wissen nicht Folge leisten; und es gibt Solche, die in Wirklichkeit sich ihrer feindseligen Handlungen gegen das Reich Christi völlig bewußt sind und in klarbewußter Absicht ihre feindseligen Ziele ohne Unterbrechung verfolgen. Die Ersteren können wir als persönliche, zeitweilige Gegner der Reichsgenossen bezeichnen; die Letzteren nennen wir hartnäckige Feinde des Reiches selbst. Wie regelte Christus das Verhalten der Jünger gegen diese beiden Klassen von Gegnern?

Wir finden als eine allgemeine Erfahrung, daß persönliche Beleidigungen am schwersten empfunden und am seltensten vergessen werden. Es regt sich in natürlichem Aufbrausen ein leidenschaftlicher Zorn gegen diejenigen, denen wir, wenn sie uns beleidigen, wohl zutrauen dürfen, daß sie ein Bewußtsein ihres Thuns besitzen. Wir setzen im Fall der Beleidigung das mögliche Wissen als ein wirkliches voraus und verbinden mit dem als wirklich gedachten Wissen die Absicht, zu beleidigen. Es ist kein Zweifel, daß wir in dieser Annahme häufig uns täuschen; und eben so gewiß ist, daß diese Täuschung eine Quelle häufigen Unrechts in unsrem Verhalten gegen Andere wird. Christus macht diese Quelle des Unrechts mit einemmal versiegen, indem er seinen Jüngern in allen Fällen persönlicher Beleidigung unbedingt verbietet, Zorn zu äußern, ja nur zu empfinden, und indem er es ihnen zur Pflicht macht, in allen Fällen, selbst wo sie persönlich bis auf den Tod beleidigt sein sollten, zu vergeben.

Es könnte scheinen, als ob dies Verfahren völlig mit dem

sich deckte, welches den Jüngern gegen feindliche Fremde zur Aufgabe gemacht ist. Gleichwohl besteht ein durchgreifender Unterschied. Gegen feindliche Fremde ist die Pflicht des Vergebens eine bedingungslose; gegen feindliche Brüder eine bedingte. Jene wissen nicht, was sie thun; diese können und sollen es wenigstens wissen. Dort verdankt die Beleidigung ihre Entstehung der Abwesenheit des Bewußtseins, hier einer Trübung desselben. Dort muß das Bewußtsein erst durch die unwiderstehliche Macht einer duldenden und unermüdlich wohlthuenden Liebe erzeugt werden; hier gilt es, die Trübung zu verscheuchen. Wie geschieht dies? Jesus gab eine besondere Anweisung. „Sündigt," sagt er, „dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein. Hört er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Hört er dich nicht, so nimm noch Einen oder Zwei zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund. Hört er die nicht, so sage es der Gemeine. Hört er die Gemeine nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner" (Matth. 18, 15—17.). Eine ausdrückliche Anweisung also zu einem gemeinderechtlichen Verfahren. Die Liebe verbindet sich hier mit dem Recht und äußert sich als strafende Zurechtweisung des Beleidigers. Die Vergebung des Beleidigten ist bedingt durch die Reue des Beleidigers. Zeigt sich diese, so muß jene erfolgen. „Und wenn dein Bruder siebenmal des Tags an dir sündigen würde und siebenmal des Tags wiederkäme zu dir und spräche: es reut mich, so sollst du ihm vergeben" (Luk. 17, 3 f.). Die Vergebung hat also auf Seite des Beleidigten keine Grenze; ihre einzige Bedingung findet sie auf Seite des Beleidigers: in der Bethätigung der Reue. Ich nehme bei dem feindlichen Bruder nie und nimmer die Absicht der Beleidigung an; ich schreibe seine Beleidigungen stets einer augenblicklichen Verdunkelung seines Bewußtseins zu; ich helle sein Bewußtsein durch strafenden Vorhalt auf; er zeigt aufrichtige Reue über seine Verfehlung; und die Beleidigung ist vergeben und vergessen. Das ist der einfache Gang, den der Christ einschlägt, wenn, so oft und so tief er von persönlicher Anfeindung zu leiden hat.

Anders verhält es sich in Fällen, wo die Feindschaft nicht gegen die Person der Reichsglieder, sondern gegen das Reich selbst gerichtet ist, wo auf Seite der Feinde dem bessern Wissen

sich die böswillige Absicht zugesellt. Es gab eine Klasse von Menschen, deren Beleidigungen Christus nie schweigend und ohne Widerstreben erduldete; Menschen, denen er entgegentrat mit einer Zornesgluth, die alle Merkmale glühender Leidenschaft an sich trug, ebenso unlöschbar, ebenso verzehrend; Menschen, denen er geradezu erklärte, daß sie in das Himmelreich nicht kommen würden — eine Erklärung, mit der er nicht einmal den sittlich Tiefstgesunkenen entgegentrat. Ja, er betonte ausdrücklich: Huren und öffentliche Sünder würden eher in's Himmelreich kommen, als jene Klasse von Menschen. Er meinte die Pharisäer.

Wir haben uns schon die Momente ihrer Entstehung vorgeführt; wir haben gesehen, wie ihr ursprüngliches Wesen sich im Lauf der Zeiten, fast unmerklich, umgestaltete; und wir haben erkannt, wie zur Zeit des Auftretens Jesu als kennzeichnendes Merkmal an ihnen die religiöse Schauspielerei heraustrat. Nun, dieser Menschenklasse ist unter allen am schwersten beizukommen; sie sind die Affen der Wahrheit und ihre Nachahmungskunst ist eine vorzügliche. Ihre Lehre ist tadellos, kein Prophet kann richtiger sprechen (Matth. 23, 2. 3.); ihr Eifer für die religiöse Sache ist außerordentlich (Matth. 23, 15.); an Werken der Gottseligkeit thut es ihnen Niemand zuvor, und ihr äußerer Wandel ist so blank und glänzend, wie ein neupolirter Kelch (Matth. 23, 25.); der Umgang mit ihnen gleicht dem Gang in einem reichen, üppigen Blumengarten: wie süßduftende Blüthen sprossen auf Schritt und Tritt die frommen Worte und heiligen Gefühle hervor (Matth. 23, 28.); sie geben die lebhafteste Entrüstung über die Verkennung kund, welche große und gerechte Männer je und je von ihren Zeitgenossen zu erdulden haben, und Nichts kommt ihrem Bestreben gleich, die Schande früherer Jahrhunderte auszuwetzen (V. 29 f.). Aber unter Rosen liegt die Schlange versteckt; der Schafpelz birgt den Wolf im Innern; und nie ist der Wahrheit etwas gefährlicher, als ihre Karikatur. Die Pharisäer haben Alles von der Gestalt echter und wahrer Glieder des göttlichen Reichs, nur nicht ihr Wesen und ihre Kraft; sie haben den Glanz und Schein der Sonne, aber ihre Strahlen erwärmen nicht und ihr Licht erzeugt kein Leben. Dies Alles erklärt und berechtigt die zornige Entrüstung, mit welcher Jesus den Pharisäern allenthalben gegenübertrat. Wenn je der Pharisäersinn in

seinem Reich, das durchweg auf Wesen und Kraft, auf Licht und Leben ausging, wirksam wurde, so war das Reich verloren. Der Zorn Jesu gegen die Pharisäer war das naturnothwendige Aufbäumen des Reiches Gottes gegen seinen Todfeind; er war zugleich das einzige Mittel, den Wolf aus dem Schafskleid hervorzulocken; er war ein Tritt auf die Schlange unter den Rosen: sie schnellte hervor, und ihr Stich war tödtlich für den Treter; aber in dem Augenblick waren auch die Pharisäer als das erwiesen, was sie in Wirklichkeit waren: als Mörder an der wahren Religion. Gab es noch irgend ein Mittel, sie zu retten, so war es der tiefe Schrecken, der nun vor ihrer eigenen Gestalt sie überkommen mußte, das einzige Mittel zugleich, um das Reich Gottes durch den tiefen Schauder vor dieser Erscheinung dem Untergang zu entreißen. Wer mag leugnen, daß in diesem glühenden Zorn sich die brünstigste Liebe kund gab? Hier opfert sich das Leben, um womöglich den Todfeind noch zu gewinnen; hier geht die Person im blutigrothen Abendschein unter, damit die Sache, im hellen Morgenglanz erstehend, ihren Heldenlauf um die Welt antrete. Der Zorn wird hier zur höchsten Verherrlichung der Liebe.

Man sieht, wie wenig Diejenigen das Wesen des wahren Christenthums erkannt haben, welche ihm die Fähigkeit und die Berechtigung zum Zorn absprechen. In Wahrheit wird das Reich Gottes verschwinden in dem Augenblick, wo seine Glieder sich unfähig erweisen werden, gegen heuchlerische Glieder einen Zorn zu empfinden und zu äußern, der erst in der moralischen Vernichtung des Gegners ausbrennt und vor der physischen Vernichtung der eigenen Person nicht zurückschreckt. Wo dieser Zorn nicht mehr zu glühen vermag, da ist die Liebe zu Asche geworden, erstorben.

Die Liebe also, die gegen Mitgenossen des Reichs ein demüthiges Dienen mit selbstverleugnender Aufopferung aller eigenen Güter zum Besten des gemeinsamen Heils ist, sie ist — nach unsrer bisherigen Betrachtung — gegen Nichtchristen ein völliges Nichtwiderstreben dem Uebel, verbunden mit dem mächtigen Trieb, die Gegner aller Wohlthaten des Reiches Gottes theilhaftig zu machen; sie ist gegen feindliche Brüder ein Verzicht auf jede Zornesäußerung und -Empfindung, verbunden mit dem

Bestreben, auf Grund des Rechts eine unermüdliche Vergebung darzureichen; sie ist endlich gegen heuchlerische Glieder ein glühender Zorn, der der verzehrendsten Leidenschaft nur darin nicht gleich ist, daß er auf alle äußeren Gewaltmittel grundsätzlich verzichtet. Wir haben, um ihr Gesammtbild zu vollenden, mit wenigen Strichen nur ihre Beziehung noch zu der in der Welt herrschenden Noth zu zeichnen und ihr Verhältniß zu der natürlichen Menschenliebe anzudeuten.

Die Noth in der Welt ist eben so vielgestaltig und groß, als die Klagen über dieselbe zahlreich sind und bitter. Unter den Klagenden suchen wir vergeblich die Christen. Sie können über die unzähligen und schweren Leiden der Welt nimmer so klagen und jammern, wie die Kinder der Welt; denn sie wissen aus eigener Erfahrung, daß gerade diese Leiden die Bahn brechen für das Reich Gottes in Völkern und Einzelnen. Diese scheinbare Gefühllosigkeit ist aber weit entfernt von jener grausamen Ansicht, die, indem sie alle Leiden auf die strafende Hand Gottes zurückführt, sich einredet, man dürfe Gott nicht in seine strafende Hand dadurch einfallen, daß man das selbstverschuldete Elend Anderer zu mindern suche; sie bereichert vielmehr den Sprach- und Gefühlsschatz der Welt um ein völlig neues Wort und Gefühl: das der B a r m h e r z i g k e i t. Die Liebesthätigkeit der Christen zur Linderung menschlicher Noth ist eine unendlich vielgestaltige und grenzenlose. Beides, die scheinbare Gefühllosigkeit und die heiße, früher ungekannte Gefühlsinnigkeit vereinigen sich auf Einen Punkt: auf die Förderung des Reiches Gottes; denn erreicht wird dieses Ziel durch die Noth selbst und durch die Abhilfe der Noth.

Der natürlichen Menschenliebe endlich, deren Höhepunkt wir in der Familienliebe erblicken, stellt das Reich Gottes seine Liebe als eine geistliche gegenüber. Durch natürliche Zeugung und Geburt erbauen sich Weltreiche, das Reich Gottes erbaut sich durch eine geistige Neugeburt. Die Frauenliebe kommt in Christi Leben und wir können sagen im Reich Gottes als solchem überhaupt nicht vor. Sie gründet sich auf natürlich menschliche Gefühle; das Reich Gottes auf geistig göttliche. Auf natürlichem Gebiet ist es, wo wir das Wort vernehmen: „Ein Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen;" auf

dem Gebiet des göttlichen Reichs heißt es: „Wer nicht verläßt, ja, wer nicht hasset seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern — der kann nicht mein Jünger sein" (Luk. 14, 26.).

Das Reich Gottes hat nur Einen Gründer, der zugleich sein König ist: Gott selbst in Jesu Christo. Durch Eine Gründungskraft und Ein Gründungsmittel: das geistbelebte Wort, wird das Reich als ein fester Bau eingegründet und als ein unvergänglicher Same eingesät in die Herzen der Menschen. In den Schoos des Glaubens aufgenommen, wirkt das geisteskräftige Wort hier unbemerkt, ordnungsmäßig, nach und nach eine neue Geburt: Naturmenschen werden Geistesglieder des Himmelreichs. Aus Einem Glauben geboren, durch Ein Geisteswort gezeugt, Einem Haupt als Glieder einverleibt, unterstellen sich die neuen Reichsglieder Einem Lebensgesetz: der Liebe, die von allem äußern Gesetzesjoch befreit und mit Einem allgewaltigen Trieb Alle beseelt, mit dem Trieb, aller Welt, dem Freund wie dem Feind, zu dienen.

Im Glauben ruht die Allgemeinheit des Reiches Gottes; in der Liebe seine Freiheit; seine Einheit ruht in der Hoffnung.

Das Reich Gottes ist ein geistliches Reich. Wenn wir dies, als aus dem Vorhergehenden erwiesen, aussprechen, so sagen wir damit zugleich, daß das Reich Gottes ein unsichtbares Reich ist. Denn so lange der Welt-Organismus unverändert derselbe bleibt, der er jetzt ist, wird Alles, was ausschließlich geistiger Art zu sein beansprucht, nothwendig unsichtbar sein müssen. Wir finden diese Annahme durch einen Ausspruch Jesu bestätigt. Als er von den Pharisäern gefragt ward: „Wann kommt das Reich Gottes?" antwortete er ihnen: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hier oder da ist es! Denn sehet, das Reich Gottes ist mitten unter (oder in) euch" (Luk. 17, 20 f.). Man sieht es also nicht und doch ist es vorhanden; man kann nicht mit Fingern darauf deuten und doch hat es ein festes, beständiges Wesen. Alles, was bei ihm zum Wesen gehört, ist innerlicher und unsichtbarer

Art. Schon sein König und Gründer ist in der Welt der Unsichtbarkeit; seine Gründungskraft und sein Gründungsmittel, Geist und Wort, sind unsichtbar; durch einen Akt der Unsichtbarkeit, den Glauben, wird man in seine Mitgliedschaft aufgenommen; durch ein inneres, unsichtbares Gesetz, durch die in die Herzen ausgegossene Liebe, werden seine Glieder gelenkt und regiert; und seine Glieder selbst sind durch kein äußerliches Merkmal oder Zeichen den äußern Sinnen kenntlich gemacht: sie bilden keinen äußerlich abgegrenzten, festgeschlossenen Organismus; sie sind wie Samenkörner über den ganzen Acker der Welt hin zerstreut. Dies ist, wie gesagt, nichts Zufälliges: der Wille des Stifters hat diese Eigenthümlichkeit als ein Wesensmerkmal seiner Stiftung durch Jesu Mund bezeichnet, und es ist darum eine Versündigung gegen das Wesen des Reiches Gottes, es ist ein Majestätsverbrechen, wenn Menschen gegen den Willen des Königs sein Reich sichtbar zu machen suchen, wie dies in der Papstkirche geschehen ist. Aeußere christliche Anstalten und Kirchen mit ihren Ordnungen und Bräuchen, christliche Haus- und Staatseinrichtungen können möglicherweise zum Reich Gottes gehören, wenn sie aus dem reinen Geisteswort Christi hervorgegangen, von echtem Glauben und lauterer Liebe getragen sind; aber sie sind nicht das Reich Gottes selbst; sie sind im besten Fall irdische Voranstalten für dasselbe und immerhin nur schattenhafte Vorbilder. Diese Eigenthümlichkeit unterscheidet das Reich Gottes offenbar von allen andern Reichen und entzieht ihm mancherlei Vorzüge, die den Weltreichen aus ihrer Sichtbarkeit erwachsen; aber sie schützt es zugleich vor all den Gefahren und Nachtheilen, denen Weltreiche eben durch ihre Sichtbarkeit stets ausgesetzt sind, sie verwahrt es vor wesentlichem Verderben und Untergang.

Das Merkmal der Unsichtbarkeit bezeichnet also, wie wir sehen, den Anfang, bezeichnet die Gegenwart des Reiches Gottes; aber es bezeichnet nicht seine Zukunft und nicht sein Ende. „Das Ende der Wege Gottes ist die Leiblichkeit.“ Im Herzen der Menschheit lebt die Ahnung, daß die Welt nicht so bleiben werde, wie sie ist; die Unvollkommenheit schwebt über der Welt wie eine Weissagung späterer Vollkommenheit; Ahnung und Weissagung aber werden durch Jesu Wort für die Gläubigen

zur Unterlage einer festgegründeten Hoffnung. Jesus verheißt eine Wiedergeburt der Welt; er spricht davon wie von etwas völlig Selbstverständlichem (Matth. 19, 28.). Und in der That kann, wenn die Welt ein Organismus ist, keine neue Kraft an irgend einem Theil sich fühlbar machen, ohne daß die begonnene Einwirkung allmälig sich auf alle Theile fortsetze. Eine völlig neue Kraft aber hat sich, wie wir sahen, in dem Geiste Jesu der Menschheit bemächtigt; die Menschen sind durch seine Einwirkung selbst neu geworden, von einer ungekannten Triebkraft beseelt, einem neuen Gesetz auf neue Weise untergeben; es ist eine neue Geburt mit ihnen vorgegangen, sie sind zu einem neuen Leben erwacht und es ist ein neues Licht in ihrem Geiste entzündet, das auch ihren Leib verklärend durchdringt (Matth. 13, 43.).

So hat im Menschen ein Entwicklungsprozeß begonnen, der nicht eher zum Abschluß kommen kann, als nachdem er die Welt in allen ihren Theilen erfaßt und in sich hereingezogen hat. Die Wiedergeburt des Menschen muß zur Wiedergeburt der Welt werden; in ähnlicher Weise wie der einzelne Mensch wird die gesammte Welt von einer neuen Geisteskraft durchdrungen werden; der Mensch ist das erste Glied in der großen Kette, die mit dem neuen Himmel und der neuen Erde schließt.

Als ein Geheimniß, nur dem lauschenden Ohre des Jüngers vernehmbar (Matth. 13, 11.), schwebt über der Welt die Wahrheit, daß das Reich Gottes, im jetzigen Weltlauf nothwendig unsichtbar, eine sichtbare Zukunft hat, daß das Reich Gottes alle Reiche der Welt von Innen heraus überwindet und neugestaltet, bis sie alle unter dem Scepter Jesu Christi vereinigt sind. Darum trägt Jesus seinen Jüngern auf zu beten: „Dein Reich komme!" Es muß kommen in sichtbarer Gestalt, wie es in unsichtbarer schon da ist; es soll im Trieb der Liebe von immer weiteren Kreisen aufgenommen werden, wie es im gleichen Trieb von einer „kleinen Heerde" schon aufgenommen ist; es wird zukünftig sein in Kraft (Marc. 9, 1.), wie es gegenwärtig ist in Schwachheit; es wird einst die Dornenkrone abwerfen und vom Kreuz heruntersteigen, um mit seiner enthüllten Königsherrlichkeit wie mit Blitzesglanz Alles zu durchleuchten (Luk. 17, 24 f.).

Langsam und allmälig vollzieht sich diese staunenswerthe Entwicklung, von Tausenden unbemerkt, von Tausenden abgeleugnet. Niemand außer dem Vater im Himmel weiß Tag und Stunde anzugeben (Matth. 24, 36.), wann die Entwicklung zum Abschluß gelangen wird; auch Jesus verzichtet in freier Bescheidung auf eine Zeitangabe. Weltmenschen werden essen und trinken, freien und sich freien lassen; das Evangelium wird seinen stillen Gang gehen, bis es allen Völkern die Botschaft der Liebe und Versöhnung gebracht hat; die Gläubigen werden in seliger Hoffnung, mit wachsamem Blick, dem Tag ihrer Erlösung entgegenharren (Luk. 21, 28.). Fest und sicher, wenn auch langsam, ticket der Pendel der Zeit; weiter rückt der Zeiger unvermerkt; die große Weltenuhr hebt aus zum Schlag, Jahrtausende verschwinden in wenigen Minuten, und die Glocke tönt die zwölfte Stunde.

Die Zeit der Gnade und der freien Ergebung ist vorüber; göttliche Macht und Gerechtigkeit schwingen ein eisernes Scepter. Ein ungeheurer Weltkrieg entbrennt. Der König des Himmelreichs zieht in schrecklich leuchtender Rüstung durch die Reiche der Welt, zertrümmernd die Throne der Tyrannen, zertretend mit wuchtigem Tritt das giftige Gewürm ihres Anhangs, zerstäubend der Ungerechtigkeit stolze Paläste. Und aus dem ungeheuren Staub der Zertrümmerung erhebt sich in leuchtender Herrlichkeit Ein Königsthron, der Thron des Menschensohns (Matth. 19, 28.). Volk um Volk versammelt sich vor diesem Thron, um Worte ewiger Scheidung zu vernehmen (Matth. 25, 32.). Kinder des Reichs, die vor dem Herrn gegessen und getrunken haben, die er gelehrt hat auf den Gassen, werden ausgestoßen in tiefste Finsterniß als Parasiten (Mitesser), die in den Gütern und Segnungen des Reichs geschwelgt haben, ohne des Reiches Lasten zu tragen in thätigem und leidendem Gehorsam (Matth. 8, 12. Luk. 13, 27.). Erste werden Letzte (Matth. 19, 30.). Vom Morgen aber und vom Abend kommen Andere, die bis dahin Letzte waren, um als Erste Plätze in dem neuen Reich einzunehmen. Treue Knechte werden Könige (Matth. 19, 28.); Gerechte leuchten in ihres Vaters Reich wie die Sonne; herrliche Mahlzeiten und hundertfacher Ersatz stehen

für die bereit, welche um ihres Herrn willen sich Entsagungen und Verleugnungen auferlegt haben (Matth. 19, 29. Luk. 22, 29.), und eines der wunderbarsten und seltsamsten Worte Jesu wird erfüllt: „Die Sanftmüthigen werden das Erdreich besitzen" (Matth. 5, 5.).

Die Weissagung ist Erfüllung geworden, die Schwachheit Kraft, die Unterdrückung Herrlichkeit, das Unsichtbare sichtbar; Himmel und Erde sind Eins. Ausgeschlossen ist, was nicht des Reiches Art und Wesen trug; die ganze Welt ist eine einzige Monarchie Gottes unter Christo, ihrem Haupt; es ist Ein Hirte und Eine Heerde.

Große Hoffnung der Einheit! Wir warten dein mit des Schächers demüthiger Bitte: „Herr, gedenke an mich, wenn du in deinem Reiche kommest!"

II.

Einzelbetrachtungen.

A. Die Gründung des Baues.

1. Das Gleichniß vom Säemann und Saatboden.

Matth. 13, 1—9. 18—23.

An demselben Tage ging Jesus aus dem Hause und setzte sich an 1
das Meer. Und es versammelte sich viel Volks zu ihm also, daß er 2
in das Schiff trat und saß, und alles Volk stand am Ufer. Und er 3
redete zu ihnen mancherlei durch Gleichnisse und sprach: Siehe es ging
der (L. ein) Säemann aus zu säen. Und indem er säete, fiel Etliches an 4
den Weg; da kamen die Vögel und fraßen es auf. Etliches fiel in das 5
Steinichte, da es nicht viele Erde hatte; und ging bald auf, darum,
daß es nicht tiefe Erde hatte. Als aber die Sonne aufgegangen 6
war (L. aufging), verwelkte es, und weil es nicht Wurzel hatte, ward
es dürre. Etliches aber fiel unter die Dornen; und die Dornen wuch- 7
sen auf und erstickten es. Etliches aber fiel auf das (L. ein) gute 8
Land und trug Frucht, etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, et- 9
liches dreißigfältig. Wer Ohren hat zu hören, der höre.
So höret nun ihr dieses Gleichniß von dem Säemann. 18
Bei Jedem, der (L. Wenn Jemand) das Wort von dem Reich 19
höret und nicht verstehet, kommt der Arge und reißt hin, was da
in seinem Herzen (L. in sein Herz) gesäet ist; der ist's, der an
den Weg gesäet ist. Der aber auf das Steinigte gesäet ist, der ist 20
der, welcher (L. der ist es, wenn Jemand) das Wort höret und das-
selbe bald aufnimmt mit Freuden. Aber er hat nicht Wurzel in sich, 21
sondern er ist wetterwendisch; wenn sich Trübsal oder (L. und) Ver-
folgung erhebt um des Wortes willen, so ärgert er sich bald. Der 22

aber unter die Dornen gesäet ist, der ist der, welcher das Wort hö-
ret, und die Sorge dieser Welt und der Betrug des Reichthums er-
stickt das Wort und bringt nicht Frucht. Der aber in das gute Land 23
gesäet ist, der ist der, welcher das Wort höret und verstehet; der
nun (L. und dann auch) bringet Frucht; und etliches trägt hundert-
fältig, etliches aber sechzigfältig, etliches dreißigfältig.

Marc. 4, 1–10. 13–20.

– und erstickten es, und es brachte keine Frucht. 7
— trug Frucht, die emporstieg und sich mehrte. 8
Und er sprach zu ihnen: Versteht ihr dieses Gleichniß nicht, wie 13
wollt ihr denn die andern alle verstehen?
— sind Alle, welche das Wort hören und nehmen es an und 20
bringen Frucht; Etliche dreißigfältig, und Etliche sechzigfältig, und
Etliche hundertfältig.

Luk. 8, 4–9. 11–15.

Es ging der Säemann aus zu säen seinen eignen Samen. 4
— und ward vertreten und die Vögel unter dem Himmel — 5
— und das Aufgegangene verdorrete, weil es nicht Saft hatte. 6
— und aufgewachsen trug es hundertfältige Frucht. 8
Das ist aber das Gleichniß: Der Same ist das Wort Gottes. 11
Die aber an dem Wege sind, das sind, die es hören; darnach kommt 12
der Teufel und nimmt das Wort von ihrem Herzen, damit sie nicht
glauben und selig werden.
— und zu der Zeit der Anfechtung fallen sie ab. 13
— und gehen hin unter den Sorgen, Reichthum und Wollüsten 14
des Lebens und werden erstickt und bringen keine reife Frucht.
— die das Wort hören und behalten in einem feinen, guten 15
Herzen und bringen Frucht in Geduld.

Anm. Alle durch den Urtext gebotenen Abweichungen von der Lutherischen Uebersetzung sind durch gesperrte Schrift bezeichnet. — L. bedeutet Lutherische Uebersetzung.

„Verstehet ihr dieses Gleichniß nicht, wie wollt ihr denn die andern alle verstehen?" Mit diesen Worten macht Jesus das Gleichniß vom Säemann zur Grundlage für das Verständniß aller übrigen. Verständniß aber und inneres Wesen der Sache sind in der heiligen Schrift nicht von einander getrennt; vielmehr ist mit dem einen stets auch das andere gegeben. Die Grundlage für das Verständniß der Gleichnisse vom Himmelreich ist somit die Grundlage für den Bau des Himmelreichs selbst. Wer das grundlegende Gleichniß vom Himmelreich versteht, kennt die Grundlage des Himmelreichs selbst.

Grundlegend aber ist dies Gleichniß nach zwei Seiten. Es bezeichnet den Ort und die Art der Gründung.

Fassen wir zunächst den Ort in's Auge, so ist Gewicht darauf zu legen, daß Jesus durch das ganze Gleichniß hindurch ausschließlich von Solchen spricht, die das Wort Gottes hören. Damit kann nach der ganzen Umgebung, in welcher der Herr damals redete, nur das jüdische Volk gemeint sein; und soweit der Herr zunächst sich selbst als Säemann auffaßt, haben wir hier in Gleichnißform schon jenes spätere Wort: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel.“ Sein Reich sollte einst Erde und Himmel umspannen. Den Grund legte er in dem engbegrenzten Rahmen Eines, des jüdischen Volkes.

Nun die Art, wie der Grund gelegt wird. Jesus bezeichnet sie als Säemannsarbeit. Eine Aussaat aber ist die erste, grundlegende Arbeit für die künftige Ernte.

Dies vorausgeschickt, können wir der Eintheilung des Gleichnisses um einen Schritt näher treten. Das Gleichniß stellt unter einem vierfachen Bilde vier Klassen von Hörern der Reichspredigt auf. Hartgetretener Weg, Felsboden, Dornengrund und gutes Land — sind die vier Bilder. Wir sagen absichtlich: vier Bilder; denn es sind nicht vier Schattirungen nur eines und desselben Bildes. Die das Wort „mit Freuden aufnehmen“ sind nicht in feinerer Schattirung dieselben, welche das Wort nur „hören;“ die das Wort hören und aufnehmen, aber „keine reife Frucht bringen,“ stellen nicht eine höhere, sondern eine völlig andere Klasse dar als die, welche es mit Freuden aufnehmen, aber bald wieder verwelken; und diejenigen endlich, welche das Wort hören, behalten und „Frucht bringen,“ sind wieder durchaus Andere, als die vorher Genannten. Die Bilder gehen nicht in einander über; sie liegen fest abgegrenzt neben einander. Auf dem hartgetretenen Weg geht der ausgestreute Same gar nicht auf; auf dem Felsboden geht er schön und vielversprechend auf, aber die Pflanzen verwelken bald in der Sonnenhitze; auf dem Dornengrund kommt die Pflanze bis zum Fruchttragen, aber die Frucht wird nicht reif, weil Dornengestrüpp sie überwuchert; nur auf dem guten Land kommt es zu voll ausgereifter Frucht.

Fragen wir nun, welche Klassen von Menschen der Herr mit diesen Bildern darstellen will, so haben wir zunächst eine Vorfrage zu erörtern, die uns einzig das richtige Verständniß für den geschichtlichen, ursprünglichen Sinn des Gleichnisses eröffnen kann. Es ist die Frage: Wodurch ist der vierfache Saatboden das geworden, was er ist?

Die Aussaat ist zwar die erste, grundlegende Arbeit für die künftige Ernte. Aber ehe die Aussaat selbst stattfinden kann, muß eine Vorarbeit verrichtet sein: die Arbeit des Pflügens. Wodurch und durch wen ist nun diese Arbeit geistlicher Weise an dem Volke Israel, das der Herr als Hörer seiner Predigt vor sich hat, verrichtet worden?

Denn von Natur gab es unter den Juden, wie überhaupt unter den Menschen, eben so wenig eine Menschenklasse, die als „gutes Land“ bezeichnet werden konnte, wie eine solche, die von Natur dem „hartgetretenen Weg“ verglichen werden könnte. Beides wird erst in Folge mannigfacher Bearbeitungen und Beeinflussungen. Und ebenso erfordert der zwar nicht gründlich, aber doch immerhin (obenauf) bearbeitete Felsenboden, wie der zwar nicht reingehaltene, aber doch völlig umgearbeitete Dornengrund eine Vorarbeit. Wo haben wir diese zu suchen? Offenbar auf dem Gebiet des Alten Testaments, das für die Juden den Zweck hatte, auf die Predigt des Messias vorzuarbeiten und vorzubereiten. Moses und die Propheten sind die geistlichen Pflüger des Volkes Israel, das alttestamentliche Wort ist die Pflugschar gewesen.

Woher aber kommt, da Moses und die Propheten an dem gesammten Volk Israel ein und dieselbe Vorarbeit zu verrichten hatten, dennoch die Verschiedenheit unter dem Volke selbst? Woher die auffallende Thatsache, daß ein Theil des Volkes dem hartgetretenen Weg, der andere dem Felsboden, der dritte dem Dornengrund und nur der vierte dem guten Land zu vergleichen war? Da das Wort des Alten Testaments für Alle das gleiche war, so kann der Grund für die zu Tage tretende Verschiedenheit einzig in den zu bearbeitenden Menschen gesucht werden.

Nun, hartgetreten kann ein Weg nur werden, wenn er viel begangen wird. Bei den Menschen dieser ersten Klasse ist somit eine häufige Beschäftigung mit den Worten des Alten Testaments vorausgesetzt. Ihr Herz konnte dadurch zum guten Lande umgearbeitet werden. Sie haben aber, bildlich geredet, statt von dem wuchtigen Hammer des göttlichen Worts sich ihr sündiges Herz zerschmettern zu lassen, das Wort selbst zu kleinen Steinchen zerschlagen und diese über ihr Herz ausgebreitet. So ist ihr Herz anstatt zu einem guten, baufähigen Land, zu einer harten Landstraße geworden. Mit andern Worten: sie sind, weil sie die einzelnen Worte nicht erst innerlich verarbeitet und für die Nahrung ihres inwendigen Menschen verwendet haben, durch das stete Essen, und daß ich so sage, Käuen und Wiederkäuen des göttlichen Worts so übersättigt worden, daß sie kein weiteres Wort mehr in sich aufnehmen können. Darum weist Matth. 13, 14. 15. auf das von Jesaja geweissagte Gericht der Verstockung hin, das eben an einem Theil der Juden sich offenbaren werde; und der Ausdruck: „dieses Volkes Herz ist verstockt,“ heißt wörtlich: ist durch Uebersättigung stumpf geworden. Es ist sonach ein treffendes Bild, das diesen Theil der Juden dem hartgetretenen Weg vergleicht, der keinen Lebenssamen in sich aufnehmen kann. Die Vertreter dieser Klasse erblicken wir zu Jesu Zeit in den Pharisäern.

Durch dasselbe Gotteswort, durch das die Pharisäer übersättigt worden sind, haben Andere eine gewisse Wirkung auf ihr Herz ausüben und in gewissem Sinn sich für die Reichspredigt Jesu empfänglich machen lassen. Indem sie Alles, was lieblich lautet und das äußere Gefühl erweicht, alle die alttestamentlichen Verheißungen und Weissagungen von der Herrlichkeit des messianischen Reichs in sich aufgenommen haben, ist die obere, am leichtesten zugängliche Schichte ihres Herzens für eine zukünftige Reichspredigt zubereitet worden. Aber neben den Verheißungen haben sie nicht ebenso auch die Gebote Gottes und seine Forderungen in ihr Herz eindringen lassen. So ist der Boden oben bereitet worden; unten ist der Fels geblieben. Sie haben Sinn für Alles, was in Jesu Reichspredigt lieblich lautet und wohl thut; sie gehen mit Freuden auf die lieblichen Worte ein, die aus seinem Munde kommen; in ihrer Zuneigung erwächst dem Herrn eine hoffnungerweckende Saat. Aber ihre Zuneigung verschwindet, sobald der Herr mit scharfen Worten der Züchtigung ihnen gegenübertritt; ihre Freude und Verwunderung wird Aergerniß und Abfall in dem Augenblick, wo Jesus den leichten Obergrund bei Seite schiebt, wo er den Felsen in ihrem Herzen berührt und zu zerschlagen sucht. Vertreter dieser Klasse sehen wir in den Bewohnern Nazareths (Luk. 4, 16—29.).

Eine dritte Klasse bilden diejenigen, vergleichungsweise edlen, Menschen, die durch das Gotteswort des Alten Testaments ihren Herzensboden bis in die Tiefe haben umarbeiten lassen, die also einmal wahrhaft gründlich umgewendet sind, aber von da an versäumt haben, das gereinigte Herz auch rein zu erhalten. Sie lassen, zuerst ihnen selbst verborgen, die Sorge der Welt, die Liebe zu Ehre und Genuß der Welt — ihre Lust und Last — in ihren Herzen wieder einen Platz gewinnen und keimen; sie lassen hierauf den Keim ungehindert sich weiter entwickeln, weil sie sich einreden, die Liebe zu Gottes Wort und die Liebe zur Welt können recht gut neben einander bestehen und wachsen; sie verfestigen sich in dieser Einbildung, je mehr sie anfänglich sehen, daß die gute Saat über das Weltgestrüpp die Oberhand behält. Aber sie bedenken nicht, daß das Unkraut je länger desto rascher sich entfaltet, daß es schließlich die guten Pflanzen im Wachsthum überholt und sie endlich kurz vor der Reife unterdrückt. Ein Beispiel dieser Klasse stellen die Evangelien in dem reichen Jüngling uns vor Augen, den der Herr wegen seines regen Eifers mit Liebe anblickt, und über den er gleichwohl das furchtbare Wort sprechen muß: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme."

Die vierte Klasse endlich sind diejenigen, die durch das Gotteswort des Alten Testaments ihr Herz haben völlig umroden und von allem Weltförmigen reinigen lassen; die von dem Wort Gottes immer nur

so viel in sich aufgenommen haben, als sie zugleich zur inneren Nahrung verarbeiten und zur äußeren Lebenskräftigung verwerthen konnten; die zu ihrer inneren Erbauung und Bebauung nicht nur das Liebliche, sondern auch das Scharfe und Schneidige, nicht nur die Verheißungen, sondern auch die Forderungen treu und redlich angewendet, und die dann in ihrem innern und äußern Leben eine strenge, rücksichtslose Scheidung durchgeführt haben zwischen dem, was rein-göttlich und dem, was schein-göttlich ist. Solche treue, ernste, von Grund aus wahrhaftige und reine Seelen führen uns die Evangelien in Zacharias, Elisabeth, Maria und dem größten Theil der Jünger Jesu vor.

Diese vier Klassen von Menschen hatte Jesus vor sich, als er begann, für sein Himmelreich den Grund zu legen. Der König des Himmelreichs hatte noch keinen Thron in der Welt, kein weltliches Scepter in der Hand, keine Heerschaaren zu seinem Befehl. Sein Thron sollte der menschliche Herzensacker sein; sein Schwert und Scepter war der Geist seines Mundes; seine Heerschaaren waren die Samenkörner des Worts. Er trat als Säemann auf. Keine äußere Gewalt durfte sein Werk unterstützen oder begleiten; keine irdischen Künste konnten es fördern; er hatte nichts zu thun, als seinen Samen auszustreuen.

Konnte etwas klarer sein, als daß sein Wort auf einem hartgetretenen Weg, bei Pharisäern und ihres Gleichen, nichts zu wirken vermochte? Hier sagt er's unter einem Schleier: „Die Vögel unter dem Himmel kamen und fraßen es auf;" später sagt er's den Pharisäern unverblümt und unverschleiert: „Ihr seid von eurem Vater, dem Teufel."

Eben so klar war's, daß bei dem wetterwendischen Theil seiner Zuhörer auf einen dauernden Glauben nicht zu rechnen war. „Viele," heißt es, „glaubten an ihn." Gleich daneben steht: „Er aber vertraute sich ihnen nicht an; denn er kannte sie Alle und wußte, was im Menschen war." Er wußte, daß unter der leicht aufgeworfenen Oberfläche der Fels noch ungebrochen im Herzen lag.

Es war ferner klar, daß er bei denen, welche sich einbildeten, neben der Liebe zu seinem Wort die Liebe oder Sorge für weltlichen Reichthum, weltliche Ehre oder Wollust pflegen zu können, keine reife Frucht erzielen würde, so tief auch seine Predigt eindringen mochte. So leid und weh es ihm that: eine Grundlage für sein Reich konnte er in diesen Menschen nicht finden.

Nur in denen, welche durch das alttestamentliche Gotteswort sich zu einem guten Land hatten umarbeiten lassen, fand sein Samenwort vom Reich den echten Boden, die rechte Grundlage. Sie waren durch die in ihren Herzen ausgerichtete Vorarbeit befähigt, das Wort vom Reich verständnißmäßig zu erfassen (Matth.), in die Tiefe ihres

Herzens und Lebens es aufzunehmen (Marc.), mit voller Willenskraft es in sich festzuhalten, und in harrender Ausdauer es innerlich und äußerlich bis zu voller Fruchtreife sich entwickeln zu lassen (Luk.). Von diesen treuen Jüngerseelen allein konnte Jesus später rühmen: „Ihr seid es, die ihr bei mir ausgehalten habt in den Anfechtungen."

Freilich war auch bei ihnen das Säen keine leichte Arbeit. Dafür zeugt die Mühe, welche Jesus drei Jahre lang auf die Bildung seiner Jünger verwenden mußte; dafür der Umstand, daß auch die Besten unter ihnen noch in den letzten Stunden in Gefahr standen, von ihrem Herrn abzufallen. Aber die Jünger glichen eben den Pflanzen, die tiefgewurzelt sind. Kann da ein Nachtfrost oder Sonnenbrand auch eine zeitweise Hemmung im Wachsthum verursachen, so braucht es doch nur eines Gnadenregens vom Herrn: und alsobald ist die Wirkung von Frost und Hitze aufgehoben und es gibt wieder ein fröhliches Gedeihen und reiches Früchtetragen.*) — —

Fassen wir die Grundgedanken des Gleichnisses zusammen! Es sind folgende. **Die grundlegende Arbeit am Himmelreich ist Säemannsarbeit. Das Himmelreich wird gegründet durch die Predigt des echten, ganzen und ungetheilten Gottesworts. Die Gründungsarbeit schließt als Aussaat jede Anwendung von Gewalt oder menschlichen Künsten unbedingt und grundsätzlich aus.**

Nach diesen Grundsätzen verfuhr der Herr zunächst in seinem eigenen Wirken auf jüdischem Gebiet. Die gleichen Grundsätze hatten später die Apostel auf das weitere Gebiet des Heidenlebens zu übertragen, wo statt des alttestamentlichen Gesetzes das Gewissen die Vorarbeit für die Reichspredigt überkommen hatte. Und wo irgend später die grundlegende Einführung des Reiches Gottes rein erhalten wurde, ist sie stets Säemannsarbeit gewesen. Und bis auf den heutigen Tag, so weit und so oft Gottes reines Wort vom Himmelreich verkündigt wird, fallen die Samenkörner stets auf vierfachen Saatboden: hartgetretenen Weg, Felsboden, Dornengrund und — gutes Land.

2. Der unvergängliche Same und sein Wachsthum.

Marc. 4, 26—29.

Und er sprach: Das Reich Gottes hat sich also, als wenn ein Mensch den Samen auf das Land geworfen hat (L. wirft) und schläft, und aufsteht Nacht und Tag, und der Same gehet auf und wächst, wie er selbst (L. daß er) es nicht weiß. Denn die Erde bringt von sich selbst Frucht: zuerst (L zum ersten das) Gras, darnach (die) Aehre, darnach (den) vollen Waizen in der Aehre. Wenn es aber die Frucht gestattet (L. wenn

---

*) Ueber das Hundert-, Sechzig- und Dreißigfältig vergleiche man das spätere Gleichniß von den anvertrauten Pfunden.

sie aber die Frucht gebracht hat), so schickt er bald die Sichel hin; denn die Ernte ist da.

Es ist nur Marcus, der uns dieses Gleichniß berichtet. Das auch bei ihm unmittelbar vorausgehende Gleichniß vom Säemann stellt Jesum selbst als den Säemann dar, der genau weiß, wie der Same sproßt und wächst; denn was er sät, das ist „sein eigener Same," dessen Natur und Wesen ihm durchaus bekannt ist. Das vorliegende Gleichniß spricht von einem Menschen, der dies nicht weiß (V. 27), der allerdings auch den guten Samen sät, die eigenthümliche Natur desselben aber erst im Verlauf kennen lernen muß. Es sind, kurz gesagt, die Jünger, welche Jesus als künftige Säeleute in's Auge faßt. Ihnen die künftige Reichsarbeit vorzuzeichnen, und sie mit der Natur des Samenwortes betraut zu machen, ist der Zweck des Gleichnisses. Hiebei ist jedoch nicht aus-, vielmehr eingeschlossen, daß auch der Herr selbst in ähnlicher Weise verfährt, wie er es seinen Jüngern aufträgt. Auch er z. B. zieht sich nach der Saat zurück, um dem Samen seine selbständige Entwicklung zu lassen. Und wir werden Gelegenheit haben, beim Gleichniß von den anvertrauten Pfunden eben diese Seite seiner eigenen Verfahrungsweise zu betonen. Hier haben wir es vorzüglich mit den Jüngern Jesu zu thun.

Waren die Jünger dazu berufen, an dem großen Reichsbau mitzuarbeiten, der Himmel und Erde umfassen sollte, und war ihnen durch das eben gehörte Gleichniß die erschreckende Gewißheit vor Augen getreten, daß selbst dem Herrn von vier Menschentheilen nur einer wirklich zufallen werde, so war vorauszusehen, daß eine doppelte Gefahr ihnen drohen würde, sobald sie von ihrem Herrn allein gelassen würden. Es war dies die Gefahr, entweder in Vielgeschäftigkeit oder in Verzagtheit zu gerathen, so daß sie zuerst meinten, sie müßten Alles allein machen, und daß sie sodann, wenn ihr Wirken scheinbar nicht mit dem gewünschten Erfolg gekrönt wurde, an allem Erfolg verzweifelten. Vielgeschäftigkeit und Verzagtheit scheinen sich zu widersprechen; in Wirklichkeit gehen sie Hand in Hand durch's Menschenleben; und stets wird die erste von der zweiten abgelöst.

Den Jüngern nun soll gezeigt werden, daß dem Wort gegenüber, mit dem sie einmal zu wirken berufen sind, weder das eine noch das andere dieser beiden Uebel Platz greifen kann noch darf. Das Wort bedarf zu seinem Wachsthum und Gedeihen nicht der menschlichen Vielgeschäftigkeit; es wächst und gedeiht trotz menschlicher Verzagtheit.

Wie hat der Jünger am Bau des Reiches Gottes mitzuwirken? Er hat, wie sein Herr, Säemannsarbeit zu verrichten. Das ist, wenn man will, eine sehr einfache Arbeit. Ein Säemann hat, wenn der Acker zubereitet ist, seinen Samen auszustreuen: damit ist seine Pflicht erfüllt. Dann macht er's wie jeder andere Mensch: er schläft bei Nacht und steht bei Tag auf, um seiner ordnungsmäßigen

anderweitigen Beschäftigung nachzugehen; denn es gibt ja außer dem Säen noch gar manche Arbeit in einer Hauswirthschaft: Arbeit an der eigenen Person und Arbeit für Andere. Aber so einfach die Arbeit eines Säemanns ist, so viel Weisheit erfordert sie; denn stets erfordert das Einfachste die größte Weisheit. Daß der Same selbst der rechte und gute sei, daß der rechte Same zur rechten Zeit ausgestreut werde, und daß er in der richtigen Weise und gleichmäßig vertheilt werde, — jeder Säemann weiß, wie das Wachsthum der Saat und der Ausfall der Ernte zum großen Theil von der genauen Erfüllung dieser Vorbedingungen abhängt. So wichtig nun aber und umfassend diese Art von Arbeit ist, so wenig duldet gerade sie irgend eine Vielgeschäftigkeit. Ein immer erneutes Umpflügen des Ackers, ein unaufhörlich wiederholtes Besäen, ein ununterbrochenes Eggen wäre nicht blos die größte Thorheit, wäre unvermeidlicher Verderb für die Saat (Jes. 28, 24.).

Die Herzen der Menschen aber sind ein edlerer Boden als der, auf dem man Korn und Waizen sät. In höherem Grad erfordert ihre Bearbeitung die zutreffende Weisheit des Säemanns; in viel geringerem Grad vertragen sie eine schon mit gewöhnlicher Säemannsarbeit unverträgliche Vielgeschäftigkeit.

Daß der Same der richtige und gute, daß es der Same sei, der den Jüngern von ihrem Herrn übergeben ist, ist erste Bedingung für ihr gedeihliches Wirken an den Menschenherzen. Daß das Wort Gottes rein und lauter, ohne menschliches Zuthun oder Abnehmen, ohne Vermischung mit menschlichen Fündlein und ohne Verbrämung mit irdischen Vortheilen, gepredigt wird, daß es nüchtern gegeben wird, wie es schon gegeben ist, das muß Grundbedingung für die Säemannsarbeit im Großen wie im Kleinen, für die Mission auf dem großen Völkeracker, wie für die Mission auf den einzelnen Gebieten der Christengemeinde sein. Ohne ihre Erfüllung wird die zart aufgehende Gottespflanze von der üppig mit aufwuchernden Weltkultur, die für das Reich Gottes stets Unkultur bleibt, erstickt, und die Säemannsarbeit ist umsonst. Wo das Geistliche mit Weltlichem vermischt wird, da ist der Sieg am Ende immer auf Seite des Weltlichen; wo keine klare Scheidung zwischen göttlicher Weisheit und Menschenweisheit, zwischen geistlichen Segnungen und irdischen Vortheilen aufrecht erhalten wird, da gibt es keine klare Entscheidung für die rein geistliche Sache Christi.

Aber auch wo das echte, lebendige Gotteswort gepredigt, der Same des Reichs ausgestreuet wird, kommt es darauf an, daß die rechte Zeit erkannt und benützt werde. Diese aber ist jedesmal dann eingetreten, wenn das Herz innerlich durch die strafenden Mahnungen des Gewissens und das scharfe Eingreifen der göttlichen Gebote gelockert und weich gemacht ist, und wenn im Aeußern durch Schicksals-

fügungen und Lebenserfahrungen jene Lufttemperatur, jenes Klima sich gebildet hat, das dem Säen günstig und für das Aufgehen der Saat gedeihlich ist. Diese rechte Zeit nun stets im Einzelnen wie im Allgemeinen, bei Gemeinden wie bei Völkern, zu erkennen und sie nicht ungenützt vorübergehen zu lassen, dazu ist wieder eine Säemanns-weisheit erforderlich, die nicht in der Schule der Welt, sondern einzig in der Schule Christi gelernt wird. Denn sie hat sich nicht nach dem zu richten, was man in der Welt „Zeit oder Unzeit" nennt; vielmehr ohne Rücksicht auf Welturtheile, ja auch gegen dieselben hat sie ihre Gottesarbeit zu verrichten. Der Blick der Welt vermag weder die Zeichen der Zeit zu erkennen, noch die inneren Gründe der Herzen zu erforschen; nur die göttliche Weisheit durchschaut Beides.

Endlich ist es von weittragender Wichtigkeit, daß das Wort der Wahrheit recht getheilt werde, wie es je den Herzen angemessen ist. Manches ist für alle Hörer gleicherweise nöthig; Manches wieder ist nur Diesem oder Jenem dienlich. Allen nun das Ihre und Jedem das Seine zu geben: Vermahnung und Bestrafung der Ungezogenen und Hartnäckigen, Trost für die Kleinmüthigen, Tragen der Schwachen, Geduld gegen Jedermann (1 Thess. 5, 14.) — das ist ein so weites Feld für die Bethätigung der christlichen Lehrweisheit, daß ein ausgedehnteres nicht gedacht werden kann. So unzählig die jeweiligen Bedürfnisse, Sorgen, Gedankenbewegungen und Kümmernisse der Menschenseelen sind, so unendlich verschieden ist das Ackerfeld, das der christliche Säemann mit dem Samen des göttlichen Wortes zu besäen hat.

All dieses zusammengefaßt, wie nahe liegt hier die Gefahr, aus der göttlichen Einfalt heraus in menschliche Vielgeschäftigkeit zu gerathen! wie nahe gerade für denjenigen christlichen Lehrer, der seinem Beruf nach allen Seiten gerecht werden möchte! Wohlan, hier soll er wissen, daß: nur Eines, das eine Nothwendige, treiben, aber dies Eine zur rechten Zeit und in der zutreffenden Weise, die einfache und doch so schwierige Aufgabe der christlichen Lehrweisheit ist. Er soll wissen, daß er nur Säemann ist, und daß es keiner weiteren Thätigkeit von seiner Seite bedarf, um den Samen zum Keimen und Wachsen zu bringen. Hat er den rechten Samen zur rechten Zeit und in der richtigen Weise ausgestreut, so mag er die Zeit der Ruhe zum Ruhen, die Zeit des Schaffens zu anderweitiger Arbeit im Dienst seines Herrn benützen; indessen er ruht und schafft, sproßt der Same und geht auf und wächst. Das Wort Gottes erhält seine Kraft nicht durch das, was Menschen daran und damit arbeiten; **es trägt seine Trieb- und Lebenskraft in sich selbst;** es keimt und wächst, und der es verkündigt hat, weiß nicht, wie dies geschieht.

Aber eben hierin liegt die zweite Gefahr.

Der Säemann sät seinen Samen. Wie es zugeht, daß der Same keimt, weiß er nicht; Art und Wesen dieses geheimen Vorgangs kennt er nicht; denn in die geheimnißreiche Werkstätte der Natur dringt kein erschaffener Geist. Er muß in zuwartender Geduld und in verhältnißmäßiger Unthätigkeit dem Tag entgegensehen, wo ohne sein Zuthun die Erde die ersten zarten, grasartigen Keime hervorsprossen läßt; er muß das Gedeihen seiner Saat von Einflüssen abhängig sein lassen, die außer seiner Berechnung und über seiner Macht liegen; und alle Momente und die verschiedensten Färbungen des Zagens durchbeben seine Seele vom Tag der Aussaat bis zum Tag der Ernte: bangend erwartet er das erste Keimen; bangend sieht er am Abend den Nebel sich erheben, der vielleicht am nächsten Morgen als verderblicher Reif die zarte Saat überlagert; bangend sieht er unter den glühenden Strahlen der Sommersonne die weiche, üppig gewachsene Aehre sich welk und matt zur Erde neigen; bangend betrachtet er die dunkle, gewitterschwarze Wolke, aus deren Schoos vielleicht nur wenige Tage vor der Ernte der vernichtende Hagel prasselnd niederfährt. Immerhin aber hat er ein Gegengewicht gegen das Zagen seiner Seele in dem, was er vor Augen sieht. Er sieht doch den Samen hervorkeimen, er sieht die ersten Triebe zur Aehre heranwachsen, er sieht die ausgewachsene Aehre zur Ernte reifen.

Schwieriger ist hier Alles auf geistlichem Gebiet. Zunächst das Wort schon, mit dem der Jünger Christi wirkt, ist etwas Unsichtbares; ob das verkündigte Wort in irgend ein Herz eindringt, wer sieht es? Die nächste Wirkung des Worts im Herzen der Hörer bleibt verborgen und wird tausendfach absichtlich verhüllt; die äußern Einflüsse und Hemmnisse, die Volksgewohnheiten und Gemeindesitten, die Verbindungen der Menschen unter einander scheinen ein Gedeihen und Wachsthum des den Herzen eingesäten Worts oft geradezu unmöglich zu machen; es treten tausend Verhältnisse ein, die dem Prediger des Worts alle Arbeit und Mühe als eine vergebliche und unnütze erscheinen zu lassen nur allzu geeignet sind. Kommt dann, wie wir gesehen, dazu, daß der Prediger all diesen Hemmnissen gegenüber sich zur Unthätigkeit verurtheilt sieht; daß er Jahre und Jahrzehnte und vielleicht wieder Jahre und Jahrzehnte vergeblich auf eine äußerlich sichtbare Frucht seiner Arbeit warten muß, was scheint da Anderes übrig zu bleiben, als Verzagen und Verzweifeln an allem Erfolg auch der bestgemeinten und wirklich treuen Arbeit?

In Wirklichkeit bleibt denn auch nur Ein Anderes übrig: der Glaube, daß die Trieb- und Lebenskraft des Worts, zu dessen Diener der Jünger berufen ist, **eine unvergängliche und ewig schöpferische ist;** der Glaube, daß dies Wort, wo es einmal rein und echt in ein Herz gesäet ist, eine neue Gestalt und Geburt aus demselben hervortreibt gegen alles menschliche Trotzen und trotz allem

menschlichen Verzagen. Mögen tausendfach die irdischen Interessen wie eine rauhe Erdrinde das Wort unterzuhalten scheinen und wirklich augenblicklich unterdrücken: das Wort der Wahrheit bricht endlich dennoch durch; der ewige, dauernde Sieg bleibt nicht den irdischen Interessen, sondern dem hohen Glauben an die Ewigkeit des lebendigen und wirksamen Gottesworts. Im Stillen und Verborgenen entfaltet jedes Wort Gottes, das in der treuen Arbeit seines Dienstes gesprochen ist, eine unwiderstehliche und sichere Lebenskraft; und wo im Aeußern noch nichts, ja wo noch das Gegentheil von dem zu sehen ist, was man erstrebte, da hat schon die neue Keimgeburt angesetzt, und unsichtbar, in allmäliger, aber sicherer Entfaltung entwickelt sie ihre inneren Lebensmächte bis zur Reife.

Es ist nicht die menschliche Sorge, welche der Erde das Gewächs entlockt; es ist das Zusammenwirken der Erde mit dem Samen, was die Pflanze erzeugt. Denn in die Erde hinein ist das Schöpferwort Gottes gesprochen: „Die Erde bringe hervor!“ In Kraft dieses Worts entwickelt dann die Erde den Lebenskeim, der im Samen liegt, zu selbständiger Gestaltung. In langsamer, allmäliger und stufenweiser Entwicklung bringt sie den Samen, der in sie gesät und ein guter, triebkräftiger Same ist, unter dem Einfluß der Sonnenwärme und des Regens zu weiterer Entfaltung und zur endlichen Reife. Und nach denselben Gesetzen geht es im Reich des Geistes, wie im Reich der Natur. Auch das Menschenherz ist von dem Schöpfungswort Gottes durchwebt; auch es trägt eine Menge geheim schaffender Kräfte in sich. Nicht menschliche Sorge vermag die schlummernden, geheimen Kräfte zu erwecken. Aber mit des Wortes Kraft verbindet sich des Herzens Kraft, daß es neue Triebe und Regungen, ein neues Gewächs gibt; und unter dem geistlichen Segen Gottes, unter Gnadenschein und Thränenregen gibt es eine Pflanze, die zur Reife und geistlichen Fruchtbarkeit langsam, allmälig, stufenweise gedeiht, indeß der Mensch seiner täglichen Berufsarbeit nachgeht. Und trägt beim ersten Aufgehen des Samens die Pflanze noch nichts Besonderes an sich, ist sie dem gewöhnlichen Gras noch ähnlich; und fehlt auch später, wo das Besondere schon in der Aehre hervortritt, noch die rechte Fülle: sobald die Zeit da ist, kommt auch diese, naturgemäß und ohne Kunst und Zwang.

Für jeden treuen Jünger Christi, der das rechte Wort zur rechten Zeit und in der richtigen Weise ausgestreut hat, muß es demnach eine Zeit der Ernte und des seligen, fröhlichen Erntegenusses geben, so gewiß ein Gott im Himmel ist, dessen eigene Sache die Sache seines Wortes ist, der das Menschenherz mit Entwicklungskräften durchwebt und sein Wort mit unvergänglicher, ewig schöpferischer Trieb- und Lebenskraft erfüllt hat.

3. Der Acker und das Unkraut.

Matth. 13, 24—30. 36—43.

Er legte ihnen ein anderes Gleichniß vor und sprach: Das Him- 24
melreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinem
Acker säete. Da aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete 25
Unkraut zwischen den Waizen und ging davon. Da nun die Saat 26
hervorsproßte und Frucht bildete, da zeigte (L. Da nun das
Kraut wuchs und Frucht brachte, da fand) sich auch das Unkraut.
Da traten die Knechte zu dem Hausvater und sprachen: Herr, hast 27
du nicht guten Samen auf deinem Acker gesät? Woher hat er denn
(das) Unkraut? Er sprach zu ihnen: Ein feindlicher Mensch (L. der 28
Feind) hat das gethan. Da sprachen die Knechte: Willst du denn, 29
daß wir hingehen und es ausgäten? Er sprach: Nein! Auf daß ihr
nicht zugleich den Waizen mit auswurzelt, so ihr das Unkraut aus-
gätet. Lasset Beides mit einander wachsen bis zu der Ernte; und um 30
der Ernte Zeit will ich zu den Schnittern sagen: sammelt zuvor das
Unkraut und bindet es in Bündlein, daß man es verbrenne; aber den
Waizen sammelt mir in meine Scheune!

Da ließ Jesus das Volk von sich und kam heim. Und seine 36
Jünger traten zu ihm und sprachen: Deute uns dieses Gleichniß vom
Unkraut auf dem Acker. Er antwortete und sprach zu ihnen: Des 37
Menschen Sohn ist es, der da guten Samen sät. Der Acker ist die 38
Welt. Der gute Same sind die Kinder des Reichs. Das Unkraut sind
die Kinder der Bosheit. Der Feind, der es (L. sie) säet, ist der Teufel. 39
Die Ernte ist das Ende der Weltzeit. Die Schnitter sind die Engel.
Gleich wie man nun das Unkraut ausgätet und mit Feuer verbrennt, 40
so wird es auch am Ende dieser Weltzeit gehen. Des Menschen Sohn 41
wird seine Engel senden, und sie werden sammeln aus seinem Reich
alle Aergernisse und die da Unrecht thun, und werden sie in den 42
Feuerofen werfen; da wird sein Heulen und Zähnklappen. Dann 43
werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich.
Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Dieses Gleichniß, von Matthäus allein erzählt, knüpft an die beiden vorhergehenden unter dem gleichen Bilde an. Das Bild mit tieferen Farben ausmalend, führt es uns einen Schritt weiter. Auch hier ist es nicht das innere, eigenthümliche Wesen des Himmelreichs, das zur Darstellung gelangen soll: es ist die äußere, wenn ich so sagen darf, objektive Ausgestaltung und Entwicklung desselben in der Welt, die unserem beschauenden Auge vorgeführt wird. Dem guten Säemann tritt ein feindlicher zur Seite. Der gute Same selbst ist nicht mehr das Wort Gottes, sondern die Anzahl derer, die das unvergängliche Wort Gottes „hören und behalten in einem feinen, guten Herzen und bringen Frucht in Geduld;" der gute Same sind „die Kinder des Reichs." Mitten unter sie hereingestreut sehen wir den Samen

des feindlichen Säemanns: „Kinder der Bosheit," inmitten der Kinder des Reichs emporsprossend, auf demselben Acker ungeschieden mit diesen vereinigt bis zum Ende der Weltzeit. Wir machen also die merkwürdige Beobachtung, daß auch die kleine Zahl derjenigen, in welchen das Himmelreich wirklich eine Gestalt gewinnt und zur Reife kommt, dies Reich nicht in reiner, unvermischter Gestalt während der Weltzeit darzustellen vermag; das Himmelreich in seiner weltlichen Entwicklungsgestalt bietet sich uns als das Bild eines Ackers dar, auf welchem neben und unter dem guten Waizen auch Afterwaizen aufgeht, wächst und reift.

Jesus malt Wirklichkeit. Ist, was er malt, auch sein Ideal? Er entwirft ein Bild aus der Geschichte des Reiches Gottes. Ist Reichsgeschichte auch Reichsrecht? Das ist hier die Frage. Sie löst sich für uns in drei Einzelfragen auf:

1) Gehören die Kinder der Bosheit, wie sie der Wirklichkeit nach unter den Kindern des Reichs dastehen, auch dem Wesen nach, also mit innerer Berechtigung, zur Ausgestaltung des Himmelreichs in der Welt?

2) Welches Verfahren ist ihnen gegenüber für diese Weltzeit einzuhalten?

3) Wie schließt die Entwicklung dieser Zeiterscheinung des Himmelreichs am Ende der Zeit ab?

Suchen wir, da Worte belehren, Beispiele überzeugen, zunächst in Jesu Leben und Umgebung selbst nach einem Beispiel, das neben der Worterklärung sich als lebendig thatsächliche Erklärung dieses Gleichnisses erfassen läßt! Jesus selbst weist mit den Schlußworten des Gleichnisses auf ein solches hin.

Es ist der Jüngerkreis, in welchem Jesus seine Gleichnißworte erklärt; die Jünger sind es, denen er das Wort zuruft: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!" Nun, im Jüngerkreis Jesu gestaltet sich zuerst das Himmelreich auf Erden ab. Sie waren, wie wir sahen, unter den Wenigen, die das Wort Jesu hörten und in einem feinen guten Herzen behielten. In diesem inneren Punkte schienen sie, bei mancherlei äußerlichen Verschiedenheiten, alle einander gleich zu sein. Sie Alle hörten Jesu Worte; sie Alle folgten ihm nach; sie Alle wurden von ihm der gleichen Ehre gewürdigt, daß er sie, mit der Gabe der Wunder ausgerüstet, als Prediger seines Reichs entsandte; sie Alle lebten um ihn und lebten von seiner Lebenskraft. Und doch war Einer unter ihnen Teufelssame, ein Kind der Bosheit! Und obwohl Jesus dies schon sehr früh erkannte, ließ er den Judas doch in seiner geheiligten Nähe, ließ er ihn als Jünger im Jüngerkreis, ja als Apostel unter den Aposteln, ließ er ihn — es ist nahezu mit Gewißheit anzunehmen — als Zeugen und Mitgenossen bei der höchsten

Liebesfeier des irdischen Himmelreichs, bei dem Mahle zugegen sein, das wir als das heilige Abendmahl verehren.

Es liegt nahe, hieraus den Schluß zu ziehen, daß der Herr in Sachen seines Reichs eine scharfe und strenge Scheidung nicht billige, daß er im Gegentheil wünsche, auch ungerechte Menschen und ungebesserte Sünder sollen, wenn sie nur den Schein der Jüngerschaft wahren, dieser Jüngerschaft zugezählt und mit allen Ehren und Würden derselben ebenso begabt werden, wie diejenigen, welche ihr in Wahrheit angehören. Zum mindesten scheint so viel aus dem Verfahren Jesu als klar erwiesen hervorzugehen, daß man in seiner Gemeinschaft um des großen Ganzen willen die Ungerechtigkeiten Einzelner übersehen müsse, daß man von ihnen kein Gerede machen dürfe, daß man sie eben als eine geschichtliche Nothwendigkeit hinnehmen und sich stillschweigend darein ergeben solle, damit nicht Andern irgend ein Aergerniß bereitet oder der eigenen Sache Christi durch Bloßstellung von Gebrechen irgend ein Schaden zugefügt werde. In der That hat es fast keine Zeit in der Geschichte der christlichen Kirche gegeben, wo nicht irgend eine Partei diesen Grundsätzen gehuldigt hätte; und noch heute berechnet sich nach Tausenden die Zahl derer, die zu scheinbarer Vermeidung größerer Uebel oder zu angeblicher Förderung des großen und allgemeinen Guten gering erscheinenden Ungerechtigkeiten und Verfehlungen das Wort reden oder mindestens sie verschwiegen wissen wollen, so lange nur der christliche Schein gewahrt wird. Und man glaubt hiefür eben in den Worten und dem Verfahren Jesu selbst die Berechtigung zu finden.

Liegt aber eine solche Berechtigung wirklich vor? Nie und nimmer! Sie annehmen heißt, hunderte von Stellen der heiligen Schrift geradezu austilgen. Denn nach Hunderten zählen die Stellen, in welchen das Jasagen zu Ungerechtigkeiten irgend welcher Art, oder das Schweigen zu deren Verübung, oder eine absichtliche, wenn auch noch so gut gemeinte Förderung derselben verurtheilt und verdammt wird. Aber auch abgesehen hievon: der Herr selbst hat in Wirklichkeit nie den ungerechten Sinn des Judas gebilligt oder entschuldigt, nie ihn schweigend geduldet oder gar in irgend welcher Art gefördert. Wer die ganze Zeit der öffentlichen Wirksamkeit Jesu mit prüfendem Auge überblickt, wird eine Menge von theils verhüllteren, theils geradezu ausgesprochenen Mahnungen, Warnungen, Bestrafungen, ja Verurtheilungen finden, die ihre Spitze so augenscheinlich gegen Judas kehren, daß nur der es nicht bemerken könnte, der absichtlich blind sein wollte. Ja einmal, und zwar ziemlich frühe schon, nennt er den Judas geradezu einen Satan (Joh. 6, 70.). Und ebenso in unsrem Gleichniß nennt Jesus die ärgernißgebenden und unrechtthuenden Menschen nicht Menschen, die wegen des guten Scheins und christlichen Außenwesens noch zu schützen seien, sondern geradezu Kinder der

Bosheit, ausgesät von dem Teufel, dessen Werke zu zerstören er in die Welt gekommen war. Die Gemeinschaft ferner, in welcher solche Ungerechte sich finden, nennt er nicht sein Reich und seinen Acker, sondern Welt; die Kirche endlich, in welcher solche Menschen Sitz, Stimme und Recht haben, nennt er nicht seine Reichskirche: sie ist ihm eine Weltkirche. Weit entfernt also, daß der Herr den Ungerechten, den Kindern der Bosheit, irgend eine Berechtigung in seinem Reiche zugestände, zieht er vielmehr mit den schärfsten Waffen seines Wortes und Geistes gegen sie zu Felde; schonungslos deckt er ihre Ungerechtigkeiten und ihre Nichtberechtigung in seinem Reiche auf.

Gut; aber wie ist es zu verstehen, daß Jesus gleichwohl den Judas Jahre lang in seiner nächsten Nähe duldet? wie ist's zu verstehen, daß er seinen Knechten wehrt, das Unkraut sofort vom Acker auszurotten? Man muß mit des Herrn Augen sehen, um hier zu verstehen. Es ist die Geduld und Langmüthigkeit des Herrn, die einerseits das Böse und den Bösen nicht sofort ausstößt und vertilgt, sondern ihm noch geraume Zeit läßt zur Umkehr, Besserung und Läuterung, und die andrerseits das Gute und die Guten durch Prüfung und Versuchung zu üben und zu stärken sich bemüht im Streben nach dem reinen und wahrhaftigen Reich Gottes. Wunderbar und tausendfach für menschliche Augen unkenntlich sind im Verborgenen die Wurzeln der Guten und Bösen in einander verschlungen; wunderbar und sinnverwirrend spielen im Völker- und Einzelleben die tieferen Triebe des Guten und Bösen in einander über. Wer sind die Guten? Die im tiefsten Grund ihres Wesens sich dem Guten zugesagt haben. Aber im Aeußern und Innern haften noch mancherlei Schwächen, Fehler und Sünden. Wer sind die Bösen? Die sind's, deren innerster Trieb auf das Böse gerichtet ist. Aber im Innern und Aeußern lebt und keimt noch so mancherlei Gutes, dem der Herr am wenigsten die Anerkennung versagt. Hier vorzeitig ausreißen, hieße: wirklich Gutes mit dem wirklich Bösen unvermeidlich vernichten; hieße: Gutes vor seiner völligen Entwicklung als vollkommen erklären; hieße: Böses, das noch ein Gutes werden kann, vor der Entscheidung als unheilbar Böses verurtheilen. Denn hier hinkt das Gleichniß. Was auf dem Naturgebiet gut oder schlecht einmal ist, das bleibt gut oder schlecht; was es ist, das ist es eben von Natur, die Natur aber ändert sich nicht in ihr Gegentheil. Dagegen auf dem sittlichen Menschengebiet ist weder das Gute noch das Böse unveränderlicher Natur; es gibt keine Menschen, die von Natur unbedingt schlecht oder untadelig gut wären. Hier gibt es eine Umkehr und eine Erhebung vom Bösen zum Guten; hier ist ein Abfall und ein Herabsinken vom Guten in's Böse möglich. Darum, so lange die Entwicklung noch

nicht völlig abgeschlossen ist, kommt der Herr den Bösen mit seiner Geduld und Langmuth entgegen, um sie vom Bösen zum Guten zu lenken; und prüft und versucht er die Guten, um sie im Kampf gegen das Böse zu üben und zur immer völligeren Ausübung des Guten zu kräftigen. Er selbst aber für seine eigene Person erklärt es immerdar als seine einzige Lebensspeise, den auf das Gute gerichteten Willen seines Vaters im Himmel zu erfüllen.

So der Herr; nicht anders seine Knechte. Sie dürfen nie und nimmer das Böse, in welcher — auch christlichen — Gestalt es auftreten möge, gut heißen, durch Schweigen billigen oder irgend wie fördern. Sie haben zunächst für ihre Person stets und ausschließlich das Gute zu erstreben und zu thun. Sie haben durch Wort und eigenes Beispiel offenes, unverhülltes Zeugniß abzulegen gegen alles Böse; gegen Alles, was mit des Herrn Willen nicht rein und klar übereinstimmt, und gegen Alle, welche menschliche Rücksichten oder Satzungen an die Stelle der unfehlbaren und unangreifbaren Gottesgebote stellen wollen. Sie dürfen nie und nimmer zur christlichen Kirche, oder besser gesagt, zum Reich Gottes rechnen, was nicht vor den Lehren und Geboten Christi die strenge Prüfung der Wahrheit aushält. Jedes Wort und jede That, jede Unternehmung und jede Anstalt darf von ihnen nicht nach selbstgegebenen Namen und Kennzeichen, sondern einzig nach den Kennzeichen und Namen beurtheilt werden, welche der Herr selbst für alle Zeiten in seinem Worte aufgestellt und gegeben hat. Sie haben stets zu bedenken, daß gerade in solchen Werken und Menschen, welche im Gewande des Echtchristlichen auftreten, ihnen von Gott selbst eine Versuchung und Prüfung bereitet sein kann, die sie nach den Regeln seines Worts bestehen müssen, wenn sie nicht selbst der göttlichen Verurtheilung verfallen wollen. Was einmal seinem Wesen nach ungöttlich, unchristlich ist, das bleibt unchristlich und ungöttlich, und muß als solches von echten Christen durch Wort und That verurtheilt werden, wie sehr es auch sich selbst mit christlichen Titeln, Würden und Rechten schmücke.

Was aber den echten Reichskindern von ihrem Herrn verboten ist, das ist ein gewaltsames Vorgehen gegen die Kinder der Bosheit. Die Waffen des Reichs sind geistliche Waffen, Waffen des Worts, Waffen der Geduld und Langmuth, so lange die Zeit der Entwicklung noch nicht zum Abschluß gekommen ist. Darum steht es den Reichskindern nicht zu, die Kinder der Bosheit gewaltsam aus der jetzigen Weltkirche auszuscheiden; kein Mensch darf für unverbesserlich gehalten werden, so lange er noch in der Entwicklung steht. Noch weniger kommt es den Reichskindern zu, sich selbst von einer verderbten Zeitkirche nach eigenem Gutdünken zu trennen; denn Thorheit aller Thorheiten ist es, den Waizen ausziehen und verpflanzen. Er ist kein Gewächs, welches das Verpflanztwerden verträgt; er verwelkt

und verdorrt, sobald er aus seinem Mutterboden herausgerissen ist. So lange die Bösen es sich noch gefallen lassen, daß das echte Wort Gottes als Same in Lehre und Leben ausgestreut wird, so lange sie den Grund, auf dem das ganze Haus erbaut ist, stehen lassen, so lange sie nicht selbst den guten Samen gewaltsam zu verdrängen und zu unterdrücken suchen: so lange *dürfen* nicht blos, nein! *müssen* die Gläubigen sich das Zusammenwohnen auch mit Ungläubigen in derselben Weltkirche gefallen lassen; sie haben zunächst nur dafür zu sorgen, *daß sie selbst sich kräftig entwickeln; kräftig entwickelter Waizen drängt den Afterwaizen von selbst und ohne besondere Zwangskünste auf den engsten Raum;* sie *haben ferner sich selbst rein zu erhalten von aller Ungerechtigkeit, lautes Zeugniß abzulegen gegen jede Verkümmerung der Wahrheit, und endlich in brüderlicher Gemeinschaft unter sich den guten Samen zu hegen und zu pflegen, der in sie gesäet ist.* So hielt es später die apostolische Kirche, die es sich gefallen ließ, mit der verderbten jüdischen Kirche noch Jahre lang denselben Tempel und Gottesdienst zu benützen. Sie zeugte laut und kräftig gegen alle Irrthümer, sie pflegte ihre christliche Gemeinschaft in besonderen Versammlungen nebenher; aber sie dachte weder daran, mit irgend welcher Gewalt gegen die jüdische Kirche vorzugehen, noch sich selbst freiwillig von ihr zu trennen. Sie hob die äußere Kirchengemeinschaft nicht eher auf, als bis sie ausgestoßen wurde. Die Apostel hielten sich demnach an den Befehl ihres Herrn: „Laßt Beides mit einander wachsen bis zur Ernte!" Sie schieden nicht, was der Herr für die Zeit der beiderseitigen Entwicklung mit einander verbunden hatte; sie hegten und pflegten aber auch nicht, was der Herr verworfen und vorerst innerlich ausgeschieden wissen wollte. O daß man zu allen Zeiten ebenso des Herrn Wort und Wille hochgehalten hätte! Viel guter Waizen ist ausgerauft und verbrannt, viel Afterwaizen gehegt, gepflegt und großgezogen worden, weil man in übertriebenem und blindem Reinigungseifer sich in die Geduld des Herrn nicht finden mochte.

So lange es auf natürlichem Gebiete Nacht und Tag gibt, so lange wird es auf dem sittlich-religiösen Gebiete Kinder des Reichs und Kinder der Bosheit geben. Jenen gehört zu ihrer Wirksamkeit der Tag, wie auch Jesus sagt: „Ich muß wirken, so lang es Tag ist;" diesen zu ihrem Treiben die Nacht. Daß diese ihre nächtliche Zeit ausnützen, *können* jene nicht hindern; und sie *können* auf dem sittlichen Gebiet des Reiches Gottes, dem Weltacker, das Böse und die Bösen so lange *nicht* ausscheiden, so lange sie nicht auf natürlichem Gebiet die Verbindung von Tag und Nacht aufzulösen vermögen. Mit andern Worten: sie werden diese Ausscheidung *nie* vollziehen können. Bleibt sie darum unvollzogen? Keineswegs. Was

die Knechte nicht vermögen, das vermag der Herr. Er wird eine unbedingte Scheidung vornehmen zwischen Kindern der Bosheit und Kindern des Reichs, so daß jene als völlig ausgestoßen und im wörtlichen Sinne vernichtet erscheinen. Und nun sage man: ist's Zufall, ist's die großartigste Folgerichtigkeit selbst im Kleinsten, wenn Johannes in seiner Offenbarung, im Anschluß an diese vollzogene Ausscheidung, prophetisch berichtet: „Alsdann bedarf die Stadt (d. i. die Gemeine der Reichskinder) keine Sonne noch des Mondes, daß sie ihr scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie und ihre Leuchte ist das Lamm. Und ihre Thore werden nicht verschlossen des Tags; denn da wird keine Nacht sein" (Offenb. 21, 23. 25.)! Ein ausscheidendes Gericht also kommt, das ist gewiß. Aber die Ausscheidung soll nicht durch Menschen geschehen, sondern durch besonders bevollmächtigte Boten des Herrn; und sie wird nicht zu der Zeit geschehen, welche Menschen für die günstigste halten, sondern zu der Zeit der Ernte, wenn Gutes wie Böses völlig ausgereift ist. Hand in Hand gehen die Gesetze des Geistes und der Natur; jede Aufwallung im Reiche des Geistes bespült mit ihren brandenden Wellen das Gestade des Naturreichs; und wenn die Sichel die gereiften Aehren des Geistes berührt, so sind auch die Weltkörper gezeitigt für die gewaltige Sense der Ewigkeit. Die Ausscheidung der Kinder der Bosheit aus dem Reiche des Lichts führt in eine endgiltige Entscheidung hinein, welche die gesammte Welt befaßt. In innerem, unwiderstehlichem Trieb sammelt Böses sich zu Bösem, vereinigt Gutes sich mit Gutem; in gewaltiger Machtentfaltung verwirft der Herr die Bösen mit dem Bösen zur Vernichtung in Feuerqualen, erhebt er die Gerechten zu strahlendem Sonnenglanz aus dem Acker der Welt an des Geisterhimmels unerschütterliche Feste.

Das Kommen dieses Zeitpunkts können Menschen weder wegleugnen, noch eigenmächtig beschleunigen; auch die Kinder des Reichs haben sein zu warten mit Geduld; sie haben mit Fleiß dafür zu sorgen, daß sie unbefleckt und unsträflich im Frieden erfunden werden und haben eben die Geduld des Herrn für ihre Seligkeit zu halten.

Gründungsergebnisse und Grundsätze.

Der Bauherr des Reiches Gottes ist Christus; das Gründungsmittel ist das Wort Gottes; der Bauplatz ist die Welt. Der Bauherr tritt als Säemann auf; das Gründungsmittel wird als Same bezeichnet; der Bauplatz stellt sich als doppeltbesäter Acker dar. Die grundlegende Arbeit am Himmelreich ist Säemannsarbeit; die gründungsgemäße Entwicklung des Himmelreichs ist Wachsthum des Samens; die äußere Erscheinung der Gründung ist eine Mischung von guter und schlechter Frucht. Das

Himmelreich wird gegründet durch die Predigt des echten, ganzen und ungetheilten Gottesworts; das Wort Gottes trägt seine Trieb- und Lebenskraft als eine unvergängliche und ewig schöpferische in sich selbst; das Reich behauptet vermöge dieser Kraft seinen Platz in der Welt auch gegen die finstern Plane seines Todfeindes. Die Gründungsarbeit schließt als Aussaat jede Anwendung von Gewalt oder menschlichen Künsten unbedingt und grundsätzlich aus; das Gründungswort verhindert vermöge seiner wachsthümlichen Kraft die Vielgeschäftigkeit und Verzagtheit seiner Diener; und der Gründungsplatz verbietet in Folge seiner natürlichen Beschaffenheit alle Ungeduld und jeden unzeitigen Reinigungseifer.

B. Die Ausführung des Baues.

a. Das Ausarbeiten des Fundaments.

1. Zwei verschiedene Bauleute.

Matth. 7, 24—27.

Darum, wer diese meine Rede höret und thut sie, den vergleiche ich einem klugen Manne, der sein Haus auf den (L. einen) Felsen baute. Da nun ein Platzregen fiel und ein Gewässer kam, und weheten die Winde und stießen an das Haus, fiel es doch nicht; denn es war auf den Felsen gegründet.

Und wer diese meine Rede höret und thut sie nicht, der ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand baute. Da nun ein Platzregen fiel und kam ein Gewässer, und weheten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es und that einen großen Fall.

Luk. 6, 47—49.

Wer zu mir kommt und höret meine Rede und thut sie, den will ich euch zeigen, wem er gleich ist. Er ist gleich einem Manne, der ein Haus baute, und grub tief ein und legte Grund auf den Fels. Da nun eine Wasserfluth entstand, da riß der Strom zum Hause zu, und vermochte es nicht zu bewegen; denn es war auf den Fels gegründet.

Wer aber gehöret und nicht gethan hat (L. höret und nicht thut), der ist gleich einem Menschen, der ein Haus baute auf die Erde ohne Grund; und der Strom riß zu ihm zu, und es fiel bald (sogleich); und das Haus gewann einen großen Riß.

Das vorliegende Gleichniß bildet den Schluß der Bergpredigt, jener gewaltigen Rede, in welcher Jesus mit großen Strichen die Grundzüge des Himmelreichs entwarf. Es führt uns zwei Männer vor, welche anfänglich große Aehnlichkeit mit einander haben, deren Lebenslage eine Zeitlang ganz die gleiche ist und deren endliches Schicksal sich gleichwohl durchaus verschieden gestaltet.

Beide werden als Männer geschildert, welche die Rede Jesu vom Himmelreich hören. Sie gehören dem Gemeindeverband an, welchen Jesus durch sein Wort gestiftet. Beide unternehmen auf Grund des gehörten Wortes einen Hausbau. Sie unterziehen sich gleicherweise mancherlei Mühen, Beschwerden und Sorgen, um sich eine Stätte häuslichen Friedens, heimathlicher Ruhe und stillen, gesicherten Familienglücks zu gründen. Beide haben das gleiche Schicksal, daß gefahrdrohende Mächte sich zum Kampf gegen die Errungenschaften ihrer Mühe und Arbeit erheben.

Aber, wie verschieden der Ausgang dieses Kampfes! Das Lebensgebäude des Einen wird völlig zerstört; der Besitzer wird ärmer als der ärmste Bettler; denn, was man nie besessen, ist leichter zu entbehren, als was man verloren. Das Lebensgebäude des Andern bleibt von allen Stürmen und Gefahren unerschüttert; in ungebrochener Dauer blüht das häusliche Glück des Besitzers.

So auffallend diese Verschiedenheit des beiderseitigen Ausgangs erscheint, so gerecht müssen wir sie nennen, wenn wir auf die verborgenen Gründe des Anfangs zurückgehen. Denn wenn auch der Ausgang unsrer Lebensentwicklung fast nie in unsrer Gewalt steht, wenn er sich ohne unser Zuthun so oder anders gestaltet, so liegt doch der Anfang zumeist in unserem Ermessen; der Anfang aber bestimmt das Ende, wie das eingelegte Samenkorn die künftige Frucht. Je nachdem du in eigener Machtvollkommenheit den Aufbau deines Lebensglücks begonnen, je nachdem wird aus höherer Machtvollkommenheit der Ausgang über dich verhängt werden. Den Anfang kannst du gestalten wie du willst; das Ende mußt du nehmen wie es kommt. Immerdar aber bleibst du deines Glückes oder Unglücks Schmid; denn wer den ersten Streich gethan, der hat dem Eisen die Richtung gegeben, nach der es von nun an sich biegt. Daß der Eine der beiden Bauleute, von denen das Gleichniß erzählt, sein Haus auf einen *Felsen gründete*, war eine That, zu der ihn Niemand zwingen konnte, die aber den künftigen Bestand seines Hauses zum voraus sicherte, und die ihm aus des Herrn Mund das Beiwort eines *klugen* Mannes erwarb; daß der Andre sein Haus auf *Sand* baute, *ohne ihm eine feste Grundlage* zu geben, war ein Beginnen, das folgerichtig in der Stunde des Sturms den Zusammensturz des Gebäudes herbeiführen mußte. War aber der Beginn des Mannes freie That, so war das Ende seine eigene Schuld; und wenn der Herr ihn nun

einen thörichten Mann nennt, so ist dieser Tadel zugleich eine sittliche Verurtheilung.

Mit einem klugen und einem thörichten Bauunternehmer also haben wir es in diesem Gleichnisse zu thun. Fragen wir nun, worin die Klugheit des Einen und die Thorheit des Andern bestand, so werden wir allerdings festzuhalten haben, daß klug allenthalben der zu nennen ist, der Ziel und Mittel eines Plans, Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer Entwicklung, Ende wie Anfang eines Dinges überlegt und darnach sein Verfahren einrichtet; thöricht dagegen derjenige, der stets beginnt, ohne das Ende zu bedenken, stets von Möglichkeiten träumt, ohne die Wahrscheinlichkeit in's Auge zu fassen, stets dem Ziel zujagt, ohne die Mittel zu berücksichtigen. Wir werden uns aber erinnern müssen, daß diese und ähnliche Ausdrücke in Jesu Mund vermöge seines eigenthümlichen Gedankenkreises eine etwas besondere Färbung annehmen. Jesu Streben und Wirken war auf Errichtung eines Himmelreichs gerichtet; und wenn er in einem seiner Gleichnisse, die eben die Errichtung dieses Himmelreichs im Bilde darstellen sollen, von Klugheit und Thorheit spricht, so meint er damit eine Klugheit und Thorheit in Betreff des Himmelreichs. Klug wird also von ihm Derjenige genannt werden, der die Errichtung des Himmelreichs in und für sich selbst einerseits zu seinem Lebens-Ziel und Zweck macht, und der andrerseits zur Erreichung des vorgesteckten Ziels auch die rechten Himmelreichsmittel in Anwendung bringt; als thöricht aber wird er Den bezeichnen, der wohl dasselbe Ziel sich vorsetzt, aber mit andern, als den wahren Mitteln das Ziel zu erreichen strebt. So bestand denn die Klugheit des einen Bauunternehmers nicht darin, daß er ein Hörer der Worte Jesu war, daß er's zu seinem Lebensziel machte, den seligen Hausfrieden des Himmelreichs zu erreichen, und daß er, um zu diesem Ziele zu gelangen, sich mancherlei Mühen und Anstrengungen, Arbeiten und Sorgen unterzog. In all dem hält der thörichte Bauunternehmer gleichen Schritt mit dem klugen. Auch er hört die Rede Jesu; auch er hat sich den seligen Hausfrieden des Himmelreichs zu seinem Lebensziel ersehen; auch er unterzieht sich gewissen Beschwerden und Mühen des Bauens. Der Unterschied zwischen Beiden, der den Einen in des Herrn Augen als einen thörichten, den Andern als einen klugen Mann erscheinen läßt, besteht vielmehr darin, daß der Eine seinen Himmelreichsbau auf einen Felsen, der Andre ihn auf Sand gründet; daß der Eine sich die Mühe nicht verdrießen läßt, zuvor tief zu graben bis auf den Felsengrund, ehe er zu bauen anfängt, der Andere in Eilfertigkeit den Bau auf die Oberfläche hinstellt; daß der Eine erst durch das Sandwerk dieser Erde mit scharfen Werkzeugen sich durcharbeitet, bis er zu dem echten Felsengrund kommt, der Andere aber, der diese Mühe scheut, sich nur möglichst schnell den

zeitlichen Genuß der Himmelreichsarbeit verschaffen will; daß der Eine in tiefgehender Seelenarbeit zuvor Alles, was fleischlich und irdisch an ihm ist, aus dem Mittel räumt, um geradezu mit Christo selber sich zu einem geistlichen Bau zusammenzuschließen, während der Andere sich an dem Schein des Christlichen genügen und unter demselben die unbußfertigen Regungen und Lüste des Fleisches und den Flugsand irdischer Vorurtheile, Gefühle und Meinungen fortbestehen und sich breit machen läßt.

Wir haben demnach, das muß besonders hervorgehoben werden, unter dem Thun der Lehre Jesu hier nicht irgend welche äußere Himmelreichswerke zu verstehen. Der Thörichte verrichtet die äußeren Werke eben so wohl wie der Kluge; nichts desto weniger sagt Jesus von Jenem, er thue seine Lehre nicht. Im äußern Werk ebenso wie im zeitlichen Genuß ihrer Arbeit sind ja eben Beide gleich; aber die Dauer des Genusses und der Bestand des Werkes sind verschieden, weil das, was hinter und unter dem äußern Schein liegt, grundverschieden ist. Nur derjenige thut die Lehre Jesu, der den äußern Lebensbau und die Hoffnung auf den Reichsfrieden und -Genuß des Himmels in tiefgründender Seelenarbeit und mit scharfer, rücksichtsloser Ausscheidung alles dessen, was Erdennatur trägt, auf **dem** Felsen aufrichtet, welcher der Grundstein des Himmelreichs ist. Darauf ruht hier der entscheidende Nachdruck. Es ist das Ausarbeiten des Fundaments für den Himmelreichsbau in der eigenen Persönlichkeit, im inneren Personleben. Alles Andere ist nur nothwendige, von dem Menschen selbst unabhängige Folge dieser Grundarbeit. Und was Jesus in diesem Gleichniß lehren will, ist kurz dieses. **Wer des himmlischen Friedens und der häuslichen Genüsse des Himmelreichs als eines ewig unerschütterlichen Glücks genießen will, der muß als ein kluger Mann mit dem Ende den Anfang in wesenhafte Beziehung setzen, muß alles Irdische an und aus sich hinwegarbeiten und des Wortes Jesu sich als desjenigen Bindemittels bedienen, das allein eine wesenhafte und allen Zeitstürmen trotzende Vereinigung mit dem Gründer und Vollender des Himmelreichs herzustellen vermag. Wer diese innere Grundarbeit in eilfertiger Oberflächlichkeit unterläßt, handelt bei aller christlichen Werkthätigkeit als ein Thor, der das Ende will, ohne den Anfang zu wollen. Ein Sturmeswehen der Zeit, ein Wellenschlag der Ewigkeit: groß ist der Riß und Fall des leichtfertigen Bauwerks.**

b. Die Aufführung der Umfassungsmauern.

1. Das Senfkorn.

Marc. 4, 30—32.

Und er sprach: Wem wollen wir das Reich Gottes vergleichen? Oder in welchem Gleichniß wollen wir es vorbilden?

Gleichwie ein Senfkorn (ist es); wenn das gesäet wird auf's Land, so ist es das kleinste unter allen Samen auf dem Lande (L. Erden); und wenn es gesäet ist, so nimmt es zu (geht auf) und wird größer, denn alle Kohlkräuter und gewinnt große Zweige, also daß die Vögel unter dem Himmel unter seinem Schatten einwohnen können.

Matth. 13, 31. 32.

Ein anderes Gleichniß legt er ihnen vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker . . . . ,

. . und wird ein Baum, daß die Vögel . . unter seinen Zweigen . .

Luk. 13, 18. 19.

. . und warf es in seinen Garten und es wuchs und ward ein großer Baum . . .

Das Senfkorn ist nicht überhaupt das kleinste Samenkorn. Nur unter den Samenkörnern, die dem Menschen auf seinem Gartenland von Nutzen sind, ist das Senfkorn das kleinste. Und jedenfalls war es zu Jesu Zeit sprichwörtlich anerkannt, daß unter den Samen der Nutzpflanzen das Senfkorn den kleinsten Raum einnehme. Das ist es aber, worauf es im Grunde hier ankommt; denn nicht, was ein Ding wirklich ist, sondern als was es allgemein anerkannt wird, gibt für eine volksthümliche Vergleichung Anhalt und Ausgangspunkt. So wird ferner das Senfkorn in weiterer Entwicklung nicht zu einem wirklichen Baum: es wird nur zu einer Pflanze, welche alle andern Acker- und Gartenpflanzen wie ein Baum überragt; und es wird in Folge dessen von den Vögeln für einen Baum so sehr gehalten, daß sie in seinen Zweigen sich einnisten und eine ruhige Wohnstätte suchen.

Man muß dies fest im Auge behalten, wenn man den richtigen Werth des Gleichnisses erfassen will. Das Reich Gottes gleicht einem Senfkorn. Was das Senfkorn sprichwörtlich unter den andern Gartensamen ist, das ist das Reich Gottes seiner äußern Anfangsgestalt nach unter den übrigen Religions- und Reichsgemeinschaften: es hat unter allen den kleinsten, unscheinbarsten Anfang. Im Verlauf der

äußern Entwicklung jedoch wird es größer und umfassender als alle andern, so daß die Heidenvölker es selbst für ein Weltreich halten, das ihnen Schutz, Wohnung und Zuflucht zu bieten vermag. Daß dies der Sinn unseres Gleichnisses ist, beweisen die Stellen des Alten Testaments, in welchen das Gleichniß Jesu augenscheinlich seine Vorgestalt (seinen Prototyp) findet. Es sind die Stellen Dan. 4, 7—9.; Ez. 17, 22—24. und 31, 5 f.*) Wir sehen in der ersten Stelle unter dem Bilde eines Baums, der den Thieren des Feldes Schatten und den Vögeln des Himmels Wohnung bietet, das Weltreich Nebukadnezars dargestellt; wir finden in der zweiten Stelle ein mächtiges Weltreich gestürzt und statt seiner ein israelitisches Königreich aufgerichtet, das aus zartem Anfang in allmäliger Entwicklung sich ebenfalls zu einem großen Weltreich gestaltet; und die dritte Stelle bezeichnet uns die Vögel, welche in den schattenreichen Zweigen des großen Baumes Ruhe und Wohnung suchen, als „alle großen Völker." Wir haben demnach unter dem Bild des Baumes ein Weltreich, unter dem Bild der Vögel Weltvölker zu verstehen. Uebertragen wir dies auf das Gleichniß vom Senfkorn, so wird sich Folgendes als Ergebniß herausstellen: Das Reich Gottes wird, aus kleinem Anfang heraus, in die Höhe und Breite zur sichtbaren Größe und äußern Gestalt eines Weltreichs heranwachsen; es wird an Größe und Ausdehnung alle übrigen Religions- und Reichsgemeinschaften übertreffen; die Völker der Welt werden bei ihm Schutz und Wohnung suchen und finden. Das Gleichniß vom Senfkorn stellt uns also das Reich Gottes nicht nach seiner innern, sondern nach seiner äußern, sichtbaren Entwicklungsgestalt, nach seiner **äußern, räumlichen Ausdehnung** innerhalb der Weltgesellschaften dar

---

*) Dan. 4, 7–9. Dies ist aber das Gesicht, das ich (Nebukadnezar) gesehen habe auf meinem Bett: Siehe, es stand ein Baum mitten im Lande, der war sehr hoch; er wuchs und wurde stark; seine Höhe reichte bis in Himmel und er breitete sich sichtbar aus bis an's Ende des ganzen Landes. Seine Aeste waren schön und trugen viel Früchte, davon Alles zu essen hatte; alle Thiere auf dem Felde fanden Schatten unter ihm, und die Vögel unter dem Himmel wohnten auf seinen Aesten und alles Fleisch empfing Nahrung von ihm.

Ez. 17, 22–24. So spricht der Herr, Herr: Ich will auch von dem Wipfel des hohen Cedernbaums nehmen und oben von seinen Zweigen ein zartes Reis brechen und will es auf einen hohen, erhabenen Berg pflanzen, nämlich auf den hohen Berg Israels will ich es pflanzen, daß es Zweige gewinne und Früchte bringe, und ein starker Cedernbaum werde, also, daß allerlei Vögel unter ihm wohnen und allerlei Fliegendes unter dem Schatten seiner Zweige bleiben möge, und sollen alle Feldbäume erfahren, daß ich, der Herr, den hohen Baum geniedrigt habe . . .

31, 6. . . und unter seinem Schatten wohnten alle großen Völker.

und schildert die **äußern Segnungen**, die es den Weltvölkern vermittelt.

Wie klein und dürftig war in der That der Anfang des Himmelreichs auf Erden, seine Samengestalt! Sehen wir auf Jesum, den Gründer des Reichs, sehen wir auf die Jünger Jesu, diese erste Reichsgemeinde: auf beiden Seiten zeigt uns das Himmelreich ein Bild seiner anfänglichen Niedrigkeit und scheinbaren Bedeutungslosigkeit.

Es waren vor Jesu Volksbeglücker aufgetreten, die auf dem Thron geboren, deren Beglückungspläne mit dem ganzen Glanze königlicher Würde, mit der unerschöpflichen Zurüstung königlicher Macht umgeben waren; es waren Gelehrte und Staatsmänner, Künstler und Weltweise aufgetreten, die mit dem tiefen Ernst der gründlichsten Forschung, wie mit dem erhabenen Schwung begeisternder Reden, mit den Kraftmitteln einer weisen Staatslenkung, wie mit den Zaubermitteln entzückender Kunst die Beglückung der Menschheit erstrebt hatten: — hier trat ein Mann auf, der, in einem Stall geboren und unter Verfolgung und Kümmernissen erwachsen, für seinen großen Plan keine weltliche Macht, keine ererbte Würdestellung, keine entzückenden Kunstleistungen oder begeisternde Reden menschlicher Weisheit, nein, der lediglich sein schlichtes, kunstloses Wort in die Wagschale zu legen hatte.

Andere hatten für ihre Pläne sofort eine mächtige Anhängerschaar gewonnen, ihre Unternehmungen waren jubelnd begrüßt und mit unerhörtem Prunk und Pomp in's Werk gesetzt worden: — Jesus hatte zu seinen nächsten Anhängern zwei Männer, die ein Anderer ihm zuwies. Die Pflanze des Himmelreichs gehört in die Klasse der Dikotyledonen. Später waren's zwölf, dann siebzig Jünger, die sich ihm anschloßen. Es waren zumeist Männer, die Jesus vom Handwerk hinweg in seine Schule berief: Männer ohne irgend welche Weltbildung, Gelehrsamkeit oder Macht; Männer, in denen geradezu die ganze Schwäche der Menschheit nach den verschiedensten Seiten zur Abgestaltung kam; Männer endlich, die im entscheidenden Augenblick, wo es galt, mit ihrer Person und ihrem Leben für die Sache ihres von Todfeinden umringten Meisters einzustehen, diesen selbst im Stich ließen.

Dies war der Anfang eines Reichs, das Himmel und Erde umspannen sollte! Lächerlich, wer noch die Einbildung hegte, aus diesem Anfang könne ein Weltreich entstehen! Der König als verurtheilter Missethäter am Kreuz; die Reichsgenossen in bleicher Furcht, zitternd hinter Thür und Riegel! Ein furchtbarer Nachtfrost über der zartesten Pflanze, — was sollte da sich noch entwickeln? Gleichwohl wuchs das Reich. Nach wenigen Wochen belief sich die Zahl seiner Glieder auf 120, dann auf 3000, schon aus aller Herren Ländern

gewonnen, dann auf 5000, und täglich wurde die Zahl vergrößert. Am Ende des ersten Jahrhunderts zählte man 500,000, die sich eine Ehre daraus machten, nach dem Gründer des Reichs sich Christen zu nennen; drei Jahrhunderte später und die Zahl hatte sich verzwanzigfacht. Das Reich selbst nahm die Gestalt einer Weltkirche an, und in ungezählten Massen wälzten sich die Schaaren der Heidenvölker heran, gleich gewaltigen Schwärmen nordischer Zugvögel, um in der Weltkirche des römischen Reichs Schutz und Wohnung zu suchen und zu finden. Die Schwalben hatten ein Nest gefunden, darin sie hecken konnten.

Und jetzt? Wir sind erstaunt, daß die Lüfte keine Antwort uns zutragen, wenn wir fragen: Wo sind die großen Unternehmungen, die in vorchristlicher Zeit zur Beglückung der Menschheit durch Könige, Gelehrte und Künstler mit so viel Prunk, Gelehrsamkeit und Macht auf der Weltbühne in Scene gesetzt wurden? Nachdem das damalige Geschlecht eine Weile bei ihrem Lichte fröhlich gewesen ist, nachdem einige Tausende durch ihre Segnungen eine Besserung und Verschönerung ihres Lebens erfahren haben, sind sie zum Theil in das Dunkel der Vergessenheit versunken, zum Theil stehen sie in den Büchern der Geschichte als Ruinen eingezeichnet, deren einstige Pracht man bewundert, in deren öden Fensterhöhlen aber nur das Grauen wohnt. Dagegen das von Christo gestiftete Himmelreich! Noch stehen wir nicht am Ende, wo die Fülle der Heiden eingegangen sein wird. Aber wie hat der kleine Samenkeim aus der Verborgenheit sich an's Licht der Welt hervorgerungen, wie sind Stamm und Aeste und Zweige unter den Stürmen der mannigfaltigsten Verfolgungen erstarkt, wie breitet sich schon jetzt nach kaum zweitausend Jahren die schattenreiche Krone über die ganze Erde aus! Millionen, die das innere Wesen dieses Reichs nicht erkannten, haben von Jahrhundert zu Jahrhundert bis auf den heutigen Tag an seinen äußern Segnungen sich erquickt. Zweihundert Millionen wohnen heute unter seinem Schatten und genießen einer Ruhe und eines Friedens, wie die frühere Welt sie nie gekannt. Ja seine erbittertsten Feinde müssen zugestehen, daß durch das Christenthum eine Besserstellung aller Menschenklassen auf dem ganzen Erdboden eingetreten ist, die mit allen Mitteln der Vorzeit nicht zu erreichen war. Sklaverei, Leibeigenschaft und Vielweiberei, diese Schandflecken der Menschheit, sind vor der siegreichen Macht des Christenthums bis in einige noch dunkle Winkel der Erde zurückgewichen; ferne Länder sind durch christliche Sendboten für den Verkehr der Menschen eröffnet; die Völker haben unter einander ihre besondern Gaben und Eigenthümlichkeiten schätzen, ihre Kräfte zu gegenseitigem Nutzen verwerthen und friedlicher mit einander leben lernen; selbst die Kriege bieten ein Bild der bewunderungswürdigsten Samariterliebe. In jedem einzelnen Volke, das den Einflüssen des Christenthums Ein=

gang gestattete, sind die Gesetze gerechter und milder zugleich, die Sitten edler und reiner geworden, die Gedanken von höherem Schwung getragen, die Künste zu erhabeneren Schöpfungen angeregt, die menschliche Gesellschaft mit höheren Lebensgenüssen beschenkt worden: Wissenschaften und Künste haben sich in den Zweigen des Christenthums eingenistet. Durch die Gemeinden weht ein Geist größerer Ordnung und die Armen erfreuen sich reicherer Unterstützung, die Kranken zarterer Pflege, die Verkommenen größerer Fürsorge. Die Familien weben um Mann und Weib, als gleichberechtigte Glieder, weben um Kinder, Verwandte und Gesinde ein Band der Liebe, des Vertrauens und freien Gehorsams, wie es frühere Zeiten nicht gekannt haben, und wie es noch heutzutage alle diejenigen Völker nicht kennen, welche dem Christenthum fern geblieben sind. Man darf es kühn behaupten, ohne Widerspruch befürchten zu müssen: Völker und Einzelne, Könige und Bettler, Mann und Weib, Groß und Klein, Alt und Jung, Herr und Knecht, Freund und Feind — Alle genießen **mit** Wissen und **ohne** Wissen von den Segnungen des Christenthums; und Millionen werden in künftigen Tagen an denselben Segnungen in erhöhtem Grade Antheil haben. Die ganze Erde ist durch die Einwirkung des Christenthums wohnlicher und heimlicher geworden und wird es immer mehr werden. Man darf schon jetzt es sagen: Das Senfkorn ist zu einem Baum geworden, unter dessen gastlichen Zweigen die Völker eine Wohn- und Ruhestätte gefunden haben.

2. Der Sauerteig.

Matth. 13, 33.

Ein anderes Gleichniß redete er zu ihnen: Das Himmelreich ist einem Sauerteige gleich, den ein Weib nahm, und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es gar durchsäuert ward.

Luk. 13, 21.

(Gleichlautend.)

Ein kleines Gleichniß und doch ein Tummelplatz großer Mißverständnisse. Man muß die Allgemeinheit und Unbestimmtheit, die den Ausdrücken gerade dieses Gleichnisses eigen ist, achten, wenn man ihm nicht seinen eigenthümlichen Duft abstreifen will. Es ist wie eine zarte Frucht, die man nicht mit unverständiger Hand öffnen darf, wenn man nicht ihren Kern verletzen will; die man aber auch nicht in die Einmachgläser christlicher Lehrbestimmungen einschnüren darf, wenn man ihr nicht durch Ueberzuckerung ihren eigenthümlichen, natürlichen Geschmack benehmen will. Beides ist, wenn wir recht sehen, an dem kleinen Gleichniß zum Schaden für das richtige Verständniß versucht worden.

Betrachten wir das Gleichniß vom Sauerteig in seiner Verbindung mit dem vorangegangenen vom Senfkorn, so ist allerdings unzweifelhaft, daß in jenem von äußern, in diesem von innern Segnungen des Himmelreichs die Rede ist. Schon das Senfkorn selbst bleibt etwas äußerlich Sichtbares, und daß die Vögel unter dem Himmel kommen und unter seinen Zweigen wohnen, auch das bezeichnet äußere Segnungen, die durch das Himmelreich der ganzen Welt zugewendet werden; der Sauerteig dagegen wird, sobald er unter den Teig gemengt ist, nicht nur selbst unsichtbar, auch seine ganze Wirkung ist ihrem Wesen nach eine innere, verborgene, und innere Segnungen also sind es, die durch die Sauerteigkraft des Himmelreichs der Welt mitgetheilt werden. Dort kommen die Völker erst, um sich einzunisten; hier sind sie schon ein brauchbarer Stoff für das Reich Gottes geworden. Sie sind nicht mehr die ursprünglich vereinzelten Körner, sie sind schon vorbereitet und unter einander gemischt als „Mehl," das für die Zwecke des Reiches Gottes verarbeitet werden kann. Jenes Gleichniß hat also die Hereinziehung der Menschen überhaupt in den Bereich des äußerlich sichtbaren Reiches Gottes zum Gegenstand; dieses ihre erste Bearbeitung innerhalb dieses Bereichs; darum sind hier die Völker in eine bestimmte Zahl — drei Scheffel — gebracht, während dort ganz unbestimmt und allgemein von den „Vögeln unter dem Himmel" geredet wird. Es sind nicht mehr die vereinzelten Menschen in ihrer Allgemeinheit: es ist ein bestimmtes Maß von Menschen, das schon vorbereitet ist für die weitere Verarbeitung im Reich Gottes.

Aber diese Verarbeitung und Vermengung mit inneren Segnungen ist nicht die Wiedergeburt, die ja keine künstliche Verarbeitung, sondern ein naturgemäßes, geistiges Werden ist. Der Sauerteig macht den Teig, in welchen er gemengt wird, nicht zu etwas Anderem, als er ist; der Teig bleibt Teig. Er erhält, das ist das Ganze, nur eine größere Ausdehnung und wird schmackhafter und genießbarer. So wird die natürliche Welt und der natürliche Mensch durch die Sauerteigkraft des Himmelreichs nicht dem innern Wesen nach anders, als vorher; die natürliche Welt bleibt natürliche Welt und der natürliche Mensch bleibt natürlicher Mensch; beide werden in Folge der dem Sauerteig ähnlichen Wirkung des Himmelreichs nur mit geistigen Gährungstrieben durchmengt, in eine innere Bewegung versetzt, in ihren geistigen Anschauungen und Ansichten ausgedehnter, im geistigen Verkehr schmackhafter und genießbarer.

Ich kann, was ich meine, vielleicht klarer machen, wenn ich es, meiner späteren Zusammenfassung vorgreifend, unter einem etwas andern Bild darstelle. Denken wir uns das Himmelsreich als einen Bau, so gibt das Gleichniß vom Senfkorn uns die Umfassungsmauern

des Baues in ihrem allgemeinsten Umriß. Das Gleichniß vom Sauerteig führt uns in das Innere des Baues: wir sehen die Innenseite der Umfassungsmauer. Wir merken schon etwas von kunstvollerer Bearbeitung, welche die Innenwand naturgemäß von der Außenwand der Mauer auszeichnend unterscheidet. Es ist schon eine innere Verarbeitung des Baustoffs, wenn man will, eine Ausschmückung sichtbar; aber die Verarbeitung und geschmackvolle Verzierung beschränkt sich doch lediglich auf die Innenseite der Umfassungsmauer; von den Schätzen und Gütern, die später den innern Raum selbst erfüllen sollen, von dem besondern Leben, das sich einmal im Innern des Baues entfalten wird, sehen und fühlen wir noch nichts.

Um die wiedergebärende Kraft des Himmelsreichs bei denen zu bezeichnen, welche sich seinem innern Wesen erschließen, hat der Herr ein ganz anderes Bild, als das vom Sauerteig (Joh. 3); und um die zu bezeichnen, welche das verborgene, köstliche Leben des Himmelreichs ihrem eigenen Innern vermitteln, bedient er sich anderer Gleichnisse, als desjenigen von drei Scheffeln Mehl, in welche der Sauerteig nur künstlich eingemengt wird. Hier, in einer Reihe von Gleichnissen, welche die Ab- und Ausgestaltung des Himmelreichs in der Welt versinnlichen, ist auch nur von einer innern Einwirkung des Himmelreichs auf die Welt die Rede. Sie steht gerade seinem innern Wesen, seiner eigenthümlich neugestaltenden und wiedergebärenden Wirkung gleichgiltig, ablehnend oder ausschließend selbst da gegenüber, wo sie schon einen christlichen Außenschein hat. Aber das ist nun die sauerteigartige Kraft des Christenthums, daß es auch einer Welt, die seinen eigentlichen innern Werth nicht kennt und nicht schätzt, dennoch innerliche Segnungen vermittelt, daß es ihr höhere Anschauungen und ausgedehntere Ansichten mittheilt, daß es die Welt im Allgemeinen und die natürlichen Bewohner der Welt genießbarer macht, wie das Himmelreich nach seiner Senfkorn-Natur die Welt wohnlicher gestaltet, daß es die in die äußere Gemeindeanstalt des Reiches Gottes Eingetretenen in eine geistige Bewegung versetzt, deren die außerhalb Bleibenden entbehren. Die Welt bleibt Welt, aber sie bekommt — ich erinnere nur an christliche Haus-, Schul- und Kirchen-Erziehung — durch das Christenthum ein christliches Ansehen und christlichen Geschmack; sie wird ohne und gegen ihren Willen von christlichen Gährungsstoffen durchwirkt; sie wird, nicht blos in ihrer äußern Gestalt, wie beim Senfkorn, sondern auch nach ihrem geistig bewegten Leben und Treiben eine christliche Welt. Dagegen in's innerste Heiligthum des Reiches Gottes, in der Wiedergeburt geweihte Halle, tritt man nur mit freiem Willen und mit Hintansetzung wie Zurücklassung alles Aeußern und aller Weltgüter ein.

3. Der unfruchtbare Feigenbaum.

Luk. 13, 6—9.

Er sagte aber dieses Gleichniß: Es hatte Einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberge; und kam und suchte Frucht darauf, und fand sie nicht. Da sprach er zu dem Weingärtner: Siehe, drei Jahre komme ich und suche (L. ich bin gekommen und habe gesucht) Frucht auf diesem Feigenbaume, und finde sie nicht; haue ihn ab! was hindert er auch das Land? Er aber antwortete und sprach zu ihm: Herr, laß ihn noch dies Jahr, bis daß ich um ihn grabe und bedünge ihn, ob er wollte Frucht bringen; wo nicht, so haue ihn darnach ab!

Das vorstehende Gleichniß bildet den Schluß einer längeren Rede Jesu, die wir in Betracht ziehen müssen, wenn wir den richtigen Gesichtspunkt für die Erklärung des Gleichnisses gewinnen wollen. Wir werden genöthigt sein, bis auf Kap. 12, 49. zurückzugehen. Denn wenn wir Kap. 13, 1. lesen: „Es waren aber zu der Zeit Etliche dabei, die verkündigten ihm ꝛc.,“ so werden wir unter den Etlichen Leute zu verstehen haben, welche zum mindesten den letzten Theil der vorausgegangenen Rede Jesu mit angehört hatten. Und wenn Jesus eben kurz vorher das Volk auffordert, die Zeichen dieser Zeit zu prüfen, so werden wir weiterhin nachzusehen haben, wo Jesus dem Volk solche Zeichen der Zeit angibt. Dies geschieht aber von Kap. 12, 49. an.

Jesus sagt da von sich, daß er nicht gekommen sei, Friede auf Erden zu bringen; vielmehr sei der Zweck seines Auftretens, auf Erden ein Feuer der Zwietracht zu entzünden, das mit züngelnder Flamme bis ins innerste Heiligthum der Familie und des Hauses dringen werde. Er zeiht hierauf das Volk der Heuchelei, weil sie, den Gesetzen der Natur nachgehend, wohl mancherlei nützliche, äußere Kenntnisse und Erfahrungen gewännen, sich aber nicht bemühten, dem ersten Schritt den nothwendigen zweiten folgen zu lassen, aus dem Aeußern den Schritt in's Innere zu machen. Sie müßten die Entwicklungsgesetze der Natur auf die Entwicklung der Zeit und des eigenen Innern anwenden, sonst könne ihr heuchlerisches Treiben nur ein Ende mit Schrecken nehmen.

Ist dies der Inhalt der letzten Worte Jesu, so werden wir kaum irren, wenn wir im Folgenden den Versuch Etlicher erkennen, von den gesprochenen Worten die gewünschte Anwendung zu machen.

Sie erzählen von einer Greuelthat, die Pilatus jüngst an heiliger Stätte begangen habe. Etliche Galiläer seien auf seinen Befehl vor dem Opferaltar ermordet worden, so daß ihr Blut sich mit dem Blut der Opferthiere vermischt habe. Ob diese Galiläer sich irgend eines Verbrechens gegen die Staatsgesetze schuldig gemacht, wird nicht erwähnt. Der Ton der Erzählung scheint das Gegentheil anzudeuten.

Jedenfalls halten die Erzähler sich für berechtigt, die Thatsache, daß ein römischer Beamter es wagt, an heiliger Stätte einen Mord zu begehen, als ein Zeichen der Zeit zu betrachten, dessen Deutung sie versuchen möchten.

Beachtet man nun, was Jesus kurz vorher von dem Zweck seines Auftretens gesagt, und vergegenwärtigt man sich die Erwartungen und Hoffnungen, welche das jüdische Volk im Großen und Ganzen an die Erscheinung des Messias knüpfte, so wird man dem Gedankengang der Erzähler annähernd gerecht werden, wenn man sie folgendermaßen schließen läßt: Da der Messias kommen soll, um ein Königreich aufzurichten, in welchem er mit ehernem Scepter alle Heidenvölker weidet; da Jesus jetzt offen mit dem Plan auftritt, einen allgemeinen Weltbrand zu entzünden; da er selbst die Zeichen der Zeit in diesem Sinn gedeutet haben will, jene Schandthat des Pilatus aber zweifellos ein solches Zeichen der Zeit ist, so ist es klar und schlußgerecht: auch Jesu Herz wird, wie das Herz jedes echten Juden, über die That des Pilatus empört sein und in heißer Zornesglut gegen den Römer auflodern, der das Heiligthum des jüdischen Volkes geschändet hat; er wird nicht länger zögern, diesen grellen Fall, in Verbindung mit so manchem andern, zum Funken zu machen, den er in den hochaufgehäuften Brennstoff der Welt werfen wird; er wird der schmählichen Fremdherrschaft ein Ende machen und endlich den Thron seines Weltreichs aufzurichten beginnen.

Ob dieser Schluß den Erzählern so klar vor der Seele stand, wie wir ihn eben aufgestellt haben, mag zweifelhaft sein; jedenfalls kann nicht in Abrede gestellt werden, daß ein Jude, wenn er sich klar zu werden suchte, von der geschichtlich gegebenen Gedankengrundlage aus zu diesem Schluß kommen konnte. Und wie die Juden einmal ihren Messias sich vorstellten, war dies der natürliche Gedankengang.

Wie nun aber der Messias in Wirklichkeit war, mußte jener Gedankengang ebenso falsch sein, als er für natürlich gelten muß, wenn man die jüdischen Vorstellungen vom Messias in Betracht zieht. Dies konnte ein tieferer Blick schon in den vorausgehenden Worten Jesu erkennen. Nach ihnen sollte dem ersten Schritt erfahrungsmäßiger Erkenntniß ein zweiter folgen; aus dem Äußern sollte der zweite Schritt in's Innere führen; die Gesetze der Natur sollten auf das übertragen werden, was in der Zeit sich vorbereite, diese Uebertragung aber sollte nur in Verbindung mit dem geschehen, was im Innern der Menschenherzen vorgehe (K. 12, 57.). Und eben darin, daß diese nothwendige Verbindung aufgelöst, daß Natur und Geschichte abgesondert von den Vorgängen im Innern der Menschen betrachtet wurden, bestand nach Jesu Ansicht die Heuchelei des jüdischen Volkes.

Es war nicht unrichtig gedacht, daß über die Römer für ihre

Frevel am Heiligthum der Menschheit sich die Rache der Geschichte entladen werde, ebensowenig als es unrichtig war, aus der Wolkenverhüllung der untergehenden Sonne auf Regen für den folgenden Tag zu schließen. Eine gewaltige, vernichtende Umwälzung mußte nach solchen Greuelvorgängen, die nicht zufällig und vereinzelt, sondern im Bau des römischen Staatswesens selbst begründet waren, in diesem Staat eintreten. Aber, daß der religiöse Fanatismus der Juden es nicht zuließ, aus den Gerichten der Geschichte einen Schluß auf die Zukunft ihres eigenen Staats und auf ihr persönliches Ergehen zu machen; daß sie nicht einsehen mochten, wie nur eine Umwälzung und Umstürzung im eigenen Herzen, die zur Vernichtung des selbstherrlichen Ichs führt, vor einem gleichen Gericht im Aeußern zu schützen im Stande ist: das war ihr Fehler, an dem auch sie zu Grunde gehen mußten; es war ein Heuchel- und Scheinwesen, das die Auflösung des ganzen Volks herbeiführen mußte.

Wie oft hatte Jesus schon auf diesen wunden Fleck des Judenthums hingewiesen! Er thut es jetzt auf's Neue. Und damit man seine Worte nicht auf die Bewohner Galiläa's einschränke, die unter den Juden selbst keines großen Ansehens genoßen, benützt er einen Unglücksfall, der sich kürzlich in Siloah bei Jerusalem zugetragen, um an ihm den Beweis zu liefern, daß auch die Bewohner Judäa's und insbesondere Jerusalems einem gleichen Geschick nur unter Einer Bedingung entgehen könnten. Diese eine Bedingung aber sei eine religiös-sittliche Umwälzung im eigenen Innern wie im Staats- und Kirchenwesen, durch welche das selbstische Heuchelgetriebe und der religiöse Fanatismus vom Thron der Alleinherrschaft herabgestürzt und die echte, fruchtbare Gottes- und Menschenliebe zur ausschließlichen Gebieterin erhoben werde. Die beiden angeführten Geschichten seien also wirklich Zeichen der Zeit, aber Zeichen, die gerade dem jüdischen Volke mit der Posaunenstimme Gottes in's Ohr riefen: Was an diesen Unglücklichen geschehen ist, das wird an euch Schuldigen geschehen, falls ihr bleibt, was ihr seid!

All dies faßt nun Jesus noch einmal in einem köstlichen Gleichniß zusammen. Noch einmal sucht er seinen Zuhörern die auf die liebende Geduld Gottes gegründeten und in ein ernstes Gericht auslaufenden Gesetze des göttlichen Haushalts in Natur und Geschichte unvergeßlich in's Herz zu prägen, um so, wenn möglich, das angedrohte furchtbare Geschick von ihren Häuptern abzuwenden.

Er schildert ihnen Gott als den Herrn und Besitzer eines Weinbergs, in welchem er einen Feigenbaum mit besonderer Liebe angepflanzt und in sorglicher Pflege umhütet hat. Der Weinberg ist die äußere Reichsanstalt Gottes unter dem Gesammtvolke Israel (vgl.

S. 87); der Feigenbaum kann hier im Zusammenhange nur Jerusalem bedeuten (vgl. „Jerusalem" V. 4; „auch das Land" V. 7; „Jerusalem" V. 34. 35.).

Nun, diesen Feigenbaum hat Gott Jahrhunderte lang durch seine Propheten und Knechte gepflegt, um Früchte der Gerechtigkeit zu erzielen. Der erste Zeitraum ist naturgemäß der längste, da ein Feigenbaum erst im dritten oder vierten Jahre tragfähig wird. Allein, obwohl im Lauf der ersten längeren Zeit tragfähig geworden, hat der Baum keine Frucht gebracht.

Ein neuer Knecht Gottes, Johannes, hat mit gewaltiger Prophetenarbeit gewirkt, um „Früchte der Buße" zu erzielen. Seine Stimme ist in der Wüste verhallt; der Herr des Weinbergs findet an seinem geliebten Feigenbaum Blätter, keine Früchte.

Ein neuer Weingärtner nimmt die fruchtlos gebliebene Arbeit seines Vorgängers auf; es folgen neue Thaten, es folgen neue Reden, um „die Stadt Gottes" von ihrer Unfruchtbarkeit zu heilen; bis zur Stunde ist Alles vergeblich geblieben: — immer das alte Ergebnis: — Blätter, aber keine Früchte; Schein, aber kein wahres Leben!

Da legt der Herr dem Baum die Axt an die Wurzel. Will er selbst nicht Früchte bringen, so soll er wenigstens dem Lande ringsumher nicht die Lebensnahrung und nicht das Licht von Oben entziehen.

Aber noch einmal wird der vernichtende Streich abgewehrt durch die Fürbitte des Weingärtners. Unter eigenem Todesschweiß will Christus um den Baum her eine Grube ziehen, mit dem eigenen Blut ihm von der Wurzel aus neue Lebenskräfte zuführen.

Wird auch diese Arbeit vergeblich sein? Ist der Lebenssaft des Baumes völlig verdorben? Schießt der Saft nur immerfort geil in die Zweige und Blätter, und wird jeder Fruchtansatz durch die krankhafte Blätterbildung unmöglich gemacht werden? Ist das Schein- und Heuchelwesen Jerusalems, sein religiöser Fanatismus, der dem Volke das Wort des Lebens entzieht, nicht eine akute, sondern eine chronische Krankheit, die nur mit dem Tod in Selbstvernichtung enden kann?

Das Gleichniß selbst läßt die Entscheidung in der Schwebe. Was es lehren sollte, war klar. Es **kann** eine Zeit kommen, wo Jerusalem bis auf einen Stumpf ausgerottet wird aus dem göttlichen Reichsboden. Diese Zeit **wird** kommen, wenn nicht durch eine völlige Umbildung aller innern Lebenssäfte das krankhafte Heuchelwesen dem kräftigen Trieb weicht, lebendige Früchte der Buße und Gerechtigkeit zu bringen.

Wir ergänzen das Gleichniß. Der vierte Zeitraum der göttlichen Geduld verstrich — fruchtlos; und der Baum fiel unter den furchtbaren Streichen der römischen Axt mit markdurchschütterndem Aechzen. Wörtlich erfüllte sich Jesu Drohung. An heiligster Stätte verbluteten

Tausende von Juden unter römischen Schwerthieben; Tausende hauchten ihr Leben aus unter den Mauertrümmern von Jerusalem.

4. Das große Gastmahl.

Luk. 14, 15–24.

Unter dem Bild eines Abendmahls wird der Grundgedanke des vorigen Gleichnisses hier um einen Schritt weitergeführt. Selig ist zu preisen, wer das Brod ißt im Reiche Gottes; aber — um im Reiche Gottes zu essen, muß man erst in's Reich Gottes kommen. Und die (nach morgenländischer Sitte) am Frühmorgen durch die Propheten Eingeladenen kommen nicht hinein. Denn eben jetzt, wo der Knecht Gottes die Eingeladenen auffordert, Ernst zu machen und der Einladung Folge zu leisten, kommen statt der Gäste die Entschuldigungen. An ihrer Stelle werden die Armen im Geist: die geistlich Verstümmelten, Lahmen und Blinden, die nicht „Aecker besehen, hinter Ochsen hergehen, um Weiber freien konnten," berufen; es sind dies „auf den Straßen und Gassen der Stadt" die Zöllner und offenbaren Sünder. Daran hätten die zuerst Eingeladenen den anbrechenden Zorn Gottes gegen ihre eigene Person erkennen sollen; sie aber „hielten auf Jesum." Darum kommt nun in weiterer Steigerung die Ankündigung Gottes, daß die Leute „auf den Landstraßen und an den Zäunen" durch die Nöthigung des göttlichen Worts und der Geschichte in das Haus Gottes eingeführt werden. Noch ist diese Ankündigung von der Hülle des Bildes umgeben; aber diese Hülle ist durchsichtiger und die Ankündigung greift weiter als bei der Frage des vorigen Gleichnisses: „was hindert er auch das Land?" und die Hülle fällt schon beinahe völlig in dem kühnen Schlußwort unsres Gleichnisses.

Jesus fällt hier plötzlich aus der Rolle des Gleichnißerzählers heraus. Im Sinne des Gleichnisses hätte er fortfahren müssen: ich sage — Dir, daß der Männer Keiner 2c. 2c."; denn es war zuvor nur von Einem Knecht die Rede; er fährt aber, plötzlich den Ton ändernd, fort: „ich sage — euch d. i. den mit zu Tische Sitzenden." Ein Beweis für die gewaltige Erregung, in welcher Jesus redete; und — ein unnachahmlicher Beweis für die Treue der Berichterstattung des Evangelisten!

5. Die Weingärtner.

Matth. 21, 33–46.

Wir stehen mit diesem Gleichniß an dem Punkte, wo Jesus den Juden geradezu und offen heraussagt, daß das Reich Gottes ihnen genommen und einem andern Volk gegeben werde, das seine Früchte bringe. Nach der Weise Gottes faßt Jesus hier die ganze Geschichte des Reichs Gottes von seiner ersten Pflanzung unter den Juden bis zu diesem entscheidenden Uebergangspunkt, der Verpflanzung desselben auf die Heiden, zusammen.

Schon in den ersten, aus der Erde hervorsprossenden, Keimblättern ist die Pflanze vorhanden. Der Stengel entwickelt sich vermöge der eigenen Triebkraft der Pflanze in verschiedenen Absätzen und wird allmählich zum Träger der zarten Knospe, aus der die Blüthe hervorbricht. Und wieder innerhalb der Blüthe bildet sich der Fruchtknoten, in dem die Samen langsam und allmählich reifen, bis sie die dünner und dünner gewordene Kapsel sprengen und einen andern Boden sich suchen für eine neue, ausgedehntere Entwicklung.

Dies ist die göttliche Naturordnung, die aber nach Umständen sich in eine schneidige Gerichtsordnung umsetzen muß, damit die Ordnung selbst ungebrochen bleibe. Dies gilt auf dem Gebiet der Natur, wie auf dem des Geistes, sobald eine krankhafte, in üppige Außenbildung treibende Entwicklung sich an die Stelle der gesunden inneren Entwicklung setzt.

c. Die enge Pforte.

1. Die Arbeiter im Weinberg.

Matth. 20, 1—16.

Denn das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am Morgen 1
ausgieng, Arbeiter zu miethen in seinen Weinberg. Und da er mit 2
den Arbeitern eins ward um einen Groschen zum Taglohn, sandte er
sie in seinen Weinberg.

Und ging aus um die dritte Stunde und sahe Andre an dem 3 4
Markt müßig stehen und sprach zu ihnen: gehet ihr auch hin in den 5
Weinberg; ich will euch geben, was recht ist. Und sie gingen hin.

Abermals ging er aus um die sechste und neunte Stunde und
that gleich also.

Um die elfte Stunde aber ging er aus und fand Andere (müßig 6
L.) stehen und spricht zu ihnen: Was stehet ihr hier den ganzen Tag
müßig? Sie sprechen zu ihm: Es hat uns Niemand gedingt. Er 7
spricht zu ihnen: Gehet ihr auch hin in den Weinberg; und was
recht sein wird, (soll euch werden) werdet ihr empfangen.

Da es nun Abend ward, spricht der Herr des Weinbergs zu 8
seinem Schaffner: Rufe die Arbeiter und gib ihnen den Lohn; und
hebe an an den Letzten, bis zu den Ersten.

Da kamen die um die elfte Stunde (gedinget waren L.) und em- 9
pfieng ein Jeglicher einen (nicht: seinen L.) Groschen.

Da aber die Ersten kamen, meinten sie, sie würden mehr empfan- 10
gen; und es empfiengen auch diese ein Jeglicher einen Gro-
schen. Und da sie den empfiengen, murrten sie wider den Hausvater 11
und sprachen: Diese Letzten haben nur Eine Stunde gearbeitet, und 12
du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und Hitze ge-
tragen haben. Er antwortete aber und sagte zu Einem unter ihnen: 13
Mein Freund, ich thue dir nicht Unrecht. Bist du nicht mit mir eins
geworden um einen Groschen? Nimm, was dein ist und gehe hin! Ich 14
will aber diesem Letzten geben, gleichwie dir. Oder habe ich nicht Macht 15
zu thun, was ich will, mit dem Meinen? Siehest du darum scheel,
daß ich so gütig bin?

Also werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein. 16
Denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.

Die Erklärung dieses schwierigen Gleichnisses erfordert einen prüfenden Blick auf dessen Veranlassung. Wir finden dieselbe in Matth. 19, 16—30. erzählt. Heben wir den Hauptgedanken kurz heraus!

Ein Jüngling, der sich durch seinen Reichthum einen bekannten Namen, durch seinen ausgezeichneten Gesetzeseifer eine hervorragende Ehrenstellung (Luk. 18, 18.) erworben hatte, befragt Jesum, was er thun solle, um das ewige Leben zu ererben. Er erwartet, eine ganz besondere, gute That gefordert zu sehen. Jesus weist ihn an, die Gebote zu halten. Der Jüngling glaubt, diese von seiner Jugend auf völlig gehalten zu haben. Jesus macht die Probe: „Verkaufe, was du hast und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm' und folge mir nach!"

Was folgt hieraus? Man erlangt das ewige Leben, wenn man Jesu nachfolgt, oder — was im neutestamentlichen Sprachgebrauch dasselbe bedeutet — wenn man ein Auserwählter ist. In die Nachfolge Jesu aber eintreten, ein Auserwählter werden kann man nur durch eine That der völligen Selbstverleugnung („verkaufe, was du hast und gib's den Armen!") und des unbedingten Vertrauens auf Gott („so wirst du einen Schatz im Himmel haben"). Diese That endlich ist nur möglich als Ergebniß einer vorausgegangenen, vorbereitenden Arbeit auf dem Boden des Gesetzes („halte die Gebote!").

Der Jüngling bestand die Probe nicht. Er hatte gehofft, durch ein Mehr von Arbeit das ewige Leben erwerben zu können; statt dessen sollte er auf die Frucht und den Genuß seiner bisherigen Arbeit zu Gunsten Anderer verzichten und seinen eigenen Lebensunterhalt von der Güte des Himmels erwarten. Die Stirne von einer Wolke des Unmuths beschattet (nach Marc.), das Herz voll Betrübniß, ging er hinweg. Und Jesus betonte mit den schärfsten Worten, in Sprüchwortform, die unbedingte Unmöglichkeit, daß ein Reicher, der auf irdischen Reichthum, statt auf den „Schatz im Himmel", sein Vertrauen setze (Marc.), in's Reich Gottes komme.

Diese Schärfe verursachte den Jüngern ein heftiges Entsetzen und machte sie um ihre eigene Seligkeit besorgt. Sie hatten zwar auf die Predigt des Johannes hin sich berufen lassen, das Werk des Gesetzes an sich zu erfüllen; sie hatten auf den Ruf Jesu Alles verlassen, um ihm nachzufolgen: aber, was der reiche Jüngling von sich ausgesagt hatte, daß er von Jugend auf Alles ohne Fehl gehalten habe, das konnten sie von sich nicht behaupten; vielmehr waren sie erst verhältnißmäßig spät durch Johannes den Täufer wirklich in die Arbeit des Gesetzes eingetreten; und auch nachher noch mußte ein Petrus bekennen: „ich bin ein sündiger Mensch." Wie er aber, so fühlten wohl Alle, daß ihr Herz von der Neigung zum Irdischen noch nicht völlig abgelöst sei. Sie hatten demnach, wenn sie sich ihre späte Arbeit und die unvollkommene Ausführung der von Jesu geforderten That der völligen Selbstverleugnung und des unbedingten

Vertrauens auf Gott vergegenwärtigten, Grund genug zur Besorgniß; und in diesem Sinne mußte allerdings ihre Frage gerechtfertigt erscheinen: „wer kann dann selig werden?"

Die Antwort Jesu gab ihnen Aufschluß und Beruhigung. Menschen könnten durch ihre Arbeit überhaupt nie die Seligkeit erwerben. Das Gegentheil geglaubt zu haben, war ja eben der Fehler des reichen Jünglings. Die Seligkeit sei eine Gnadengabe Gottes, der es trotz der Unvollkommenheit menschlicher That möglich mache, diese Gabe denen mitzutheilen, welche Vertrauen bewährten auf seine Güte. Schon ihr bisher bewiesenes Vertrauen werde ihnen in dieser Welt einen Lohn eintragen, der ihre Arbeit an Werth um das Hundertfache übersteige; und wenn sie in ihrem Vertrauen fest beharrten bis an's Ende, so würden sie auch trotz jetziger Schwäche und Unvollkommenheit das ewige Leben in der andern Welt ererben (Marc.).

Was ergab sich daraus? Der reiche Jüngling war, obwohl er von Jugend auf alle Gebote Gottes gehalten, also gewissermaßen als ein Erster auf dem Boden des Gesetzes gearbeitet hatte, nun ein Letzter geworden; die Jünger, obwohl später zu jener Arbeit berufen, waren für Erste erklärt. Aber fügte Jesus bei, ebenso wird es mit Vielen gehen: „Viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein." Den Grund aber für diesen auffallenden Wechsel haben wir darin entdeckt, daß es in Gottes Augen nicht auf die frühere oder spätere Arbeit am Gesetz, sondern vielmehr darauf ankommt, daß jene Arbeit überhaupt verrichtet wird, und daß sie als Endergebniß eine That des Menschen erzielt, durch welche dieser mit völliger Verleugnung des eigenen Selbst sein Vertrauen einzig auf Gottes Güte und Gnade erbaut. Wo diese That nicht sich einstellt, hat der Mensch seinen Lohn, an den irdischen Ergebnissen seiner Arbeit, dahin; wo die That eintritt, wird der Mensch aus den Berufenen in die Zahl der Auserwählten versetzt.

So weit unser Rückblick auf die Veranlassung des nun folgenden Gleichnisses. Ob wir richtig gesehen, wird sich sofort zeigen müssen.

Schon mit Kap. 19, 29. verallgemeinerte Jesus seine Rede, und in 19, 30. schließt er alles Vorausgegangene mit der allgemeinen Sentenz ab: „Aber Viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein." Indem nun das Gleichniß mit „Denn" anknüpft, wird es eine bildliche Ausführung jener allgemeinen Sentenz geben müssen. Mit andern Worten: das Gleichniß wird durch ein Bild auf das Allgemeine, auf die Menschheit übertragen, was früher von einzelnen Menschen gesagt worden. Es wird in Bildgestalt die Wahrheit enthalten:

Das Himmelreich erfordert von allen Menschen zu allen Zeiten und allerorten eine Vorarbeit auf dem Boden des Ge-

setzes, und es erprobt Alle an einer That des Gottvertrauens, die zur Kehrseite die Selbstverleugnung hat. Arbeit aber und That, nicht jene ohne diese, bestimmen den Lohn.

Das Gleichniß umfaßt also die ganze Zeit des Himmelreichs von seiner ersten Morgenstunde an bis zur letzten Abendstunde, aber immer nur das Himmelreich in seiner irdischen Gestalt, und nur so weit, als für Mietharbeit innerhalb desselben ein Lohn ausbezahlt wird. Es ist wichtig, dies auf's Nachdrücklichste hervorzuheben, da auf der Beachtung gerade dieses Punktes die einzige Möglichkeit des Verständnisses beruht.

Unter dem Hausvater verstehen wir Gott. Auf welche Weise nun und wann hat Gott sich seinen Weinberg angelegt? Der Psalmist gibt Auskunft (Ps. 80, 9 ff. vgl. auch Jes. 5, 1 ff.): „Du, Gott Zebaoth, hast einen Weinstock aus Aegypten geholet, und hast vertrieben die Heiden und denselben gepflanzet u. s. w." Der Psalmist spricht von seinem Volk (V. 18). Seit der Zeit also, daß Gott die Israeliten aus Aegypten geführt, hat er das Himmelreich wie einen Weinberg auf der Erde angelegt. Sollte es nun ein blos äußerliches Zusammentreffen sein, daß mit der Ausführung aus Aegypten die Gesetzgebung auf Sinai zusammenfällt? Wir werden vielmehr darin die innigste Wesensbeziehung finden müssen. Die erste Morgenstunde des Himmelreichs bricht über den grauen Höhen des Sinai an; und eben das Gesetz ist der Dingvertrag, den Gott mit den Menschen aufstellt. Nur im Gesetz, sonst nirgends, hat Gott sich darauf eingelassen, den Menschen einerseits bestimmte Arbeiten und Werke aufzuerlegen und ihnen dafür anderseits einen bestimmten Lohn als gerechte Gegenleistung auszusetzen. Die Menschen verpflichten sich (2 Mos. 20, 19.; 24, 3. u. m.), die Gebote Gottes zu halten, d. i. als Tagelöhner in seinem Weinberg bestimmte Arbeiten zu verrichten; und Gott verpflichtet sich (vgl. das fünfte Gebot u. viele a. St. d. A. T.), den Arbeitern den Lohn auszuzahlen, den sie mit Recht fordern können. Wie die Arbeit aber, so der Lohn. Es ist irdische Arbeit, irdisch ist auch der Lohn. Es ist Arbeit für bestimmte Tagesstunden; für solche Zeit dauert also auch der Lohn. Eine Tagesarbeit: Ein Tageslohn. (Ein Groschen = 24 kr., 6½ Sgr.; mit dieser Summe lebt man nur kurze Zeit.)

Wir haben also unter dem Weinberg die äußere Reichsanstalt Gottes zu verstehen, die durch das Gesetz auf Erden angelegt ist, und in der den Menschen für ihre äußere, irdische Arbeit ein äußerer, irdischer Lohn als von Rechtswegen, nicht aus Gnade zugesagt ist. Es wäre vielleicht zu weit gegangen, wenn man behaupten wollte, daß das ganze Alte Testament auf das Aeußere und Irdische sich gründe, daß es nur äußere und irdische Werke anbefehle und dafür nur irdische und äußere Belohnung in Aussicht stelle; denn in Wirklichkeit sind

die Keime zum Innern und Himmlischen überall angelegt. Aber sicher und unwidersprechlich sind es doch erst Keime; und mindestens sind offen ausgebrochene Blüthen einer höhern und reingeistigen Ansicht unendlich selten. Sollte aber noch ein Zweifel darüber bestehen können, daß unter dem Weinberg die äußere Gesetzesanstalt Gottes zu verstehen sei, so müßten die beiden Gleichnisse Matth. 21, 28—32. u. 33—41. jeden Zweifel gründlich beseitigen. Hier ist ein Zweifel nicht mehr möglich.

Daß es aber Gott darauf ankomme, alle Menschen zu allen Zeiten unter die Gesetzesarbeit zu berufen, das offenbart das Gleichniß darin, daß es den Hausvater fast zu allen Tagesstunden auf's Neue ausgehen läßt, um neue Arbeiter in seinen Weinberg zu senden, und unter diesen auch Solche, an die zuvor noch kein Ruf ergangen war (V. 7 „es hat uns Niemand gedinget"). Es sind also nicht bloß Juden, als die auf dem Markt des religiösen Lebens zuerst Erschienenen; nein, auch Heiden, die zuvor noch keinen bestimmten religiösen Ruf vernommen haben, werden von Gott, ehe sie in das innere Heiligthum des Reiches Gottes eintreten können, zuvor zur Arbeit in seiner äußern Reichsanstalt, unter dem Gesetz, herbeigezogen.

Die Geschichte bestätigt dies.

Nicht blos die Propheten, und als Letzter unter ihnen Johannes, fordern immer auf's Neue auf, die Gebote Gottes in Werken zu erfüllen; auch Jesus selbst, in welchem doch die Gnade des Himmelreichs schon erschienen war, erklärt, daß das Gesetz in seiner vollen Geltung bestehen bleibe bis zur völligen Erneuerung von Himmel und Erde (Matth. 5, 18.); auch er fordert als Vorarbeit des Himmelreichs ausdrücklich die Vollbringung dessen, worauf das ganze Gesetz hinzielt (Matth. 4, 17.; 19, 17.); und ebenso beginnen die Apostel, insbesondere der Heidenapostel, ihre Reichspredigt stets mit der Aufforderung an alle Menschen, einzutreten in die Arbeit auf dem Boden des Gesetzes (vgl. Ap.-G. 17, 30.; 20, 21. u. a. m.).

Nun zeigt sich aber in der Art der Berufung ein Unterschied. Den Ersten gegenüber macht Gott sich zu einem bestimmten Tagelohn, dem landesüblichen Groschen (Denar) verbindlich. Wir sahen, daß dies unter Moses geschah. Andere fordert er zur Arbeit in seinem Weinberg nur mit dem allgemeinen Versprechen auf: „was recht ist, will ich euch geben." Dies entspricht geschichtlich auf's Genaueste der Art, wie Gott zu verschiedenen Zeitabschnitten (sechste und neunte Stunde) durch die Propheten mit den Israeliten und Juden redete. Und nun geht Jesus auf einmal aus der Sprachweise der Vergangenheit in die der Gegenwart über, und verbleibt in dieser, bis gegen Ende, wo von „Einem," mit seiner Zurückbeziehung auf den vorhin abgefertigten reichen Jüngling, die Rede ist. Hier erst wird der Hausvater wieder als in der Vergangenheit redend eingeführt. Nun, zu den in der Gegenwart

Berufenen spricht Gott: „was recht ist, werdet ihr empfangen.“ Es ist auch hier ein feiner, geschichtlich begründeter Unterschied gegen die Berufung der frühern Zeitabschnitte nicht zu verkennen. Die Juden der dritten, sechsten und neunten Stunde kennen den persönlichen Gott; darum heißt es: „Ich werde euch geben.“ Die Heiden der elften Stunde sind ohne diese Kenntniß des persönlichen Gottes; darum ganz allgemein: „ihr werdet empfangen.“

Was soll nun dieser Unterschied in der Berufung? Hat er ebenso, wie eine geschichtliche, auch eine innere und wesentliche Begründung im Gleichniß? Er leitet die Probe ein.

Der Berufung zu irgend einer Arbeit folgen, ohne daß ein bestimmter Lohn ausgemacht ist, das erfordert ein gewisses Vertrauen zu dem, der beruft, zugleich neben einem Sinn, der um der Arbeit willen gern die eigene Bequemlichkeit aufgibt. Berief also Gott die Arbeiter der dritten, sechsten, neunten und elften Stunde ohne mit ihnen einen bestimmten Lohn zu verabreden, so stellte er sie damit auf die Probe, ob sie im Vertrauen auf seine bloße Zusage die Bequemlichkeit und den Genuß ihres „süßen Nichtsthuns“ zum Opfer zu bringen vermöchten. Und gingen sie ohne Weiteres an die Arbeit, so bestanden sie die Probe, so bewährten sie das verlangte Vertrauen.

Es naht die Abendstunde, wo der Hausherr mit den Arbeitern Abrechnung hält. Der Schaffner wird beauftragt, den Lohn auszutheilen; und zwar soll er nach dem Willen des Hausherrn bei den Letzten beginnen. Warum, werden wir bald sehen.

Die Letzten erhalten einen vollen Taglohn, offenbar zu viel, wenn man die Zeit der Arbeit in Anschlag bringt. Allein sie erhalten diesen Lohn nicht als etwas, was sie rechtlich fordern könnten. Es ist sehr bezeichnend, daß der Grundtext V. 9 die von Luther gebrauchten Worte „gedingt waren“ nicht enthält. Die Arbeiter der elften Stunde waren eben wirklich keine Gedingte; es war mit ihnen nicht wie mit denen der ersten Stunde ein Dingvertrag abgeschlossen worden. Der volle Taglohn, der ihnen ausbezahlt wird, ist darum, wie auch V. 15 ausdrücklich hervorhebt, freier Ausdruck der Güte des Hausvaters. Ihrer Arbeit entspricht, daß sie überhaupt einen Lohn bekommen; daß aber die Güte diesen Lohn zum vollen Taglohn macht, das entspricht dem von ihnen selbst bei ihrer Arbeit bewährten Vertrauen. Gleichwohl bleibt, was sie erhalten, ein Taglohn: für ihr gutes irdisches Werk eine Belohnung mit irdischem Gut; nur daß der Lohn die Grenze der gesetzlichen Vergeltung überschreitet, weil das Werk die Grenze des gesetzlichen Dienstes überschritten hat; jenes in Folge der göttlichen Güte, dieses durch das bewährte Vertrauen. Wie manches gute Werk, das ohne Markten um den Lohn, im bloßen Vertrauen auf Gottes Güte unternommen wird, sieht so sich belohnt durch zehn- und hundertfachen Ersatz des Geopferten! Die Erfahrung ist die beste Lehr-

meisterin; nur ist ein offenes, zusammenfassendes Auge erforderlich, um ihre Lehren zu verstehen.

Es geht bei diesen Arbeitern nach demselben Grundsatz, den wir oben schon bei den Aposteln angewendet fanden. Nur die Stufen sind verschieden. Die Apostel haben Alles verlassen, um Jesu nachzufolgen. Ihre Selbstverleugnung ist durchgreifend, ihr Vertrauen ist ein völliges, ihre ganze Lebenszeit umfassendes. Darum offenbart sich ihnen die Güte Gottes nicht blos in hundertfachem Ersatz des Geopferten, sondern auch in der durch Gnade bewirkten Zuwendung des ewigen Lebens.

Die Arbeiter haben erst, einem allgemeinen Ruf Gottes gegenüber, eine zeitweise Selbstverleugnung eintreten lassen und nur in einzelnem Fall Vertrauen auf Gott bewiesen, darum ist der durch Gottes Güte ihnen vermittelte Lohn, wenn auch schon größer als ihre Arbeit, vorerst nur noch ein irdischer. Aber sie haben durch ihr Vertrauen schon den Boden bloßer Arbeiter verlassen und den ersten Schritt gethan, der zur Auswahl führt. Es bedarf bei ihnen nur des Beharrens auf dem eingeschlagenen Wege, um weiter und endlich an's Ziel zu kommen.

Wie geht es aber mit den ersten Arbeitern? Die Letzten werden vor ihnen abgelohnt — ihnen zur Prüfung. Sie sahen die Güte Gottes gegen Solche, welche nur Eine Stunde gearbeitet hatten: wie, wenn sie, die des Tages Last und Hitze getragen, nun auch Vertrauen faßten zu der Güte Gottes?

Doch, es möge auch hier Erfahrung uns lehren! Wir kennen sie, die Menschen, rechtlich in all ihrem Thun, in einzelnen, schwerfälligen Zügen die Gebote Gottes in ihrem Leben abmalend. Aber wo ist der göttliche Hauch, der die einzelnen Züge zum beseelten Ganzen verbände? Kunsthandwerker ihr Lebenlang, niemals Künstler — können sie's nicht fassen, daß ein einzig Bild, von genialer Künstlerhand ausgeführt, den gleichen, ja viel größeren Erfolg erzielt, als die vielen Werke, an denen sie im Schweiße ihres Angesichts ein ganzes Leben lang sich abmühen. Fleißige Arbeiter, aber unverbesserliche Tagelöhner, voll Einbildung auf ihre Leistungen, aber ohne den schöpferischen Odem der Idee; voll Mißgunst gegen jeden echten Künstler und darum ewig Stümper. Für sie ist ewig die Pforte zum Tempel der Kunst geschlossen.

Die Arbeiter im Gleichniß meinen, gleich dem reichen Jüngling, sie würden mehr empfangen für ihre Arbeit während des Tages Last und Hitze. Sie empfangen ihren rechtmäßigen Taglohn, nichts mehr, wie viel weniger die Seligkeit? Oder kann man bei Empfang der Seligkeit noch murren?! Ihnen fehlts an der Selbstverleugnung, welche die Mutter jeder höhern Tugend ist; es fehlt ihnen an dem genialen Zug des Gottvertrauens, der allein ein dauerndes Werk, ein Werk

für die Ewigkeit ausführen kann. Ihnen bleibt — ihr Tagelohn und ihr mißgünstiger mürrischer Sinn. Die Stirne von einer Wolke des Unmuths überschattet, gehn sie hinweg, müssen sie hinweggehn von der Pforte des Tempels, der das Himmelreich umschließt. Wie schwerlich wird, wer auf eigenes Werk vertraut, in's Himmelreich kommen! Leichter ein Kameel durch ein Nadelöhr! —

Anm. Vergl. zum Ganzen J. T. Beck: christl. Reden VI. 13.

2. Die beiden ungleichen Söhne.

Matth. 21, 28—32.

Was dünkt euch aber? Es hatte ein Mann zwei Kinder, und 28
ging zu dem ersten und sprach: Kind, gehe hin, und arbeite heute in
meinem Weinberge. Er antwortete aber und sprach: Ich will (es) 29
nicht (thun). Darnach (reute es ihn L.) änderte er seine Ansicht und ging
hin. Und er ging zum andern und sprach gleich also. Er antwortete 30
aber und sprach: (Herr, ja L.) ich, Herr; und ging nicht hin. Welcher 31
unter den Zweien hat des Vaters Willen gethan? Sie sprachen zu
ihm: Der Erste. Jesus spricht zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Die
Zöllner und Huren (mögen wohl eher ins Himmelreich kommen, denn
ihr L.) gehen euch vor in das Reich Gottes. Denn Johannes kam zu 32
euch auf dem Wege der Gerechtigkeit (und lehrte euch den rechten Weg L.)
und ihr glaubtet ihm nicht; aber die Zöllner und Huren glaubten ihm.
Und ob ihr es wohl sahet, (thatet ihr dennoch nicht Buße L.) ändertet ihr
darnach eure Ansicht doch nicht, daß ihr ihm darnach auch geglaubt
hättet.

Jesus hatte, von dem Jubel seiner Jünger und des Volks begleitet, seinen Königseinzug in Jerusalem gehalten. Dem Königseinzug war die prophetische Eiferthat der Tempelreinigung gefolgt; und in hohepriesterlichem Erbarmen hatte Jesus sich noch einmal zu den Schwächen und Mängeln leidender Menschen herabgelassen (21, 14.).

Der Löwe faßt alle seine Kräfte zusammen: er richtet stolz sich auf, er reckt gewaltig die Glieder, er drückt dann den mächtigen Leib zur Erde — glühenden Auges bereit zum Kampf mit dem nahenden Feinde. So erwartete Jesus die Pharisäer.

Es war bezeichnend, wie sie den Kampf begannen. Kinder sind das Echo der Erwachsenen. Wie die Erwachsenen beim Einzug Jesu in die Stadt, so jubelten die Kinder im Tempel: „Hosiannah dem Sohne Davids!" Beides war den Pharisäern anstößig. Das Betragen der Erwachsenen erschien ihnen kindisch; und Kinderjubel im Tempel betrachteten sie als Entweihung der heiligen Stätte. Herrliche Vertreter des heiligen Anstands! Lob Gottes aus kindlichem Munde verletzt ihr feines Gefühl; aber ungerügt machen Käufer und Verkäufer, Wechsler und Taubenkrämer das Bethaus Gottes zur Mördergrube!

Kommende Ereignisse werfen ihren Schatten voraus. Ein blätterreicher, früchteloser Feigenbaum verdorrt unter dem Gluthhauch der Worte Jesu — das ist der Schatten von Menschen, welche, wortreich und thatenlos, durch Jesu Rede dem verdienten Verderben entgegengeführt werden.

Es ist ein wunderbarer Anblick: diese Hohenpriester und Aeltesten im vollen Glanz ihrer Stellung, im Vollgefühl ihrer Würde dem Manne gegenüber, der ohne Prunk und Schein, im ruhigen Kraftgefühl seines Geistes ihre Angriffe erwartet. Wenige Minuten nur — und die stolzen Weisen sind genöthigt, vor den Ohren des Volks ein Bekenntniß ihrer Unwissenheit abzulegen (21, 27.); wenige Minuten weiter — und sie sehen sich gezwungen, durch ihr eigenes Geständniß denen Recht zu geben, die das Gegentheil von ihnen gethan haben (V. 31); nur wenige Minuten noch — und sie sprechen ihr eigenes Vernichtungsurtheil (V. 41). Ein Stück der prunkenden Waffenrüstung nach dem andern fällt unter den ruhigen Streichen Jesu; der Schluß des Kampfes (23, 39.) sieht auf der Stirne des Einen das Siegel der Gottheit, sieht die Andern auf den rauchenden Trümmern ihres Reichs, mit dem unauslöschlichen Brandmal der Heuchelei (Kap. 23).

Das kleine Gleichniß, mit welchem Jesus in die Stellung des Angreifers übergeht, ist an sich schon ziemlich durchsichtig, und hat außerdem noch durch den Herrn selbst eine Erklärung erhalten. Wir werden nur wenig beizufügen haben.

Als Besitzer des Weinbergs haben wir schon im vorausgehenden Gleichniß Gott, den Weinberg selbst haben wir als die äußere, gesetzliche Reichsanstalt Gottes kennen lernen, in welcher alle Menschen die Vorarbeit des Gesetzes zu verrichten haben, ehe sie in's innere Heiligthum des Himmelreichs eintreten können. Das Gleichniß von den beiden ungleichen Söhnen greift nun aus dem vorigen einen geschichtlichen Moment zu näherer Aufklärung heraus und zeigt mit den ausdrücklichen Worten der Erklärung, worin die Arbeit des Gesetzes bestehe.

Der geschichtliche Moment selbst liegt dem Zeitpunkt ziemlich nahe, in welchem Jesus auftrat. Dieß tritt schon aus der Fassung der ersten Worte des Gleichnisses hervor. Gott geht nicht mehr aus als Gutsbesitzer, welcher Arbeiter in seinen Weinberg miethet. Er wird als Mann bezeichnet, welcher „zwei Kinder" hat. Der Vatername, der in Jesu zur Offenbarung kam, klingt hier schon an; doch ist er noch durch eine allgemeine Bezeichnung gedämpft. Ebenso stehen die Menschen nicht mehr in der früheren Entfernung von Gott, wie jene Miethарbeiter der ersten Stunde. Sie sind ihm näher gerückt; das Gefühl der Abstammung von Gott regt sich in ihnen. Sie werden als „Kinder" Gottes bezeichnet; doch sind sie noch nicht mündige

Söhne. Noch stehen sie in jenem Alter, von welchem Paulus später sagt: „So lange der Erbe noch ein (unmündiges) Kind ist, so ist zwischen ihm und einem Knecht (einem Lohnarbeiter) kein Unterschied" (Gal. 4, 1.). Diese beiderseitige Uebergangsstellung entspricht geschichtlich der Zeit, in welcher Johannes der Täufer auftrat.

Als Kinder Gottes sehen wir nach des Herrn Erklärung einerseits die Pharisäer und Schriftgelehrten, anderseits die offenbaren Sünder wie Zöllner und Huren bezeichnet. An Beide ergeht durch Vermittlung des Johannes der gleiche Ruf Gottes zum Eintritt in seine Himmelreichsarbeit. Gleicherweise lautet für Beide der Ruf: „Aendert euren Sinn!" Aber die Aufnahme des Rufs ist eine durchaus verschiedene. Zöllner und Huren, die zuvor auf die frechste Weise sich mit den heiligen Geboten Gottes in Widerspruch gesetzt haben, bereuen ihren Wandel und betreten den rechten Weg der Vorarbeit für's Himmelreich. Schriftgelehrte und Pharisäer, die ihre wörtliche Uebereinstimmung mit den Geboten Gottes laut genug an den Tag legten, verachten auf Grund dieser wortgetreuen Uebereinstimmung den Ruf Gottes und bleiben somit fern vom Weg in's Himmelreich. So nahe gerade sie es haben durch ihre wörtlich richtige Stellung zum Gesetz, so kommen sie doch nicht auf den richtigen Weg; und so fern es Jenen liegt wegen ihres offenbaren Widerstreits gegen die göttlichen Gebote, so nähern sie sich doch der Eingangspforte.

Johannes kam „auf dem Wege der Gerechtigkeit." Brachte er die Gerechtigkeit des Himmelreichs? Nein; er leitete nur zu ihr hin. Sie zu bringen, und durch sein Wort mitzutheilen, war dem Größeren vorbehalten, auf dessen Kommen Johannes verwies (s. d. Bergpredigt). Zöllner und Huren „glaubten" dem Johannes. War das der Glaube des Himmelreichs? Nein; man glaubte dem **Vorläufer** des Himmelreichs; der Glaube brachte hier noch keinen Genuß des Heils, er brachte nur die Hoffnung und Sehnsucht darnach. Johannes verlangte Sinnesänderung. Was erreichte er? Die Geschichte beweist, daß er genau dasselbe und nur das erreichte, was unser Gleichniß als Ergebniß seiner Wirksamkeit bezeichnet: das eine Kind — die Zöllner und Huren änderten ihre Ansicht. **Sinnesänderung** hatte er bezweckt; was er erzielte, war Aenderung der **Ansicht**. Seine Wassertaufe konnte nicht bis in's Herz hinein wirken, wo der „Sinn" wohnt; dazu war die Geist- und Feuertaufe eines Mächtigeren erforderlich und Johannes selbst erkannte und verkündigte dies.

Was sehen wir also? Gerechtigkeit, Glaube und Sinnesänderung des **Himmelreichs** finden wir bei Johannes d. T. noch nicht, aber ein Theil seiner Zuhörer ändert seine bisherige Lebensansicht, derzufolge das Glück des Lebens in unrechtmäßigem Erwerb (Zöllner) und unrechtmäßigem Genuß (Huren) bestand; Leute, deren sittliches Loos die Verzweiflung zu sein schien, lernen einmal wieder einem Menschen

auf's Wort glauben und erheben sich an diesem Wort zu einer ungekannten Sehnsucht nach etwas Höherem und Zukünftigem; sie verlassen endlich daraufhin ihre bisherigen Sündenwege und regeln ihr äußeres Leben streng nach den göttlichen Geboten. Nun, dies Alles ist genau das, was das Gesetz an den Menschen wirken soll und kann; es ist, was wir die Arbeit in der äußern Reichsanstalt Gottes nennen; es ist die Vorarbeit für's Himmelreich; es ist der Anfang dessen, was das Himmelreich in Vollendung fordert und bietet.

Indem die Zöllner und Huren den Ruf Gottes aus Johannis Mund annahmen, betraten sie also allerdings den Weg zum Himmelreich, wenn sie auch daraufhin in's Himmelreich selbst noch nicht eintreten konnten. Sie weiterzuführen war Jesu Aufgabe. Und indem die Pharisäer und Schriftgelehrten das Wort des Johannes verachteten, mußten sie die Schmach erleben, daß offenbare Sünder ihnen da zuvorkamen, wo sie den unbestrittenen Vorrang zu haben meinten.

3. Der Pharisäer und der Zöllner.

Luk. 18, 9–14.

Das hier Berichtete vermögen wir nur dann einigermaßen als Gleichniß festzuhalten, wenn wir annehmen, daß es eine verborgene Art von Pharisäersinn gewesen, die den Herrn veranlaßte, den Betreffenden das unbewußte Ziel dieses Sinnes in scharf ausgeprägten Gestalten vor Augen zu führen; denn des Gleichnisses Art ist es nicht, seine Personen geradezu bei ihren wirklichen Namen zu nennen. In der That steht nichts entgegen, im Anschluß an Kap. 17, 1. 22.; 18, 1. vgl. mit V. 7 zu vermuthen, daß Jesus dieses „Gleichniß" einem engeren Kreise seiner Jünger vorgetragen habe. Auch da gab es und gibt es immer Etliche, die „auf ihre eigene Gerechtigkeit ihr Vertrauen setzen und verachten die Andern;" und Mahnungen zur Zöllnerdemuth, die ihr Vertrauen nur auf die Gnade Gottes setzt, bedürfen auch im Jüngerkreis fortwährender Wiederholung. Das „Gleichniß" gewinnt also seine gleichnißartige Beziehungen nur dann, wenn man festhält, daß diejenigen, zu welchen Jesus spricht, zwar noch nicht dem ausgeprägten Bilde des Pharisäers gleichgekommen sind, daß sie ihm aber gleichkommen können und werden, wenn sie nicht in der Weise des Zöllners immer wieder aus der Tiefe ihres Herzens die dunklen Farben des Sündenbekenntnisses zu ihrem Selbstgemälde heraufholen. Der Sinn ist klar: nicht Vertrauen auf die eigene Gerechtigkeit, in welcher Form und Gestalt auch diese im Herzen schlummere, sondern vielmehr Verurtheilung jeder eigenen Leistung und ausschließliches Vertrauen auf die göttliche Gnade!

4. Die Königshochzeit und das Hochzeitskleid.

Matth. 22, 1–14.

Und Jesus antwortete und redete abermal durch Gleichnisse zu 1
ihnen und sprach: das Himmelreich ist gleich einem Menschenkönige, 2

der seinem Sohne Hochzeit machte; und sandte seine Knechte aus, daß 3
sie die Berufenen (Gäste L.) zur Hochzeit riefen. Und sie wollten nicht
kommen. Abermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget 4
den Berufenen (Gästen): Siehe, meine Frühmahlzeit habe ich bereitet;
meine Ochsen und das Mastvieh ist geschlachtet, und Alles bereit.
Kommet zur Hochzeit! Aber sie verachteten das und gingen hin, Einer 5
auf seinen Acker, der Andere zu seiner Handthierung. Etliche aber 6
griffen seine Knechte, höhnten und tödteten sie. Das das der König 7
hörte, ward er zornig und schickte seine Heere aus und brachte diese
Mörder um und zündete ihre Stadt an.
Dann sprach er zu seinen Knechten: die Hochzeit ist zwar bereitet, 8
aber die Berufenen (Gäste) waren es nicht werth. Darum gehet hin 9
auf die Verkehrsstraßen und ladet zur Hochzeit, wen ihr findet. Und 10
die Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten zusammen, wen
sie fanden, Böse und Gute; und die Hochzeit ward erfüllt von Gästen
(die Tische wurden alle voll L.). Da ging der König hinein, die Gäste 11
zu besehen, und sahe allda einen Menschen, der hatte kein hochzeitliches
Kleid an. Und er spricht zu ihm: Freund, wie bist du hereingekom- 12
men und hast doch kein hochzeitliches Kleid an? Er aber verstummte.
Da sprach der König zu seinen Dienern: Bindet ihm Hände und 13
Füße und werfet ihn in die äußerste Finsterniß hinaus, da wird sein
Heulen und Zähnklappen.
Denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. 14

Das Gleichniß von der Königshochzeit hat eine große Aehnlichkeit mit demjenigen vom großen Gastmahl; es unterscheidet sich aber von demselben durch weitere Ausführung und tiefere Einführung. Die weitere Ausführung geschieht nach der Weise der göttlichen Naturordnung, welche stets die vorausgegangene Entwicklung noch einmal wie in einem Knotenpunkt zusammenfaßt, ehe sie zu weiterer Bildung fortschreitet. Die tiefere Einführung zeigt sich darin, daß das Gleichniß von der Königshochzeit und dem Hochzeitskleid mehr die innere Entwicklung des Himmelreichs hervortreten läßt, während das vom großen Gastmahl mehr die äußere Ausdehnung des göttlichen Reichs in den Vordergrund stellte.

Rücken wir, zunächst mit Uebergehung der Mittelglieder, den Anfangspunkt und die beiden Schlußpunkte des vorliegenden Gleichnisses neben einander, so überrascht uns ein höchst auffallender und räthselhafter Gegensatz. „Das Himmelreich gleicht einem Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte.“ Dies der Anfang. „Da das der König hörte, ward er sehr zornig und schickte seine Heere aus und brachte diese Mörder um und zündete ihre Stadt an.“ Dies der eine Schlußpunkt; und hierauf der zweite: „Da sprach der König zu seinen Dienern: Bindet ihm Hände und Füße, und werfet ihn in die äußerste Finsterniß hinaus, da wird sein Heulen und Zähnklappen.“

Ein zorniger Hochzeitsvater, ausrückende Heere, blutgetränkte Straßen und brennende Häuser bilden einen grauenhaften Hintergrund zu einem Freudengemälde, wie wir es bei Veranlassung einer Hochzeit uns ausmalen. Und in einem Hause, in welchem wir uns Alles in freiester und ungebundenster Bewegung, von strahlendem Lichtglanz umflossen, in höchster Freude jubelnd denken, einen Menschen zu erblicken, dem auf Befehl des Hochzeitvaters Hände und Füße gebunden werden, und der in die äußerste Finsterniß hinausgeworfen wird, wo Heulen und Zähneknirschen ist, das ist in der That etwas ungewöhnlich Räthselhaftes.

Räthselhafter aber wird der Vorgang noch, da wir hören: unter der Hochzeit haben wir uns das Himmelreich, demnach unter dem Hochzeitvater Gott selbst, unter dem Bräutigam den Sohn Gottes, Jesum Christum, zu denken. Ist denn das Reich Gottes nicht Friede und Freude? Gott nicht die Liebe? Der Sohn nicht voll Erbarmen und Gnade? Wie tönt uns denn hier statt Hochzeitsjubel Heulen und Zähneknirschen entgegen? wie sprühn aus Gottes Auge Blitze des Zorns? wie läßt Christus es geschehen, daß zur Feier seines Hochzeitstages Hunderte erbarmungslos niedergemetzelt werden?

Und noch dazu ergeht dies erbarmungslose Gericht über Solche, die Gott eben zuvor als Gäste zur Hochzeit geladen; und Heulen und Zähnklappen vernehmen wir aus dem Munde dessen, der noch vor einem Augenblick am Hochzeitstisch, zu welchem Gott selbst ihn berufen, sich's hat wohl sein lassen!

Wir haben nun ohne Zweifel recht, wenn wir uns das Himmelreich als ein Reich des tiefsten Friedens und der höchsten Freude denken; aber es ist Friede und Freude nur im heiligen Geist (Röm. 14, 17.).

Wir haben ohne Zweifel recht, wenn wir in Gott die volle Offenbarung der Liebe erblicken; aber Gott ist nicht blos ein liebevoller, er ist vor Allem ein gerechter Vater (Joh. 17, 25.).

Wir haben Recht, wenn wir uns den Sohn voller Gnade und Erbarmen denken; aber eben dieser Gottessohn ist nicht blos voll Gnade, er ist zugleich voll Wahrheit (Joh. 1, 14.).

Hierin liegt die Lösung jenes Räthsels, das uns in der Königshochzeit so geheimnißdunkel entgegentritt. Denn eine Himmelreichshochzeit, bei der irgendwie die Heiligkeit nothleiden könnte, wäre keine Hochzeit des Himmelreichs; eine Liebe, die nicht zugleich aus tiefstem Herzen zürnen, ja hassen könnte, wäre nicht einmal wahre Menschenliebe, viel weniger echte Gottesliebe; und Gnade ohne Wahrheit wäre geradezu ein Hohn auf alle Gerechtigkeit. Nun ist es aber wahrhaft göttlich, daß Freude und heiliger Geist, Vaterliebe und Gerechtigkeit, Gnade und Wahrheit auf's innigste und unzertrennlich mit einander verbunden sind, stets sich gegenseitig durchdringen und unaufhörlich in ein=

ander übergehen; und es ist menschliche Entartung, eine Freude bis zur Verletzung alles Rechts auszugenießen, auf eine Liebe ohne sittliches Urtheil zu vertrauen und eine Gnade ohne wahrhaftige Gegenleistung zu beanspruchen. —

Nach diesen Vorbemerkungen, durch welche wir den Standpunkt zur richtigen Beurtheilung des Gleichnisses gewonnen haben, gehen wir zur Betrachtung des Gleichnisses selbst über.

Wahrlich, Gott hatte in gnadenreicher Liebe Alles gethan, um das Volk Israel zur Freude seiner Himmelreichshochzeit einzuladen. Boten auf Boten, waren seine Propheten erschienen, um Gäste für ein Fest zu werben, das Himmel und Erde vereinen sollte; ein Fest, bei dem die Gäste nicht blose Zuschauer bleiben, sondern in ihrer Gesammtheit selbst die Braut des Sohnes darstellen sollten. Tiefer kann ein König sich nicht zu seinen Unterthanen herablassen. Sie einladen zum Eintritt nicht nur in sein Haus, sondern in seine Verwandtschaft, das ist mehr, als die kühnsten Hoffnungen von der Liebe eines Königs erwarten dürfen. Man sollte denken, ein solches Anerbieten müßte von Menschen, die so gern und viel von Liebe Gottes reden und hören mögen, mit voller Inbrunst ergriffen werden.

In Wirklichkeit aber ist ihnen das Anerbieten und die Hochzeit und Gott selbst völlig gleichgiltig, wenn Gott ihnen nur in ihrem irdischen Leben den Topf immer füllt und die Tafel besetzt (V. 3)!

Nun ist für die Liebe nichts unerträglicher, als wenn ihren heißesten Bemühungen für das Wohl der Geliebten nur kalte Gleichgiltigkeit entgegengesetzt wird. Wo ist der Mensch, bei dem nicht durch solche bittere Erfahrungen die Liebe selbst abgekühlt und allmählich in Todeserstarrung versenkt würde?

Gottes Liebe wird der Gleichgiltigkeit gegenüber nur dringender: seine Einladung (V. 4) malt die Herrlichkeiten und Genüsse seines Reichs nur lockender aus; sein Ruf wird bestimmter. Und Jahrhunderte lang, wie bei dem jüdischen Volk, kann es so bei ganzen Völkern, Jahrzehnte lang bei Einzelnen so fortgehen; in immer neuer Gestalt, in immer lockenderen Wendungen, mit immer weicheren und bestimmteren Worten ruft und beruft Gott Menschen in sein Reich.

Aber wehe, wenn die Menschen auch diese immer wiederholten Bezeugungen der göttlichen Liebe im Worte Gottes, in Gewissen und Natur, mit stumpfsinniger Verachtung von sich weisen, wenn ihr gemeiner, niederträchtiger Sinn der Reichseinladung den Rücken zuwendet, um einzig und ausschließlich dem niedrigen, irdischen Erwerb nachzugehen (V. 5); wehe, wenn die Menschen sich gar an den Boten Gottes vergreifen, wenn sie höhnend die Stimme der Wahrheit im Worte Gottes und im Gewissen todtschlagen oder todtschweigen (V. 6): — dann rufen sie in frevlem Uebermuth den Zorn Gottes gegen sich heraus, der mit vernichtender Feuersgluth sich über sie ergießt; dann

rufen sie selbst alle die Heere von Uebeln, Leiden und stechenden Schmerzen herbei, die stets aus der Verachtung des göttlichen Worts sich erzeugen und den Menschen in erbittertem Kampf aufreiben (V. 7). Denn die Liebe, welche ihnen das Leben im höchsten Freudengenuß anbot, haben sie, wie sehr sie immer auf die Liebe Gottes pochten, nicht gewollt; wer will auftreten, Gott zu tadeln, wenn er ihnen das Gegentheil seiner Liebe, das sie immer abgeleugnet haben, im tiefsten Schmerz des Verderbens zu fühlen gibt? Es bleibt eine ewige Wahrheit, durch die Zerstörung Jerusalems mit glühenden und blutigen Zügen in die Bücher der Weltgeschichte eingezeichnet: Wer Gottes Wort und Liebesruf verachtet, in eigensüchtigem Trieb den Sinn in's Irdische versenkend, muß nicht nur selbst mit dem Wurm des Verderbens im Herzen von dem Schwererrungenen scheiden, er muß auch das Errungene in der Flamme der Zwietracht lodernd aufgehen sehen. Denn die **gerechte Liebe** Gottes nur ist es, die den Menschen selbst mit ewigem Leben durchdringt und seinen Werken dauernden Bestand sichert.

Nun aber weiter. Wenn Einer auch den Ruf Gottes angenommen, wenn er sich durch denselben in die Reichsanstalt Gottes, in den Hochzeitsaal des Sohnes hat einführen lassen, so kommt immer noch Alles darauf an, ob er in der rechten Weise und Ordnung auf den Ruf Gottes eingegangen ist.

Es war ohne Zweifel reine Gnade, daß Gott durch die Stürme, welche über das unwürdige Jerusalem hereingebrochen waren, den Samen seiner evangelischen Berufung unter die Heidenvölker hinaustragen ließ, daß er seine Knechte auf die Straße der Heiden sandte, um die von Israel verworfene Einladung zur Reichshochzeit („Frühmahlzeit", wie es sehr bezeichnend für den damaligen Stand des Reiches Gottes heißt) den Heiden zu überbringen (V. 8. 9). Jede Einladung ist eine Gnadensache; sie kann niemals rechtlich gefordert werden. Man kann sie nur annehmen oder ausschlagen. Die Juden hatten sie ausgeschlagen: die Heiden nahmen sie an. Die Boten Gottes fanden hier einen Hunger und Durst nach den köstlichen Hochzeitsgütern im Hause Gottes, welcher bald alle Tische mit Gästen anfüllte und nach wenigen Jahrhunderten Millionen von Reichsgenossen dem ewigen Bräutigam zuführte (V. 10).

Aber Gottes Gnade ist, wie wir oben gesehen haben, nie ohne Wahrheit; und wo die Wahrheitsordnung aufgehoben wird, verwandelt Gnade sich in unerbittliches Gericht.

Hochzeitsordnung war's im Morgenlande, daß Alle, die als Gäste kamen, im Vorgemach das schon bereit liegende hochzeitliche Gewand anlegten. Und Wahrheitsordnung ists bei Gott, daß Alle, die sein hochzeitliches Gnadenmahl genießen wollen, zuvor ihr eigenes Gewand

ablegen und das von ihm aus Gnade dargereichte Gewand anziehen. Seien's Gute oder Böse, menschlich rechtschaffene Leute oder offenbare Sünder — denn Beide gibt es unter den Heiden —: Jeder, der in das Reich Gottes kommen will, um von seinen Gütern sich zu sättigen, hat zuvor Alles Eigene, der Eine seinen menschlichen Tugend- und Gerechtigkeitsmantel, der Andere das befleckte Gewand seines sündhaften Lebens, abzulegen; er hat, ehe er die heiligen Hallen der Freude und des Genusses betritt, die Vorhalle der Entkleidung und Entsagung unter Anleitung der Gebote Gottes zu durchwandern nnd mit einem neuen, von Gott selbst dargereichten, Gewande sich zu bekleiden. Welches ist dieses Gewand? Jes. 61, 10. u. Offenb. Joh. 19, 7. 8.*) lassen keinen Zweifel darüber, daß hierunter die neue evangelische Gottesgerechtigkeit zu verstehen ist. Wer nun von den Gütern und Verheißungen Christi genießen will, ohne sich zuvor nach den Geboten Gottes von allem Eigenen und Selbstischen gereinigt und mit dem Gnadengewand der Gottesgerechtigkeit geschmückt zu haben, der hat auf die göttliche Frage (V. 12): „Freund, wie bist du hereingekommen und hast doch kein hochzeitliches Kleid an?" nur ein sich selbst richtendes Verstummen. Statt Hochzeitsjubel muß Heulen und Zähneklappen ihn umtönen (V. 13); denn nur durch eine Lüge gegen Andere und sich selbst hat er sich in das Heiligthum Gottes eingedrängt; er ist diebischer Weise durch ein Fenster eingedrungen, statt durch die enge Pforte einzugehen; sein zugewiesenes Theil muß also draußen sein (Offenb. Joh. 21, 8.; 22, 15.).

Darum macht die Berufung und die Annahme des göttlichen Rufs allein noch nicht selig. Selig macht nur die Auserwählung. Der **Auserwählung Schule aber ist völlige Selbstentsagung. Ihr Siegel ist Vertrauen auf die wahrhaftige Gnade Gottes; und ihr Gewand die Gnadengerechtigkeit Gottes.**

---

*) Jes. 61, 10. Ich freue mich in meinem Herrn und meine Seele ist fröhlich in meinem Gott; denn er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils, und mit dem Rock der Gerechtigkeit gekleidet, wie einen Bräutigam, mit priesterlichem Schmuck gezieret, und wie eine Braut in ihrem Geschmeide bärdet.

Offenb. Joh. 19, 7. 8. Laßt uns freuen und fröhlich sein und ihm die Ehre geben; denn die Hochzeit des Lammes ist gekommen und sein Weib hat sich bereitet. Und es ward ihr gegeben, sich anzuthun mit reiner und schöner Seide. Die Seide aber ist die Gerechtigkeit der Heiligen.

5. Der reiche Thor.

Luk. 12, 13—21.

Der Messias will kein Richter in äußerlichen Rechtsfragen sein. Dagegen, wo das beste, menschliche Gericht sich machtlos erweist, in innern Gewissensfragen, da setzt Christi Macht mit einer richterlichen Scheidung und Entscheidung ein, wie sie bis dahin in der Welt unerhört war. Das Gewissen aber, die untrügliche Gottesstimme im Menschen, verurtheilt als seelenverderbliche Thorheit den selbstsüchtigen Genuß irdischen Guts; und empfiehlt als einziges Mittel, zu dauerndem Lebensgenuß zu gelangen, das **weltverleugnende** Trachten nach Reichthum in Gott.

Das Leben schafft äußere Güter; aber äußere Güter schaffen nicht das Leben. Die Güter gründest du auf dein Leben; aber worauf gründest du das Leben selbst? Nur innerer Reichthum an Gott erhält den äußeren Reichthum an Gut. Wer diesen will und sucht ohne jenen, wird jenen niemals finden und diesen sicher verlieren. Denn nur indem das Leben fest in Dem sich gründet, der es geschaffen, kann auch das auf fester Grundlage ruhen, was durch das Leben geschaffen ist. Nur in dem lebendigen Gott gedeiht des Menschen Lebensgut.

6. u. 7. Thurmbauen und Kriegführen.

Luk. 14, 25—33.

Es ging aber viel Volks mit ihm. Und er wandte sich und sprach 25
zu ihnen: So Jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, 26
Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes
Leben, der kann nicht mein Jünger sein. Und wer nicht sein Kreuz 27
trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein.
Denn wer unter euch, der einen Thurm bauen will, sitzt nicht 28
zuvor und überschlägt die Kosten, ob er es habe hinauszuführen? Auf 29
daß nicht, wo er den Grund gelegt hat, und kann es nicht hinausführen, Alle, die es sehen, anfangen seiner zu spotten und sagen:
Dieser Mensch hob an zu bauen und konnte es nicht hinausführen! 30
Oder welcher König will sich begeben in einen Streit wider einen 31
andern König, und sitzt nicht zuvor und rathschlagt, ob er könne mit zehntausend begegnen dem, der über ihn kommt mit zwanzigtausend?
Wo nicht, so schickt er Botschaft, wenn Jener noch fern ist und bittet 32
um Frieden.
Also auch ein Jeglicher unter euch, der nicht absagt Allem, das er 33
hat, kann nicht mein Jünger sein.

Irdische Messiashoffnungen erfüllten das jüdische Volk vor dem Auftreten Jesu, während seiner irdischen Wirksamkeit und nach seinem Tode — bis auf den heutigen Tag. Niemand aber war eifriger bedacht, diesen Hoffnungen das Irdische zu benehmen, als der, welcher aus ihnen scheinbar den größten Nutzen hätte ziehen können.

Mit einer Schärfe zog er gegen diese Umzeichnung und Verzeichnung seines Lebensplans zu Felde, die nirgends ihres Gleichen findet; und die Auswahl unter seinen Jüngern traf er mit einer Sorgfalt, die man geradezu als Härte bezeichnen könnte, wenn man nicht bei der sonstigen unvergleichlichen Milde und Sanftmuth Jesu annehmen müßte, daß gerade dieses Verfahren zur Erfüllung seiner Sendung unumgänglich nothwendig gewesen. Je größer die Volksmasse, die ihn begleitet, und je näher an der Entscheidung das Werk, das zu vollführen er gekommen ist, desto einschneidender, ja, wir müssen sagen: abstoßender klingen seine Worte. Es tönt in der That unbegreiflich, aus dem Munde dessen, der sich selbst den Sanftmüthigen und Liebevollen nannte, der von sich behauptete, daß er gekommen sei das Gesetz zu erfüllen, Worte zu vernehmen, die zum offenen Haß gegen Alle, welche durch die nächsten Bande der Liebe mit uns verbunden sind, ja gegen das eigene Leben auffordern und somit den Grund aller Gottesgesetze umzustürzen scheinen. Es tönt unbegreiflich und äußerst schroff, wenn man hört, daß gerade an diesen der ganzen Menschennatur widerstrebenden Haß gegen die eigene Familie und das eigene Leben die einzige Möglichkeit zum Eintritt in die Jüngerschaft Jesu und damit zur Anwartschaft auf das ewige Erbe seines himmlischen Reichs geknüpft wird (V. 26). Und es ist nicht möglich, den Sinn dieser unerträglich harten Worte zu mildern; nicht möglich, dieselben etwa in die für uns begreiflicheren Worte umzusetzen: „Wer Vater oder Mutter, Bruder oder Schwester u. s. w. mehr liebt als mich, der kann nicht mein Jünger sein.“ Wo Jesus dies sagen wollte, da hat er selbst mit schlichten, geraden Worten es gesagt (Matth. 10, 37.). Es ist auch nicht möglich, hier nur die neutestamentliche Fassung jenes alttestamentlichen Worts zu finden: „Wer zu seinem Vater und zu seiner Mutter spricht: ich sehe ihn nicht; und zu seinem Bruder: ich kenne ihn nicht; und zu seinem Sohne: ich weiß nicht, — die halten deine Rede und bewahren deinen Bund“ (5 Mos. 33, 9.). Dort spricht Moses zu den Leviten, den verordneten Richtern des Volks (vgl. 5 Mos. 21, 5.). Von ihnen verlangt er völlige Unparteilichkeit im Gericht, — die natürlichste Forderung von der Welt. Hier aber handelt es sich um die Jüngerschaft Jesu; und hier ist der Ausdruck „hassen“ mit einer so offenbaren Absichtlichkeit und Energie gebraucht, daß man ihn entweder in seiner vollen Schärfe stehen lassen oder geradezu als unnatürlich und widersinnig verwerfen muß.

Verständlicher und natürlicher erscheint uns die zweite Forderung Jesu (V. 27): „wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein.“ Und doch hat auch sie gerade hier ihre Schwierigkeit.

Sehen wir zu, wie Jesus selbst seine Ausdrücke rechtfertigt!

Er thut es in zwei Gleichnissen.

Beide haben an sich nichts Unverständliches oder gar Widersinniges. Wer einen Thurm zu seiner Lebenssicherung erbauen will, wird naturgemäß zuvor eine Berechnung und einen Kostenüberschlag aufstellen, um sich die Gewißheit zu verschaffen, ob seine Mittel ihm das Bauen erlauben. Wer in den Tag hinein baut, setzt sich nicht nur einer gerechten Verhöhnung aus, wenn sein Werk wegen Mangels an Mitteln unvollendet bleiben muß: er beraubt sich auch der vorhandenen Mittel zur Weiterführung seines bisherigen Lebens; denn von den Steinen des halbvollendeten Thurms kann er doch nicht leben.

Und wenn ein König den Plan faßt, einen andern König zu bekriegen, so wird er vernünftigerweise zuvor seine Heereskräfte mustern (besser, als dies in den jüngsten Tagen von einem jetzt abgesetzten Herrscher geschah!), um sich sagen zu können, ob sein großes Unternehmen irgend Aussicht auf Erfolg habe. Fällt die Berechnung zu seinen Ungunsten aus, so wird er einen billigen Frieden vernünftigerweise der Gefahr vorziehen, sein ganzes Land zu verlieren.

Das Alles ist klar und leicht faßlich. Aber darauf kommt es nun an, welchen Schluß Jesus aus diesen Gleichnissen für sich und sein Werk zieht.

Der natürlichste Schluß würde scheinbar lauten: „Auch in meinem Reiche gilt es ein Bauen und Kämpfen. Wer in mein Reich eintreten will, muß zuvor eine Berechnung anstellen. Er muß sein Bauvermögen und seine Streitkräfte prüfen und mustern. Findet er hiebei, daß er geistiges Vermögen und Streitkraft genug besitzt, um das Werk zu vollbringen, wohlan, so trete er ein! Findet er aber, daß es ihm an diesen Vorbedingungen eines glücklichen Erfolges fehlt, so lasse er lieber vom Bauen und Kriegführen ab, ehe er den ersten Versuch gewagt. Er behalte, was er hat, zur Weiterführung seines bisherigen Lebens; er schließe mit dem Feinde, gegen den mein Reich den Kampf aufzunehmen hat, einen Vertrag ab, der ihm den Besitz seines Eigenthums sichert. Er verbleibe also im Genuß seiner natürlichen und irdischen Güter, und setze sich in gutes Einvernehmen mit dem Fürsten dieser Welt, statt daß er einen zweifelhaften Versuch macht, in das geistige Reich der zukünftigen Welt einzutreten."

Sofort aber fühlt man, daß ein derartiger Schluß nach seinem bejahenden und verneinenden Theil das Werk Jesu selbst von vornherein unausführbar gemacht haben würde; daß er dem Sinne Jesu völlig unangemessen wäre.

Was bleibt nun von den aus irdischen Verhältnissen hergenommenen Gleichnissen bestehen für das geistige Reich Christi? und wie muß der Schluß sich gestalten, der von dem Irdischen auf das Himmlische gemacht wird?

Betrachtet man das Reich Christi abgelöst von seinem Gegensatz gegen das Reich der Welt, so ist die Grundthätigkeit zu seiner Auf-

richtung das Bauen. Somit tritt Jeder, der sich in dieses Reich aufnehmen läßt, in eine Baugenossenschaft ein, in welcher Jeder an seinem Theil, innerlich vorbereitend und äußerlich aufrichtend, an der Ausführung des großen Ganzen mitarbeiten muß.

Im Gegensatz aber zum Reich der Welt nimmt das Reich Christi die Gestalt eines kriegführenden Königs an, der den Fürsten der Welt aus seinem angemaßten Besitz vertreiben will, um die ganze Welt zum Eigenthum Gottes zu machen. Es gilt hier einen Kampf auf Leben und Tod; einen Kampf nicht blos mit Fleisch und Blut, sondern mit Fürsten und Gewaltigen. Und in diesen Kampf hat Jeder einzutreten, der ein Jünger Jesu, ein Glied seines Reichs sein will; denn Grundgesetz ist allgemeine Wehrpflicht.

Beide Thätigkeiten nun erfordern allerdings wie im Irdischen so im Geistlichen eine genaue Vorberechnung. Jeder, der in der angegebenen Weise mit thätig sein will, hat zuvor eine ernste Prüfung mit sich selbst vorzunehmen.

Soweit halten die beiden Gleichnißreihen mit einander Schritt.

Hier aber stehen wir an der Grenzscheide.

Was soll die geforderte Selbstprüfung ergeben?

Etwa, daß Jemand von sich aus, auf natürlicher Grundlage stehend, tüchtig und vermögend sei, das Bauen und Kämpfen im Reiche Christi mit eigenen Mitteln und Kräften zu unternehmen? Eben dies war die Ansicht der Juden, die sich durch ihre natürliche Abstammung von Abraham die Berechtigung zum Eintritt in das Reich des Messias schon gesichert glaubten. Aber gerade dies war der furchtbare Irrthum, der ihnen in Wirklichkeit den Hohn der ganzen Welt und die schmähliche Niederlage im Kampf gegen ihren Nationalfeind eintrug, so wie sich herausstellte, daß sie mit den ihnen von Natur eignenden Mitteln und Streitkräften vergebliche Versuche machten, das Messiasreich aufzurichten und zu vertheidigen.

Was soll also die von Jesu geforderte Selbstprüfung ergeben?

Man kann nicht sorgsam genug auf die feine Wendung achten, welche Jesus seinem Schluß in den Worten gibt: „Also auch ein Jeglicher unter euch, der nicht absagt Allem, das er hat, kann nicht mein Jünger sein" (V. 33). Der Herr macht also den Schluß nicht nach der bejahenden, sondern nach der verneinenden Seite; und gerade dies drückt auf die feinste Weise das kennzeichnende Wesen des Christenthums gegenüber allen natürlichen und irdischen Unternehmungen und Veranstaltungen aus.

Der Bau- und Kriegsunternehmer muß bei seiner Berechnung herausbringen, daß er genügende Mittel und Kräfte besitzt, um sein Werk zu Ende zu führen; es ist für ihn besser, gar nicht zu beginnen, als sich der Gefahr des Unterliegens und der Verhöhnung auszusetzen.

Wer es aber unternehmen will, in Christi Jüngerschaft einzutreten, muß als Ergebniß seiner Selbstprüfung finden, daß er von sich aus **keinerlei** Mittel und Kräfte besitzt, um dieses Unternehmen zu Ende zu führen; sonst ist es allerdings auch für ihn gerathener, gar nicht zu beginnen. Denn er würde sich der Gefahr aussetzen, nach kurzem Beginn seine Kraft aufgebraucht zu haben und (V. 34) dem dummgewordenen Salze zu gleichen, das man mit keiner salzenden Kraft mehr durchwirken kann, vielmehr als Wegeschutt hinauswerfen muß. Dies ist das unvermeidliche Schicksal jedes unreinen, mit irdischen Stoffen durchdrungenen Christenthums.

Der Bau- und Kriegsunternehmer muß also finden, daß er reich und mächtig ist; derjenige, welcher die Jüngerschaft Christi beansprucht, daß er geistlich arm und ohnmächtig ist. Ist bei Jenem der Erfund des Reichthums und der Macht die wichtige Vorbedingung für sein Unternehmen, so ist bei diesem **die Erkenntniß der geistlichen Armuth und Ohnmacht** die Grundbedingung für den Eintritt in das Reich Christi.

Ergibt nun aber auf beiden Seiten die Berechnung, daß die Vorarbeiten zum Unternehmen noch nicht hinreichend weit gediehen sind, um mit Aussicht auf glücklichen Enderfolg das Unternehmen selbst zu beginnen, so wird man deßhalb seinen Lebensplan nicht aufgeben, sondern vielmehr mit erneuter Lust und Liebe sich auf die Vorarbeiten werfen; die Bau- und Kriegsunternehmer so lange, bis sie Alles gewonnen, die künftigen Reichsgenossen Jesu, bis sie Allem entsagt haben, was dem Gelingen ihres Unternehmens im Wege steht, beziehungsweise demselben förderlich ist.

Dem Eintritt in die Jüngerschaft Jesu steht nun auf der einen Seite die irdisch natürliche Familien-Liebe, auf der andern die ebenso natürliche Furcht vor der Feindschaft der Welt im Wege. Der ersten gegenüber fordert Jesus eine Entsagung, die bis zum Haß sich steigert; der zweiten gegenüber eine Ergebung, die bis zum geduldigen Tragen des Kreuzes herabsteigt. Jenes soll die wahre Erfüllung des Gesetzes, dieses der einzige Pakt sein, den ein künftiger Jünger Jesu mit dem Fürsten der Welt abzuschließen vermag. Das Letztere schließt alle thätige Mitbetheiligung an dem Unrecht der Welt aus, das Erstere richtet die wahre Gottesgerechtigkeit in der Welt auf. Denn der Haß derer, die zu Jesu Reich gehören wollen, richtet sich nicht nur gegen Alles, was mit irdisch natürlicher Autorität sich ihrem Eintritt in dies Reich entgegenstemmt; er richtet sich auch gegen Alle, selbst gegen die nächsten Angehörigen und die eigne Seele, wenn und soweit sie Kraft irdischer und natürlicher Liebesbande den Zug des Geistes nach der Himmelreichsgerechtigkeit hemmen. Es versteht sich von selbst, daß dieser Haß vorzüglich in so gewaltigen Entscheidungszeiten hervortreten wird, wie die Zeit war, in welcher Jesus die

besprochenen Gleichnisse dem Volk vorlegte; aber er wird auch jedesmal wieder bei Einzelnen sich zeigen und hervorbrechen, sobald die Lebensverhältnisse bis zur äußersten Spannung hinaufgetrieben sind. Und hier kann man behaupten, daß die Liebe, welche Christus fordert, überhaupt nicht möglich und denkbar ist ohne glühenden Haß gegen das Widerchristliche in Sache und Person; ja die Flamme des Hasses gegen alles Irdische, soweit es in thatsächlichen und bewußten Gegensatz gegen das Himmlische tritt, entzündet geradezu die reine Liebe zum Himmlischen.

Haß also gegen alles Widerchristliche, an wem es sich auch zeige, und ob es auch in Gewand und Person irdischer Familienliebe auftrete; und geduldiges Tragen des, eben durch diesen reinen Haß hervorgerufenen, unreinen Welthasses mit seinen Verfolgungen und Trübsalen, — das ist es demnach, was Jesus unter dem Wort „absagen" zusammenfaßt, und was er als unerläßliche Forderung für Jeden aufstellt, der sein Jünger sein will. **Man muß allem Eignen in jeder Form und Gestalt entsagen, sich völlig und durchaus selbst verleugnen**, sich als durchaus vermögen- und kraftlos für's Himmlische erkennen, sonst kann man nicht in das Reich Christi eintreten. Das ist die enge Pforte am Bau des Himmelreichs.

8. Altes Kleid und neuer Lappen; neuer Wein und alte Schläuche.

Luk. 5, 36—39.

Er sagte aber auch ein Gleichniß zu ihnen: Niemand flickt einen 36
Lappen vom neuen Kleide auf ein altes Kleid; wo anders, so zerschneidet er das Neue, und der Lappe vom Neuen reimet sich nicht auf das Alte.

Und Niemand fasset Most (neuen Wein) in alte Schläuche; wo 37
anders, so wird der Most die Schläuche zerreißen, und er selbst wird
verschüttet und die Schläuche kommen um. Sondern den Most soll 38
man in neue Schläuche fassen, so werden sie beide behalten. Und Nie- 39
mand ist, der vom alten getrunken hat, und wolle sogleich des neuen;
denn er spricht: der alte ist milder.

Matth. 9, 16. 17.

Fast wörtlich wie Marc.

— so werden sie beide behalten....

Marc. 2, 21. 22.

Niemand flickt einen Lappen von neuem (ungewalktem) Tuch auf ein altes Kleid; wenn doch, so reißt seine neue Füllung (Theile) vom Alten ab, und der Riß wird ärger.

Gleichlautend.

Der Zöllner Levis, später Matthäus genannt, der eben im Begriff stand, dem Ruf Jesu zu folgen und Alles zu verlassen, hatte seinem neuen Herrn zu Ehren ein Festmahl veranstaltet, zu welchem eine große Anzahl von Zöllnern und Andern sich eingefunden. Bei Gelegenheit dieses häuslichen Festessens nun gab Jesus im Verein mit seinen Jüngern einen doppelten Anstoß. Man ärgerte sich von Seite der Pharisäer und Schriftgelehrten, daß Jesus mit offenbaren Sündern zu Tische saß. Man fand (Matth. 9, 14.) von Seite der Johannisjünger es unbegreiflich, daß Jesus seine Jünger zu Freudengelagen führte. Jenes widersprach den Begriffen und Lehren von sittlicher Reinheit und Heiligkeit, über deren Beobachtung Pharisäer und Schriftgelehrte sorgfältigst bei sich und Andern wachten. Dieses stand im Gegensatz zu den Sitten und Gebräuchen, in welchen sowohl Johannes wie die Pharisäer ihre Jünger fleißig übten. Sittliche Reinheit und Absonderung von allem Unreinen einerseits, und Uebung in der schwersten Tugend der Selbstverleugnung anderseits: das waren die beiden Forderungen, auf deren Erfüllung die Vertreter des alten Bundes mit äußerster Strenge hielten. Von Jesu schienen sie in unverantwortlicher Weise verletzt zu werden. Und es mußte dies Benehmen Jesu um so auffallender erscheinen, als er selbst erklärt hatte, daß durch ihn und in Folge seiner Lehre kein Titel von den Geboten des Alten Testaments aufgelöst werden sollte, und als er selbst die höchsten, ja fast übermenschliche Forderungen der Selbstverleugnung an alle diejenigen stellte, welche ihm nachfolgen wollten.

Allein der Anstoß entsprang aus einer gründlichen Täuschung, in welcher sich die Vertreter des Alten gegenüber der neuen Ordnung befanden, welche Jesus einzurichten unternahm. Mit siegreicher Kraft stellte er ihnen dieses sofort vor Augen.

Auch er wollte und verlangte sittliche Reinheit und Absonderung von allem Unreinen: aber nicht: wie die Pharisäer, durch äußere Scheidung, durch sorgfältige Vermeidung jeder gesellschaftlichen Berührung mit Sündern und Unreinen: *sondern durch innere Scheidung von der Unreinheit und Sünde selbst und durch deren Ueberwindung und Auflösung gerade auf dem Boden des geselligen Verkehrs.* Er stieß die Sünder nicht von sich, um sie in ihrer Sünde zu belassen: sondern *er zog die Sünder an sich, um sie von ihrer Sünde zu scheiden.* Es war ein neuer, gesellschaftlicher Lebensgrundsatz, der in diesem Benehmen zu Tage trat, und der seinen natürlichsten und gerade dadurch siegreichsten Ausdruck in dem einfachen Satz fand: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken; ich bin nicht gekommen, Gerechte, sondern Sünder zur Buße zu rufen."

Ebenso lag die Forderung der Selbstverleugnung und Entsagung in dem ganzen Lebensplan Jesu gegründet. Aber dadurch, daß sie

hier zu einem innern Lebensgrundsatz, zu einer aus dem innersten Wesen der Sache selbst herausgewachsenen Lebensbedingung des neu zu errichtenden Reichs gemacht wurde, unterschied sie sich von jener Selbstverleugnung und Entsagung der Pharisäer- und Johannisjünger, die nur als äußeres Gebot, ohne grundsätzliche Vermittelung auftrat. Das persönliche, innere Leben aller Jünger Jesu sollte erst im freudigen Jubel der Liebe mit dem Meister eins geworden und von seiner Fülle durchflossen sein, ehe die Selbstverleugnung und Entsagung als ein freiwilliges Opfer der Liebe, wodurch sie einzig dauernden Werth erhält, aus dem innern Lebensquell hervorbrechen konnte. Darum war die Antwort Jesu, mit feinem Anklang an des Täufers Wort Joh. 3, 29., wieder ebenso siegreich als einfach: „Ihr möget die Hochzeitleute nicht zum Fasten treiben, so lange der Bräutigam bei ihnen ist; es werden aber die Tage kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird, dann werden sie fasten in jenen Tagen."

Bei dem neuen Reich Jesu kam es in der That grundsätzlich auf ein doppeltes an: sowohl auf eine neue Fassung und Umfassung des äußern, gesellschaftlichen Lebens (neues Kleid und neue Schläuche), als auf eine neue Füllung des innern, persönlichen Lebens (neuer Wein); auf eine **völlige Neuschöpfung also nach Innen und Außen.** Darum konnte ein Verfahren nicht genügen, das sich auf Einzelforderungen sittlicher Reinheit einschränkte: dies konnte nur als äußeres Flickwerk angesehen werden, bei dem das Neue mit dem Alten zu Grunde ging, weil auch das Neue nicht in seinem ganzen, wirkungskräftigen Zusammenhang, sondern zerstückelt und abgerissen aufgefaßt und angewendet wurde. Es galt vielmehr ein völliges Abwerfen des Alten und ein völliges Anziehen des Neuen. — Die Kraft aber hiezu konnte wieder nicht durch selbsterwählte Entsagungen und Verleugnungen, die in ihrer Grundsatzlosigkeit immer nur äußerlich blieben, sondern einzig und allein durch eine neue Geistesfüllung im Innern erworben werden, welche ihre eigne Triebkraft in sich trug.

Legt man nun diese Grundzüge an die einzelnen Menschen an, so stellen sie die Forderung auf: Du sollst dein gesellschaftliches Leben nicht nur hie und da mit einzelnen Tugenden sittlicher Reinheit verzieren und ausschmücken: du sollst vielmehr die sittliche Reinheit selbst als ein neues, vollständiges Kleid anziehen, sollst den ganzen alten Menschen ablegen, der durch Lüste in Irrthum sich verderbet, und den ganzen neuen Menschen anziehen, der nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit! Die Kraft aber hiezu erlangst du nicht durch äußerlich auferlegte Entsagungen und Entbehrungen; vielmehr werden diese selbst erst Gott ange-

nehm, wenn sie von der innern Kraft einer neuen Geistesfüllung getragen und durchwirkt werden. Nicht neue Formen bilden einen neuen Geist, sondern der neue Geist bildet selbst sich seine entsprechenden und angemessenen Formen. Du mußt im Geiste leben, um im Geiste zu wandeln.

Auf das ganze Reich Christi aber angelegt, ergeben jene Grundzüge die große, weltbewegende Wahrheit: Das Christenthum begnügt sich nicht mit einer Einwirkung auf das gesellschaftliche Leben der Menschen, die nur hie und da einzelne Tugenden hegt und pflegt, einzelne Gottesgebote erfüllen und halten lehrt. Das war die Aufgabe des Alten Bundes. Das Christenthum will eine völlige Neugestaltung des gesellschaftlichen Lebens, die nicht in einer selbstsüchtigen Ausscheidung der Sünder und in einem Gehenlassen der Sünde, sondern in liebevoller Ueberwindung der Sünde und in geduldigem, bessernden Tragen der Sünder sich darstellt. Die Kraft aber der Entsagung und Verleugnung, ohne welche dieses Ziel nicht zu erreichen wäre, gibt das Christenthum selbst durch eine neue Geistesfüllung, die dem alten Bunde fehlte.

Neuer Wandel um neue Menschen und **neue Menschen durch einen neuen Geist**: das ist demnach die Grundforderung, mit welcher sich das Christenthum in eine alte Welt bei Einzelnen und Völkern hineinstellt.

Und es thut dieser Forderung keinen Abbruch, daß das Alte für Einzelne und Völker stets etwas Angenehmeres hat, als das Neue; und daß es einer gewaltigen Aufraffung aller sittlichen und geistigen Kräfte bedarf, um an das Neue sich zu gewöhnen. Christus und die von ihm errichtete Gemeine zeigen wohl ihre Milde, wenn sie diese Erfahrung anerkennen; aber unerschüttert bleibt es dennoch, daß das angenehme Alte verdirbt (V. 36) und verderbt (V. 37), das mühevoll errungene Neue lebt und belebt.

d. Die innere Herrlichkeit.

1. Der verborgene Schatz.

Matth. 13, 44.

Abermal ist gleich das Himmelreich einem in dem Acker verborgenen Schatz, welchen ein Mensch fand und verbarg; und geht hin vor Freude über denselben und verkauft Alles, was er hat, und kauft jenen Acker.

Nach Matth. 13, 36. ist dieses Gleichniß, ebenso wie das von der Perle und das vom Netz, nur dem engern Kreise der Jünger mitgetheilt. Dies entspricht genau dem Charakter der genannten Gleichnisse. Das Gleichniß vom Netz, das uns erst später beschäftigen wird, richtet den Blick in die Zukunft des Himmelreichs. Die Zukunft aber kann stets nur der verstehen, der die Gegenwart begreift; und gerade dieses Vermögen hatte Jesus 13, 11. dem Volke ab- und den Jüngern zugesprochen. Die beiden andern Gleichnisse vom Schatz und der Perle, schildern die innere, verborgene Herrlichkeit des Himmelreichs, welche sich nur jenen Einzelnen erschließt, die um den Besitz des Reichs jeden andern irdischen Besitz darangeben und durch die enge Pforte völliger Selbstverleugnung in den innern Bau des Reichs eintreten. Solche Einzelne waren aber damals nur die Jünger. Uebrigens entspricht es dem damaligen Glaubensstand der Jünger ebensowohl wie dem Stand der Entwicklung des Reiches selbst, daß die beiden Gleichnisse nur andeutend gehalten sind und mehr noch, neben der göttlichen Gnade, die menschliche Thätigkeit zur Gewinnung des Schatzes und der Perle hervortreten lassen, als daß sie den Schatz selbst und die Perle ausführlich nach ihrem eigentlichen Wesen schilderten. Das Wesen der innern Herrlichkeit des Himmelreichs konnte erst nach Vollendung des Werkes Jesu für den vollendeten Glauben offenbar werden.

Sehen wir uns nach diesen Vorbemerkungen das erste der beiden Gleichnisse näher an! Es stellt das Himmelreich als den unbedingt höchsten Schatz dar. Der Schatz selbst ist so verborgen, daß er dem Menschen nur durch einen Fund zu Theil werden kann.

Es fragt sich zunächst: wie ist ein Schatz ein verborgener geworden? Nun, verborgen wird ein Schatz dadurch, daß ihn Jemand verbirgt; und das Himmelreich konnte naturgemäß nur der verbergen, der es zu eigen besaß, d. i. Gott selbst. Gott also hat das Himmelreich verborgen in dem Acker (es ist der bestimmte Artikel). Was haben wir unter diesem Acker zu verstehen? Für die damalige Zeit offenbar nichts Anderes, als das Gebiet des Alten Testaments, die Alttestamentliche Reichsanstalt, in welcher Gott die köstlichsten Himmelreichsverheißungen eingeschlossen und verborgen hatte (vgl. 1 Petr. 1, 10—12. 1 Kor. 2, 7. 10.).

Wie kommt ferner ein Mensch auf diesen Acker, der nicht sein Eigenthum ist? Ohne Zweifel nur dadurch, daß Gott ihn darauf beruft. Und wie kommt er dazu, den verborgenen Schatz zu finden? Doch wohl nur dadurch, daß er auf dem Acker gräbt. Wir haben also einen Menschen vor uns, den Gott zur Arbeit auf seinen Gesetzesacker berufen hat. Es ist zunächst nur gesetzliche Taglöhnerarbeit, die der Mensch verrichtet. Aber weil er dieser Arbeit mit stillem, gehorsamem Sinn nachgeht, und weil er gründlich, bis in die Tiefe arbeitet, wird sein Fleiß durch den glücklichen Fund

des im Acker verborgenen Schatzes belohnt. Es war Gottes Wille, daß der Mensch den Schatz fand; denn ohne jenen Willen wäre dies Finden unmöglich gewesen. Nur der göttlichen Gnade also verdankt der Mensch den herrlichen Fund; aber der Mensch würde den Fund nicht gemacht haben ohne eigenes, gläubiges und still gehorsames Arbeiten. (Die Herbeiziehung des Spruches: „Ich bin gefunden von denen, die mich nicht suchten," ist unpassend, da dort von Heiden, hier aber von Juden die Rede ist. Wenn aber der Spruch auch passend wäre, so würde er dennoch das Arbeiten von Seite der Menschen nicht ausschließen: man kann arbeiten, ohne etwas Besonderes zu suchen).

Auch die Pharisäer und Obersten des jüdischen Volks arbeiteten auf dem Gesetzesacker Tag für Tag und Jahr um Jahr; aber ihrer Keiner fand den Schatz (1 Kor. 2, 8.), weil sie nach eigenem Belieben arbeiteten, weil es ihnen an dem wortlosen, vertrauensvollen Gehorsam gegen das höhere Gebot fehlte. Nur Einzelne unter dem jüdischen Volk, wie Zacharias, Johannes, Elisabeth, Maria, die Jünger Jesu wurden in Folge ihrer treuen Gesetzesübung nach höherem Gebot auf den Punkt geleitet, wo sie in Jesu Christo den verkörperten Himmelreichsschatz vor sich fanden.

Aber wie nun? War der Schatz durch ihr Finden sofort auch ihr Eigenthum geworden, so daß sie ihn hätten an sich nehmen und ausgeben dürfen? Keineswegs. Die Jünger hatten vielmehr ihren Fund noch verborgen zu halten; und oft genug verbot ihnen Jesus ausdrücklich, vor Andern zu verkündigen, daß sie in ihm den Christ gefunden. Ihre Freude über den gemachten Fund hatte sich zunächst nicht in Worten, sondern in einer entscheidenden That zu offenbaren; und zum Eigenthum ward ihr Fund erst in dem Augenblick, wo die völlige Selbst- und Weltverleugnung bei ihnen eine That der überschwellenden Freude geworden! Die Selbstverleugnung ist nicht ein einzelner Akt. Das Gesetz leitet zu ihr hin. Aber sie hat unter dem Gesetz noch viel Herbes und und Bitteres. Erst Christus reicht die Kraft dar, sie wirklich auszuüben; erst in seiner Schule, und auch hier nur allmählich, kommt sie zur Vollendung; erst durch ihn, im Drang seiner Alles überschwellenden Liebe, verliert sie ihr Bitteres und wird eine That selbstüberströmender Freude. Die Jünger mußten in der Schule Jesu lernen, ihr Alles mit Freude zu verleugnen und zu verlassen. Wer die evangelische Geschichte kennt, wer insbesondere beachtet hat, wie die Jünger im Anfang, auch nachdem sie auf den erstmaligen Ruf Jesu Alles verlassen hatten, dennoch zeitenweise zu ihrem Gewerbe und Besitzthum zurückkehrten, ehe sie endlich völlig sich von Allem ablösten, wer dem innern Entwicklungsgang der Jünger aufmerksam nachgeht, wird verstehen, wie allmählig nur die Selbstverleugnung bei ihnen das

wurde, was sie nach Jesu Forderung sein sollte: eine That der Freude. Erst, nachdem sie dies geworden, wurde das Gesetz und mit dem Gesetz das in ihm Verborgene, der Jünger inneres, geistiges Eigenthum; und erst, nachdem dies geschehen, wurden sie Haushalter über die göttlichen Geheimnisse und hatten die Vollmacht, den göttlichen Schatz des Himmelreichs zu verwalten und zu verwerthen für die Welt. Nun erst durften sie mit Worten, welche Gott selbst sie lehrte, ausgeben, was sie durch Gottes Gnade und durch eigenes, stillgehorsames Arbeiten gefunden und eingenommen hatten (1 Kor. 2, 10. 13.).

So haben wir also in den Jüngern Jesu das erste Beispiel von Menschen, die das Himmelreich als einen verborgenen Schatz im Acker des Gesetzes, in der Alttestamentlichen Reichsanstalt, gefunden haben. Und es ist die schönste Bestätigung für die Richtigkeit unserer Erklärung, daß der Herr gerade in der Mitte des Gleichnisses aus der Zeit der Vergangenheit in die der Gegenwart übergeht, und offenbar mit gerader Beziehung auf die Jünger sagt: „und geht hin vor Freude und verkauft Alles, was er hat und kauft jenen Acker."

Diese Gegenwart aber bleibt auch für die Folgezeit Gegenwart; und ein Verfahren, das etwa den Schatz des Himmelreichs nur durch rasches Zufahren auf die Neutestamentlichen Verheißungen an sich ziehen möchte, ist als Schatzgräberei zu bezeichnen, die von Gott nicht mit Finden des ächten Schatzes belohnt, sondern als Versuch des geistigen Diebstahls verurtheilt wird. Der Acker ist jetzt nicht mehr blos das Alttestamentliche, er ist das ganze Wort Gottes; er ist nicht mehr die Alttestamentliche, sondern die Neutestamentliche Reichsanstalt Gottes, die äußere christliche Kirche. Nur durch gläubiges, stillgehorsames Vorarbeiten auf dem Boden des gesammten Wortes Gottes, nur durch treues Festhalten an der Kirche Christi, auch wo dieselbe einmal wie ein vernachlässigter Acker mit Unkraut überzogen sein sollte, kommen auch Christen aller Zeiten dazu, daß sie den verborgenen Schatz des Himmelreichs finden. Ist das äußere Wort Gottes und ist die äußere Kirche auch nicht selbst der Himmelreichsschatz, so bergen sie ihn doch in sich; und wer von ihnen sich trennt, so lange sie den Schatz noch in sich haben, der trennt sich damit vom Himmelreich selbst. Hat man aber den Schatz gefunden, so gilt es zunächst, den Fund in heiliger Stille verborgen zu halten, anstatt ihn sofort vor aller Welt auszustellen, und es gilt ferner, in der Jüngerschule Jesu die Selbst- und Weltverleugnung zu einer völlig freien That einer überströmenden Freude zu machen. So wird der Acker, das äußere Wort und die äußere Kirche, dem Menschen werth und lieb, sein inneres geistiges Eigenthum; und mit ihm geht der Schatz selbst, das Himmelreich in sein geistiges Besitzthum über. Der

zuvor völlig arm im Geist war, ist nun **reich an dem heiligen Geist,** den die Welt nicht sieht noch kennt; **reich an Gaben des Geistes, an Versöhnung, Heiligung und Beseligung, an Gerechtigkeit, Friede und Freude, an Wahrheit, Weisheit und Trost, an Lehre, Licht und Leben.** Das ist der Himmelreichsschatz, der für die große Masse stets ein verborgener bleibt, und nur jenen Einzelnen als Gnadenfund zu Theil wird, welche im Glaubensgehorsam und freudiger Selbstverleugnung als treue Arbeiter am Wort und an der Kirche Gottes erfunden werden. Wer ihn besitzt, hat einen Schatz über alle Schätze; wer mit ihm nach göttlicher Ordnung und Weisung schaltet und waltet, kann unaufhörlich daraus schöpfen zu eigener Lebensförderung und zur Bereicherung Anderer (1 Tim. 4, 16.).

2. Die Eine köstliche Perle.

Matth. 13, 45. 46.

Abermal ist gleich das Himmelreich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte. Und da er Eine köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte Alles, was er hatte und kaufte dieselbe.

Dieses zweite Gleichniß stellt dieselbe Wahrheit wie das vorausgehende nur unter einem andern Bilde und für eine andere Menschenklasse dar. Das Himmelreich ist auch hier so verborgen, daß es dem Menschen nur durch einen Fund zu Theil werden kann; und auch hier verkauft der erfreute Finder all das Seinige, um in den persönlichen Besitz des Gefundenen zu gelangen. Das Bild aber, unter dem das Himmelreich hier dargestellt wird, ist das einer unvergleichlich einzigen Perle; und der es in dieser Gestalt findet, ist ein Kaufmann.

Der Arbeiter folgt einer mehr äußeren Berufung, wenn er auf dem von Gott ihm angewiesenen Felde gräbt; und wenn er hier einen verborgenen Schatz findet, so geschieht dies wohl in Folge seiner gründlichen Arbeit, aber doch ohne daß er selbst nach etwas Besonderem gesucht hat. Was den Kaufmann kennzeichnet, das ist mehr die in Folge eines innern Berufs erwählte Thätigkeit, welche mit Bewußtsein auf Gewinnung des Edelsten und Besten, was die Welt in ihrem großen Handel und Wandel darbietet, gerichtet ist. Der Kaufmann bringt für seine neue Stellung im Himmelreich eine weitere und tiefere natürliche Vorbildung mit, als der Arbeiter; er bezeichnet also eine mit natürlichen Geistesgaben und Bildungserzeugnissen höher ausgerüstete Menschenklasse. Das Neue Testament selbst bietet uns ein vorzügliches Beispiel, an welchem wir diesen Unterschied in vollster Klarheit hervortreten lassen können. Wir haben gesehen, daß die Jünger Jesu die Ersten waren, welche den verborgenen Schatz des

Himmelreichs fanden. Sie folgten einer äußeren Berufung Jesu, als sie in die von ihm angewiesene Arbeit eintraten. Sie fanden den verborgenen Schatz durch Christi Gnade, ohne daß sie selbst zuvor mit Bewußtsein auf einen so besonderen Fund ausgegangen wären; sie fanden ihn in Folge ihrer gläubiggehorsamen Arbeit. Und nichts kann psychologisch gegründeter sein, als daß Männer, die zuvor „ungelehrte Leute und Laien" waren, den gefundenen Schatz eine Zeitlang verborgen halten mußten, ehe sie an innerer Erkenntniß so weit gefördert waren, daß sie ihn gefahrlos verwerthen und austheilen konnten. Anders war dies bei Paulus. Er hatte, bevor er Apostel wurde, eine gelehrte Schule bei dem berühmtesten Rabbi durchgemacht; alle seine spätern Schriften legen beredtes Zeugniß hievon ab. Er hatte eine bedeutende Summe religiöser Erkenntnisse angesammelt, als ihm auf dem Wege nach Damaskus jenes Geistesgesicht erschien, welches seine Berufung zum Apostel entschied. Durch Gottes Gnade hatte er nun überraschend plötzlich gefunden, was er bei allem ungewöhnlichen Zunehmen und Eifern im Judenthum lange vergeblich gesucht hatte. Es spricht der Kaufmann, der die Eine köstliche Perle gefunden hat, aus ihm, wenn er mit glühenden Worten schildert: „Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden geachtet; denn ich achte es Alles für Schaden gegen der überschwänglichen Erkenntniß Christi Jesu, meines Herrn, um welches willen ich Alles habe für Schaden gerechnet, und achte es für Dreck, auf daß ich Christum gewinne" (Phil. 3, 7. 8.). Und es entspricht seiner außergewöhnlichen Vorbildung, daß er nicht wie die andern Jünger seinen Fund erst geraume Zeit noch im Verborgenen halten mußte (dieser Punkt des ersten Gleichnisses fehlt bei'm zweiten!), daß er vielmehr, ohne sich mit Fleisch und Blut zu besprechen, sogleich zufuhr, Christum durch das Evangelium unter den Heiden zu verkündigen (vgl. die ganze merkwürdige Stelle Gal. 1, 14—16.).

So führt uns die Erwähnung des Apostels Paulus auf dasselbe Weltgebiet hin, auf welches wir uns schon oben durch die Bestimmung der kaufmännischen Berufsthätigkeit verwiesen sahen. Wir verlassen das begrenzte Arbeitsfeld des ersten Gleichnisses, um das weite Gebiet des Welthandels zu betreten. Was da ausgetauscht wird, ist geistige Waare. Und wer nur immer auf dem Gebiet des geistigen Gedankenaustausches, der die ganze Menschenwelt umspannt, nach edlen Gedankenperlen, nach Erzeugnissen sucht, die der menschliche Fleiß aus der Meerestiefe der Wissenschaft herausgearbeitet und zur Erkenntniß zugeschliffen hat, der sucht wahrlich nicht umsonst; alle Anstrengungen, denen er hier sich unterzieht, werden ihm durch einen Gewinn an Geistes- und Herzensveredelung belohnt; es finden sich unter dem, was Menschengeist erzeugt hat, in der Nähe und in der Ferne manche edle Perlen, die dem unablässigen Sucher und Forscher

zufallen. Aber schon im Allgemeinen gilt hier als Grundsatz, daß Größeres, Edleres und Werthvolleres nur eingetauscht wird mittels Darangabe von Geringerem und weniger Werthvollem; und die behagliche Ruhe des häuslichen Lebens muß der Kaufmann opfern, wenn er in Besitz der Kostbarkeiten kommen will, die den Reichthum und Werth seines Geschäfts ausmachen. Auf Vieles muß der geistige Forscher verzichten, und Vieles muß er geradezu aufopfern, wenn es ihm um den Besitz einer klaren, durchsichtigen Erkenntniß in den Fragen zu thun ist, welche die Natur- und Menschenwelt aufwerfen.

In unvergleichlich höherem Sinn und Grad ist dies aber der Fall, wenn es sich um die Eine, dem Weltblick verborgene, köstliche Perle handelt, um die **überschwängliche Erkenntniß Christi Jesu.** Sie ist edler, als alle Perlen menschlich irdischer Erkenntniß; und Alles, was man wünschen mag, ist ihr nicht zu vergleichen. Um sie handthieren ist besser, als um Silber, und ihr Einkommen ist besser, denn Gold (Spr. Sal. 3, 13—15.). Sie führt in die Tiefen der Gottheit ein, während die erhabenste menschlich irdische Erkenntniß dem Forscher nur Blicke in die Tiefen des Natur- und Menschengeistes verstattet. Sie ist einzig, weil sie die tausendfach zersplitterten Erkenntnisse der Welt alle in das große, allauflösende und erklärende Eins in Gott zurückführt; sie ist ausschließend gegen alle andern Erkenntnisse, weil sie Alle in sich schließt. Tausende suchen in der Welt nach Geistesperlen; nur Einzelne sind es, welche die unvergleichlich einzige Perle finden, und noch Wenigere sind's, in deren wirklichen Besitz die Perle übergeht. Denn es gehört ein scharfer Geistesblick und ein ausschließlich auf das Echte und Wahre gerichtetes Herz dazu, um in der jeweiligen Zeiterscheinung des Christenthums die Eine köstliche Himmelreichsperle zu erkennen, da sie zumeist in den Muscheln einer veräußerlichten Kirchlichkeit verborgen liegt; und um die Perle wirklich zum Eigenthum zu erhalten, dazu ist ein Sinn erforderlich, der Alles, was das eigne frühere Suchen an Geistesschätzen eingetragen hat, alles Edle und Gute, was menschliche Wissenschaft, Kunst und Dichtung geleistet hat und darbietet, mit Freuden und ohne Zögern aufgibt und opfert um der verborgenen Einen Perle willen. An diesen beiden Forderungen aber sind schon die menschlich edelsten Geister gescheitert. Weil sie nicht durch die Zeiterscheinung des Christenthums, die nur ein veräußerlichtes, verknöchertes und verkalktes Muschelwerk darstellte, bis in das innere, unvergleichlich köstliche Wesen desselben vorzudringen vermochten, und vor Allem, weil sie nicht die Kraft und den Muth besaßen, ihre edelsten Geistesschätze dem Reich Gottes zu opfern und dienstbar zu machen, darum sind unsere Göthe, Schiller, Alexander v. Humboldt keine wahren Christen geworden, und haben trotz allem hohen Streben, Suchen und Forschen

das Köstlichste, was von Gott in die Welt eingesenkt ist, die überschwängliche Erkenntniß Christi Jesu nicht gefunden.

Das Himmelreich ist und will eben etwas Ausschießliches sein; es läßt sich mit demselben und um dasselbe nicht markten und feilschen; wer es in seinen Besitz bekommen, seiner innern, verborgenen Herrlichkeit theilhaftig werden will, muß ihm geradezu alles Eigne opfern und zu Dienst stellen; es gilt da nur Einen festen Preis um Eine unvergleichlich köstliche Perle: Alles für das Eine.

Erbauungslehren und Ausführungsergebniß.

„Erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus selbst der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau ineinandergefüget wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, auf welchem auch ihr mit erbauet werdet zu einer Behausung Gottes im Geist.“ Eph. 2, 20—22.

„Ihr aber, meine Lieben, erbauet euch auf euren allerheiligsten Glauben.“ Jud. 20.

Als Ergebniß von II, A fanden wir: das Himmelreich ist in äußerlich unscheinbarer Gestalt durch Christum vermittels des Worts in der Welt gegründet. Das ist die objektive Grundlage des Himmelreichbaues. Auf sie folgt in II, B die mehr subjektive Ausführung von Menschen und unter Menschen. Die einzelnen Unterabtheilungen ergeben folgende Lehren:

a) Die Grundbedingung für den subjektiven Aufbau des Himmelreichs ist die fundamentale Vereinigung mit Christo vermittels des Worts.

b) Aus dem verborgenen Einzelanfang heraus wächst das Himmelreich zu einem Bau empor, der die Bestimmung hat, die ganze Welt zu umfassen, alle Völker auch ohne deren Wissen vermittels der Kraft des Worts mit einem Reichthum äußerer Segnungen überschattend und mit inneren Gährungstrieben in eine erhöhte Geistesbewegung versetzend. Diese Bestimmung aber erfüllt sich geschichtlich nur in Folge eines Gerichts über das jüdische Volk.

c) In den Reichsbau selbst eintreten können Einzelne wie Völker nur durch die enge Pforte der Selbst- und Weltverleugnung. Alle Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten müssen demzufolge sich zunächst einer Vorarbeit auf dem Boden des Gesetzes unterziehen. Das Gesetz leitet zu Sinnesänderung, Glaube und Gerechtigkeit an, doch überall nur einen Anfang bewirkend, der über sich selbst hinausweist in die Gnade. Im Vertrauen auf diese lernt der Mensch allem Eigenen entsagen

und erhält die Gerechtigkeit von Gott zunächst als Gnadengewand. Das Wachsthum in der Gnade aber erzeugt die Kraft, die Weltverleugnung allmählig völlig durchzuführen, und in Erkenntniß der eigenen völligen Armuth und Ohnmacht ein durchaus neuer Mensch nach Innen und Außen zu werden.

d) So erschließen sich dem Menschen die inneren Schätze und Herrlichkeiten des Himmelreichs: er wird reich an dem heiligen Geist mit seinen Gaben, insbesondere an einer Erkenntniß Christi Jesu, die Alles, was die Welt bietet, unvergleichlich übertrifft.

War demnach früher Christus der Gründungsherr, so ist er nun selbst der Felsengrund des Baues. War die Welt der Gründungsort, so ist ihre völlige Umfassung das Ziel des Baues. War das Wort alleiniges Gründungsmittel, so ist es nun das einzige Mittel der Erbauung, der Ausführung des Baues. Und sahen wir früher die unscheinbare Außengestalt des Himmelreichs, so erschließt sich uns nun die innere Herrlichkeit desselben.

Auf dem Einen Felsengrund also ersteht ein Bau, der die ganze Welt umfaßt, und in seinem Innern Herrlichkeiten enthält, gegen welche alle Herrlichkeiten der Welt nichts sind. Um in den Bau einzutreten und an seinen Herrlichkeiten Theil zu erhalten, muß man auf alles Weltliche und Eigene in völliger Verleugnung verzichten und durch Gottes Geist im Glauben ein neuer Mensch werden.

Es ist eine wunderbare Verschlingung von göttlicher und menschlicher Arbeit, welche die Ausführung des Himmelreichbaues auf Erden kennzeichnet. Es offenbart sich auf Seite Gottes eine **Gnade**, die von dem Punkt beginnt, wo sie den Menschen einen größern als den gebührenden irdischen Lohn zutheilt; und die bis zu dem Punkte sich steigert, wo sie in dem Menschen ein völlig neues Leben schafft, das sie mit den höchsten Geistesgenüssen und Schätzen ausstattet, — eine Gnade also, die von der einfachen Güte bis zur geistigen Neuschöpfung steigt. Ihr entspricht auf Seite der Menschen ein **Glaube**, der zuerst als einfaches Vertrauen auftritt, das dem Herrn etliche Stunden weiht, ohne um Verdienst mit ihm zu rechten; und der zuletzt den Punkt erklimmt, wo der Mensch sich völlig und ohne Rückhalt mit seinem Innern und Aeußern Gott hingibt, um ausschließlich von Gott zu leben, — ein Glaube also von den Anfängen eines einfachen Vertrauens bis zur Vollhingabe in neuer Geburt und neuem Leben. Es geht auf Seite Gottes dem Gnadenerweis eine Berufung voraus, die, bei'm Einzelnen und Aeußern beginnend, sich über die ganze Welt ausdehnt und das Innerste erfaßt. Ihr entspricht auf Seite der Menschen eine Buße, die bei Aenderung einzelner Ansichten und

Abstellung einzelner sündiger Lebenswerke beginnend bis zur Aenderung des ganzen Sinnes und Umgestaltung des ganzen äußern Lebens fortschreitet. Und es folgt auf Seite Gottes der Berufung eine Rechtfertigung, die zuerst auch äußeren Werken eine gewisse Gerechtigkeit zuerkennt, dann dem Menschen die Gerechtigkeit als ein Gnadengewand umlegt, und zuletzt sie in den Menschen als wesentlich innern Schatz und Besitz einlegt. Ihr entsprechend aber sehen wir auf Seite der Menschen eine Selbstverleugnung von dem Punkt an, wo sie wie eine schwere, saure Arbeit auf dem Menschen lastet, bis zu dem Punkt, wo sie im innern Drang der Liebe zu Christo völlig und mit Freuden geübt wird.

So können wir das Ergebniß des ganzen Abschnitts kurz also zusammenfassen: Er schildert uns den durch Gottes rechtfertigende Gnadenberufung gewirkten **Glauben nach seiner Entwicklung in der Völkergeschichte und im einzelnen Personleben.**

C. Die irdische Haushaltung.

a. Der Hausherr und die Hausgenossen.

1. Das verlorene Schaf.
2. Der verlorene Groschen.
3. Der verlorene Sohn.

Matth. 18, 11–14.

Denn des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, das verloren ist. Was dünket euch? Wenn irgend ein Mensch hundert Schafe hätte und Eins unter denselben sich verirrte, läßt er nicht die neunundneunzig auf den Bergen, gehet hin und suchet das Verirrte? Und so sich's begibt, daß er es findet, wahrlich, ich sage euch, er freuet sich darüber mehr, denn über die neunundneunzig, die nicht verirrt sind. Also auch ist es vor eurem Vater im Himmel nicht der Wille, daß Eins von diesen Kleinen verloren gehe.

Luk. 15, 1–7.

Es naheten aber zu ihm alle Zöllner und Sünder, daß sie ihn 1
höreten. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten und spra- 2
chen: Dieser nimmt Sünder an und ißt mit ihnen. Er sagte aber zu 3
ihnen dies Gleichniß und sprach: Welcher Mensch unter euch, der hun- 4

dert Schafe hat und deren Eins verloren hat, läßt nicht die neun
und neunzig in der Wüste und geht hin nach dem verlorenen, bis daß
er es finde? Und wenn er es gefunden, so legt er es auf seine (eignen) 5
Achseln mit Freuden. Und wenn er heim gekommen, ruft er seine 6
Freunde und Nachbarn und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir;
denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war! Ich sage euch: 7
Also wird Freude sein im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut,
mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Luk. 15, 8—32.

Oder welches Weib, die zehn Groschen hat, zündet nicht, so sie 8
deren Einen verliert, ein Licht an und kehret das Haus und sucht mit
Fleiß, bis daß sie ihn finde? Und wenn sie ihn gefunden hat, ruft sie 9
ihre Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: Freuet euch mit mir;
denn ich habe meinen Groschen gefunden, den ich verloren hatte. Also, 10
sage ich euch, wird Freude vor den Engeln Gottes über Einen Sün-
der, der Buße thut.

Und er sprach: Ein Mensch hatte zwei Söhne. Und der jüngste 11
unter ihnen sprach zum Vater: Gib mir, Vater, das Theil der Güter, 12
das mir gehört. Und er theilte ihnen das Gut. Und nicht lange 13
darnach sammelte der jüngste Sohn Alles zusammen, und zog ferne
über Land, und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen. Da er 14
nun Alles (L. das Seine) verzehret hatte, ward eine große Theuerung
durch dasselbe (ganze L.) Land, und er fing an zu darben. Und er 15
ging hin und hängte sich an einen Bürger desselben Landes; der
schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten. Und er begehrte seinen 16
Bauch zu füllen mit den Träbern, die die Säue aßen; und Niemand
gab sie ihm. Da schlug er in sich und sprach: Wie viele Tagelöhner 17
hat mein Vater, die Brod die Fülle haben und ich verderbe im Hun-
ger! Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu 18
ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir; ich 19
bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße; mache mich
als einen deiner Tagelöhner! Und er machte sich auf und kam zu
seinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn sein 20
Vater und jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küßte 21
ihn. Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt in
(gegen) den Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr werth, daß
ich dein Sohn heiße . . . Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: 22
Bringet das beste Kleid hervor und thut ihn an, und gebet ihm einen
Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße! Und bringet 23
das gemästete Kalb her und schlachtet es; laßt uns essen und fröhlich
sein! Denn dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig ge- 24
worden; er war verloren und ist gefunden worden. Und fingen an
fröhlich zu sein.

Aber sein ältester Sohn war auf dem Felde; und als er nahe zum 25
Hause kam, hörte er Musik und Reigen. Und rief zu sich der Knechte 26

einen und fragte, was das wäre? Der aber sagte ihm: Dein Bruder 27
ist gekommen, und dein Vater hat das gemästete Kalb geschlachtet,
weil er ihn gesund wieder hat. Da ward er zornig und wollte nicht 28
hineingehen. Da ging sein Vater heraus und bat ihn. Er antwortete 29
aber und sprach zum Vater: Siehe, so viele Jahre diene ich dir und
habe dein Gebot noch nie übertreten; und du hast mir nie einen Bock
gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. Nun aber dieser 30
dein Sohn gekommen ist, der sein Gut mit Huren verschlungen hat,
hast du ihm das gemästete Kalb geschlachtet. Er aber sprach zu ihm: 31
Kind, du bist allezeit bei mir; und Alles, was mein ist, das ist dein.
Du solltest aber fröhlich und gutes Muths sein; denn dieser dein Bru- 32
der war todt und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und
ist wieder gefunden.

Drei Wunderblumen voll göttlichen Duftes aus Einer Wurzel! Keine Sprache der Welt hat in den kunstreichen Gärten ihrer Weisheit Aehnliches erzeugt. So hat kein Weiser der Welt des Menschen Herz durchschaut, in Gottes Herz hat Keiner so gelesen, wie Jesus, dieser Weiseste der Weisen, dieser Meister aller Meister.

Der Evangelist hat es vorzüglich verstanden, mit wenigen Worten (V. 1. 2) die Stimmung in uns zu erwecken, aus welcher die drei wunderbar schönen Gleichnisse entstanden sind. Er wirft nur einige leichte Striche hin; aber wie ein lebendes Bild stehen die Gestalten der Erzählung vor unserem Blick.

Jesus, der einzig Reine, mitten unter einer Menge von Verirrten, Verachteten, Verlorenen; und in einiger Entfernung, sorgfältig geschieden von diesen offenbaren Sündern, die Männer, die vom Volk als Reine verehrt wurden, den tiefen, grollenden Blick auf Jesum geheftet — welch ein Bild!

Die Pharisäer forderten mit murrender Stimme von Jesu, daß auch er, wie sie, von den Sündern sich scheide, daß er Die aus dem Mittel weise, die den Reinen von den Reinen schieden. Sie, die Reinen, und Er, der Reine — das schien die einzige naturgemäße Verbindung. Unreine auch nur in die Nähe treten zu lassen, das schien schon einen Schatten auf das reine Spiegelbild der eigenen Seele zu werfen, schien in Wahrheit schon ein Bruch der heiligsten Gottesordnung. Und wer möchte leugnen, daß der Gifthauch des Lasters allzuleicht die Seele dessen verdüstert, der mit Lasterhaften Umgang pflegt? Welche Menschentugend, noch so schwanenweiß, darf in des Lasters Höhle sich niederlassen, ohne daß das eigene Gewand befleckt und unrein würde? Sicherlich gibt's keinen bessern Rath der Menschenweisheit, als den: Halte dich zu Reinen, daß du selbst stets reiner werdest; meide die Unreinen, daß sie dich nicht beflecken! Allein: wachsen nicht unter Dornen auch duftige Blumen? birgt nicht die schwarze Kohlenschichte den sonnenglänzenden Diamant? und umhüllt

nicht die rauchende Asche den göttlichen Funken? Nun, diese Blume zu pflücken, diesen Diamant auszugraben, diesen Funken hell zu entfachen, dazu war Jesus gekommen. Aber um dies unbeschadet der eigenen Reinheit thun zu können, dazu gehörte freilich von Seite Jesu Etwas, was die Pharisäer nicht besaßen: die Liebe! und wurde von Seite der Zöllner und Sünder Etwas gefordert und dargebracht, was die Pharisäer nicht glaubten darbringen zu müssen: eine völlige Sinnesänderung.

Das Gemeinsame der drei Gleichnisse leuchtet sofort nach einem kurzen Ueberblick ein. Dreimal wird von etwas Verlorenem gesprochen, das wiedergefunden wird; und dreimal wird die Freude geschildert, welche durch das Wiedergefundene erregt wird. Der ganze Zusammenhang ergibt, daß unter dem Verlorenen, das wiedergefunden wird, jedesmal der sündige Mensch zu verstehen ist, der aus seiner Verlorenheit errettet wird und über dessen Errettung Freude herrscht im himmlischen Reich. Daß endlich als der Findende Gott selbst jedesmal gedacht werden soll, bedarf kaum einer Bemerkung. Aber die Frage ist: wie wird das Verlorene wiedergefunden; was geschieht dazu von Seite Gottes, und was von Seite der Menschen? Wir werden, um diese Frage zu beantworten, unsern Blick auf die Verschiedenheiten der drei Gleichnisse zu richten haben: aus ihrer Zusammenstellung wird sich uns das höhere Gemeinsame ergeben.

Eine erste Verschiedenheit wird uns klar werden, wenn wir uns zuvörderst die Frage zu beantworten suchen: Wodurch ist das Verlorene ein Verlorenes geworden?

Wenn ein Schaf verloren geht, so liegt die Schuld daran, daß es selbst im Rücken des Hirten sich von der Heerde abtrennt und, angelockt von scheinbar besserem und reicherem Futter, sich vom Wege entfernt, bis es schließlich den Rückweg zu der Heerde nicht mehr zu finden vermag. Es sind uns also hier die kennzeichnenden Merkmale der Verirrung gegeben, und zwar einer Verirrung, die ihren Grund einerseits im mangelhaften Denkvermögen und andererseits in überwiegendem Sinnentrieb hat. Es liegt eine gewisse Schuld auf Seite des Verirrten vor; aber die Schuld ist durch die natürliche Beschaffenheit desselben gemildert.

Wenn ein Groschen verloren wird, kann dies nur durch Unachtsamkeit oder Nachlässigkeit des Verlierenden geschehen. Der Groschen selbst ist alles Denk- und Willensvermögens bar; ihm kann demzufolge keine Verschuldung beigemessen werden. Wir haben es also hier mit einem Wesen zu thun, das durch die Schuld Anderer, ohne eigene Verschuldung, unter den Auswurf und Kehricht geräth.

Geht der Sohn eines ebenso gütigen als reichen Vaters verloren, ein Mensch, dessen Denk- und Willensvermögen sich in Folge seines gesetzlichen Alters (V. 12) um so mehr frei und unbehindert bethätigen

kann, als von keiner Seite ein Druck auf ihn ausgeübt wird, so kann als Grund für sein Verlorengehen nur und ausschließlich die eigene Schuld angegeben werden.

Wir haben demnach in den drei Gleichnissen drei verschiedene Gründe für das Verlorengehen dreier Wesen: das Eine geht verloren durch unbewußte Verirrung, das Andere durch fremde Vernachläßigung, das Dritte durch eigene, bewußte Verschuldung. Bedeutet nun das Verlorene jedesmal einen sündigen Menschen, so sind uns hier in wenigen, aber vortrefflich kennzeichnenden Strichen die drei Klassen von Sündern gezeichnet, die in der That die einzig denkbaren sind, und die der wirklichen Erfahrung durchaus entsprechen.

Dieser ersten Verschiedenheit entspricht eine zweite, welche die Schwere und Bitterkeit des Verlustes betrifft. Wenn von hundert Schafen eins verloren geht, so ist das für einen treuen Hirten, zumal, wenn er sich die Angst und Gefahr des armen, verirrten, wehrlosen Wesens vergegenwärtigt, ohne Zweifel ein ebenso schwerer als bitterer Verlust. Aber schwerer und bitterer wird offenbar ein Verlust, wenn von zehn Geldstücken, die das ganze Vermögen ausmachen, eins verloren geht; schwerer und bitterer nicht nur weil der Verlust von Einem unter Zehn an sich größer ist, als von Einem unter Hundert, sondern vorzüglich durch das Gefühl, daß der Verlust nur durch fremde Verschuldung herbeigeführt werden konnte. Dies wird sofort einleuchtend, wenn man statt des verlorenen Geldstücks den verlorenen Menschen setzt. Was ist für jeden Fühlenden bitterer: wenn er auf Irrwegen einen Menschen wandeln sieht, der wohl selbst aus mangelnder Erkenntniß sich in sittliche Verirrungen gebracht, aber doch in seiner Seelenangst den schwachen Faden festgehalten hat, der ihn mit den Edelfühlenden verbindet? oder: wenn er unter dem Auswurf und Schmutz des Lasters einen Menschen erblickt, der ohne eigene Verschuldung, lediglich durch fremde Schuld so tief gesunken ist, daß er seine wüste Lage nicht einmal zu fühlen vermag? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. — Wenn aber ein Vater von zwei Söhnen Einen, die Hälfte seines besten, edelsten Guts verliert, wenn er ihn verliert, trotz aller Weisheit, mit der er seine Erziehung geleitet, trotz aller Güte, die er ihm hat angedeihen lassen, das ist unzweifelhaft der schwerste, bitterste Verlust.

Mit der Aufzeigung dieser beiden Verschiedenheiten haben wir uns die Bahn zur Lösung unsrer Hauptfrage geebnet. Die gesuchte Antwort ergibt sich uns aus der Betrachtung einer dritten Verschiedenheit, die unvergleichlich fein in die Erzählungen hineingewoben ist.

Der Hirte läßt die neunundneunzig Schafe in der Wüste zurück, so übermannt ihn das Mitleid mit dem Einen Verirrten. Er sucht unabläßig, bis er's findet; und hat er's gefunden, so legt er es mit

Freuden auf die eigenen Achseln. Ist nun hier unter dem Bilde des verirrten und wiedergefundenen Schafs, wie wir oben andeuteten, der in sittliche Verirrungen gerathene Mensch zu verstehen, der aus seiner Verlorenheit errettet wird, so muß es auffallend erscheinen, daß im Gleichniß das Moment der Buße, ohne das wir uns keine Errettung aus der Sünde denken können, scheinbar völlig übergangen ist. Und es tritt uns die Frage nahe: ist es möglich, daß ein Sünder von Gott ohne vorausgegangene Buße aufgenommen wird? Die Antwort liegt darin, daß dieser Klasse von Sündern gegenüber der Sünderheiland gar nicht anders verfahren kann, als der Hirte mit seinem verirrten Schafe. Warum nimmt dieser das Schaf auf seine Achseln? Offenbar darum, weil das arme Geschöpf auf seinen Irrwegen durch die Angst so abgemattet ist, daß die eigenen Kräfte es verlassen haben. Nun, wenn ein sonst edler, aber geistig minderbegabter Mensch in sittliche Verirrungen gerathen ist, so ist die innere Seelenangst seine Buße, die schließliche Ermattung aller eigenen Kräfte der Zeitpnnkt, wo der Heiland mit Freuden ihm seine tragende Liebe zuwendet. Es ist dies der Zeitpunkt, wo der Mensch sich geistlich arm und entblößt fühlt, und hievon hat Jesus schon beim Beginn seiner Wirksamkeit gesagt: Selig sind die geistlich Armen; denn das Himmelreich ist ihr. Daß aber dies Moment im Gleichniß nicht schärfer hervorgehoben wird, das findet seine Erklärung darin, daß eben das Hauptaugenmerk in diesem, wie in den beiden folgenden Gleichnissen nicht auf die Thätigkeit des Menschen, sondern auf diejenige Gottes gerichtet werden soll. Was in durchsichtiger Klarheit und in ergreifender Schönheit aus dem Gleichniß vom verlorenen Schafe hervortritt, das ist die dem Verirrten gegenüber sich offenbarende, suchende und **tragende** Liebe Gottes in Christo.

Das Weib zündet ein Licht an, kehrt das Haus und sucht mit Fleiß, bis sie ihren verlorenen Groschen wieder finde. In der suchenden Liebe also ist sie dem Hirten gleich. Aber warum wählt Jesus gerade bei dieser Art von Verlornen ein Weib als Sucherin? Und wie steht's hier mit der Buße des Wiedergefundenen?

Es gibt Geschäfte im Hause, zu deren Verrichtung des Mannes natürliche Liebe nicht ausreicht. Wenn ein Mann sie verrichtet, zwingt ihn sicherlich nur die Noth dazu; und nur mit innerem Widerstreben geht er an die Ausführung. Nur das Weib hat von Natur die Kraft erhalten, auch diese Arbeiten aus innerem Antrieb der Liebe zu erfüllen. Es ist, mit Einem Wort, die reinigende Liebe, in der das Weib dem Manne überlegen ist. Und gerade diese Liebe erforderte das zweite Gleichniß. Denken wir uns einen Menschen, der durch Schuld seiner Eltern oder derer, denen er zur Pflege anvertraut war, ein Abscheu aller Besseren, ein Auswürfling des Lasters geworden ist! Mit allen Andern, wird sein Vater ihn verstoßen. Nur die Mutter,

oder das Weib wird auch diesen allgemein Verstoßenen noch mit dem Trieb der natürlichen Liebe aufsuchen, um ihn mit sanftem Wort von seinen Freveln zu reinigen. Denn des Mannes Liebe ist von Natur nicht so stark, als die des Weibes; gleiche Kraft mit dieser erlangt jene nur durch die Veredelung eines innerlich gewordenen Christenthums. Und der Verstoßene selbst, wodurch allein wird er zu retten sein? Nicht durch Bußpredigten, nicht durch scharfe, verurtheilende Worte, sondern einzig durch das Werk der Liebe, das ihn aus dem Bodenschmutz aufnimmt, zunächst wie er ist; das ihn dann an und vor sich selbst zu reinigen sucht; und das dem vom Schmutz des Lasters verdeckten Herrscher- und Gottesbild in seinem Herzen wieder den früheren Glanz zu geben sich bestrebt. In dieser **reinigenden** Liebe nun, die von Natur nur dem Weibe zukommt, stellt Jesus sich, oder wenn man lieber will, Gott dem Weibe gleich. Er gleicht ihr darin nicht, daß er, wie sie vielleicht, Schuld oder Mitschuld an dem Verluste trägt; aber darin gleicht er ihr, daß er in derselben reinigenden Liebe die Bedauernswürdigsten der Menschen, diejenigen, welche durch fremde Schuld Verworfene geworden sind, in der Höhle des Lasters aufsucht, um sie in's reine und reinigende Licht der göttlichen Gnade zu stellen.

Der Vater endlich läßt den selbständig gewordenen Sohn in seinem falschen Freiheitsdrang ziehen. Was hilft's, ihn äußerlich zurückzuhalten, wenn er innerlich getrennt ist? Mag die zugestandene äußere Trennung wieder zur gesuchten inneren Vereinigung führen! Und wirklich steigt der Sohn in der Fremde nicht nur die ganze Stufenleiter des sittlichen Verderbens bis zur körperlichen Entbehrung und Entehrung hinab, er steigt auch wieder die ganze Stufenleiter des aufkeimenden Reuegefühls bis zur Reife des sittlichen Entschlusses der Umkehr hinauf. Die äußere, selbstverschuldete Noth bringt ihn zur Erkenntniß des sittlichen, über ihn verhängten Elends; und aus den Stacheln des entehrendsten Knechtsdienstes wächst die Blüthe einer ehrenreichen Kindesliebe hervor. Er hat in der Ferne als edelstes Gut schätzen lernen, was ihm in der Heimat minder werth schien, als ein zum Hurenlohn bestimmter Erdenbesitz. In eigenem Entschluß verließ er die Heimat; zur Heimat kehrt er in eigenem Trieb zurück.

Der Vater indessen ist, hierin dem Hirten und dem Weibe gleich, dem Sohn mit suchender Liebe gefolgt. Die lieblose Aeußerung des älteren Bruders: „der sein Gut mit Huren verschlungen hat," gibt hinreichenden Beweis, daß der Vater dem verlorenen Sohn auf Schritt und Tritt gefolgt ist und daß er, zugleich mit dem älteren Sohn, über das Leben des jüngeren sich genügende Kunde erworben hat. Aber was nun den Vater vermöge seiner Beziehung zu einem Wesen, das aus eigener Schuld in's Elend gerathen ist, und nun auf dem Rückweg in scheuer Entfernung vom Vaterhause beschämt den eilenden Schritt anhält, von dem Hirten und dem Weibe unterscheidet, das ist

die **entgegenkommende** Liebe, mit der er auf den zurückkehrenden Sohn zueilt, ihn sein Sündenbekenntniß nur zur Hälfte aussprechen läßt und ihn wieder in seine früheren Sohnesehren einsetzt. Es ist die höchste Steigerung und Darstellung der Gottesliebe, die den Sünder auch dann wieder zu vollen Kindesehren annimmt, wenn er in selbstbewußter Verachtung der göttlichen Güte sich selbst mit tiefster Verachtung beladen hat.

So richtet auch dies dritte Gleichniß, ebenso wie die beiden vorangehenden, den Hauptgesichtspunkt auf die in Christo und durch Christum geoffenbarte **Liebe Gottes**, die dem verlorenen Menschen suchend nachgeht, um ihn tragend, reinigend und entgegenkommend wieder in seine frühere Stellung im Hause Gottes einzuführen. Mit seiner Liebe in Christo geht Gott den Menschen nach und entgegen, um sie in sein Reich einzuführen; und daraufhin treten die Menschen, in bußfertiger Abwendung von ihrer Sünde sich Gott zuwendend, in das Reich Gottes ein und werden Gottes Hausgenossen.

Wir haben hier, um die wunderbare Abrundung der drei Gleichnisse zu bezeichnen, noch einen Punkt zu berühren, den wir der Vollständigkeit wegen andeuten wollen, aber nicht zu erklären vermögen. V. 7 heißt es: „es wird Freude sein im Himmel;“ V. 10: „es wird Freude vor den Engeln Gottes“ und V. 23 spricht der göttliche Vater selbst: „Lasset uns essen und fröhlich sein!“ Bei'm ersten Gleichniß also tritt uns die reine Zukunft entgegen („es wird sein“) nur mit der Angabe des Ortes, wo Freude sein wird, aber ohne bestimmte Angabe der Wesen, welche sich freuen werden; bei'm zweiten geht die Zukunft in die Gegenwart über („es wird“) und zugleich werden bestimmte fühlende Wesen angegeben, vor denen Freude herrscht; bei'm dritten endlich stehen wir vor der reinen Gegenwart, die uns Gott selbst als den sich Freuenden erkennen läßt. Unser Ahnungsvermögen erblickt hier eine Steigerung, die unserer Erkenntniß vorerst noch verhüllt bleibt.

Vergegenwärtigen wir uns nun zum Schluß den Eindruck, den diese drei Gleichnisse machen mußten, so sind wir genöthigt zu sagen, daß eine beredtere Schutzrede überhaupt nie gehalten worden ist. Und insbesondere für verlorene und sittlich verkommene Menschen hatte noch Niemand so glühend und liebevoll gesprochen, wie Jesus hier für Zöllner und Sünder. Seine Ansicht über die ganze Frage der Stellung von offenbaren Sündern zur übrigen menschlichen Gesellschaft war — dies mußte dem Blödesten ersichtlich werden — eine völlig andere als die der Pharisäer, ja wir dürfen sagen, als die unter den Menschen überhaupt giltige. Aber wie er seine abweichende Ansicht begründete, mußte man ihm in der That beistimmen. Denn wenn die Liebe zum Verlorenen der treibende Zug in Gottes Wesen, und

wenn die Sinnesänderung der Menschen von so unermeßlichem Werth ist, daß die Himmel mit all ihren Bewohnern darüber in freudige Bewegung kommen, und wenn endlich nicht geleugnet werden kann, daß der himmlische Werth eines Menschen unbedingt höher steht, als der irdische, so muß ohne Zweifel vor den Augen des himmlischen Herrn mit seinen Reichsgenossen ein Mensch, der seinen Sinn ändert und auf das Himmlische richtet, angenehmer sein, als Einer, der zwar einer Buße für grobe, augenfällige Sünden wirklich nicht bedarf, aber daraufhin einer Sinnesänderung überhaupt nicht zu bedürfen glaubt. Vertreter jener ersten Sinnesrichtung waren im vorliegenden Fall die „Zöllner und Sünder," die eben jetzt wieder ihren himmlischen Herzenszug durch ihr Kommen zu Jesu offenbart hatten; Anhänger der letzteren Richtung waren die Pharisäer und Schriftgelehrten. Ihnen hielt Jesus im Schluß des dritten Gleichnisses unter dem Bilde des älteren Sohnes ihren auf's Irdische gerichteten, lieblosen Rechtssinn tadelnd vor; und der eigenthümlich unvollendete Schluß selbst klang wie eine leise, von inniger Vaterliebe durchwehte Frage an sie, ob nicht auch sie ihren Sinn ändern und in das Haus Gottes eintreten wollten, um Genossen seiner Freude zu werden?

4. Der Gläubiger und die beiden Schuldner.

Luk. 7, 36—40. Einleitung.

Es bat ihn aber der Pharisäer einer, daß er mit ihm äße. Und er ging hinein in des Pharisäers Haus und setzte (legte) sich zu Tische. Und siehe, ein Weib (war L.) in der Stadt, die eine Sünderin war, da die vernahm, daß er zu Tische (lag) saß in des Pharisäers Hause, brachte sie ein Glas mit Salbe und stand (trat L.) hinten zu seinen Füßen und weinte und fieng an seine Füße zu netzen mit Thränen, und trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes und küßte seine Füße und salbte sie mit der Salbe. Da aber das der Pharisäer sah, der ihn geladen hatte, sprach er bei sich selbst und sagte: Wenn dieser ein Prophet wäre, so würde er erkennen (wüßte er L.), wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrühret; denn sie ist eine Sünderin. Jesus antwortete und sprach zu ihm; Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Er aber sprach: Meister, sage an!

Luk. 7, 41—43.

Es hatte ein Gläubiger (Wucherer L.) zwei Schuldner. Einer 41
war schuldig 500 Denare (Groschen L.), der Andere 50. Da sie aber 42
nicht hatten zu bezahlen, schenkte er es beiden. Sage an, welcher unter
denen wird ihn am meisten lieben? Simon antwortete und sprach: Ich 43
achte, dem er am meisten geschenkt hat. Er aber sprach zu ihm: Du
hast recht gerichtet.

Luk. 7, 44–50. Schluß.

Und er wandte sich zu dem Weibe und sprach zu Simon: Siehest du dieses Weib? Ich bin gekommen in dein Haus. Du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; diese aber hat meine Füße mit Thränen genetzt und mit ihren Haaren (den Haaren ihres Hauptes Luth.) getrocknet. Du hast mir keinen Kuß gegeben; diese aber, seitdem ich hereingekommen (nachdem sie hereingekommen ist L.) hat nicht abgelassen, meine Füße zu küssen. Du hast mein Haupt nicht mit Oel gesalbt; sie aber hat meine Füße mit Salbe gesalbt. Derhalben, sage ich dir, vergeben sind ihre Sünden, die vielen; denn sie hat viel geliebt; wem aber wenig vergeben wird, der liebet wenig. Und er sprach zu ihr: Vergeben sind deine Sünden. Da fingen an, die mit zu Tische saßen (lagen) und sprachen bei sich selbst: Wer ist dieser, der auch (die L.) Sünden vergibt? Er aber sprach zu dem Weibe: Dein Glaube hat dich gerettet (dir geholfen L.); gehe hin in (mit L.) Frieden!

Wie Jesus nicht verschmähte, mit Zöllnern und Sündern zu Tische zu sitzen, so wies er es nicht zurück, wenn Pharisäer und Schriftgelehrte ihn zu ihrer Tafel zogen. Das Eine hielt er für keine Schande; im Andern erblickte er keine besonders verpflichtende Ehre. Einfach und schlicht nahm er eine wie die andere Einladung an. Man urtheilte falsch, wenn man meinte, die Tafelfreuden würden ihn unter Sündern selbst zum Sünder machen: er betrat das Haus der Sünder wie ein Arzt, der hier Kranke zu heilen hatte. Man täuschte sich, wenn man erwartete, die Ehre einer Einladung werde wie eine schmeichelnde Hand sich ihm auf die Lippen legen, daß sie für herbe Wahrheiten verschlossen blieben: er kannte nur Eine Ehre: die Wahrheit zu sagen, die sein himmlischer Vater ihm offenbarte. In jedem dieser Fälle mußte die Annahme der Einladung dazu dienen, die reine Liebe Gottes und die ungeschminkte Gotteswahrheit in ihrer himmlischen Gestalt vor die Augen der Gastgeber und ihrer Gäste treten zu lassen.

Ein Pharisäer Simon hatte Jesum zu Tisch gebeten. Die Einladung scheint außer in der bei vornehmeren Juden der damaligen Zeit gebräuchlichen Sitte noch einen besonderen Grund gehabt zu haben. Jesus bezeichnet V. 41 den Hausherrn als seinen Schuldner. Worin diese Schuld bestand, wird nicht berichtet. Vielleicht hatte Jesus ihn von einer Krankheit geheilt. Jedenfalls erweckt die ganze Erzählung die Vermuthung, daß Simon durch seine Einladung eine Dankesschuld gegen Jesum genügend abgetragen zu haben meinte.

Während der Mahlzeit erscheint ein Weib, wirft sich an dem Polster nieder, auf welchem Jesus nach morgenländischer Sitte ausgestreckt lag, benetzt seine Füße mit strömenden Thränen, trocknet sie mit ihren aufgelösten Haaren und salbt sie mit köstlicher Salbe.

Wer das Weib gewesen? Wir wissen es nicht. Maria Magdalena? Die Sage behauptet es; die Geschichte wird diese Behauptung als eine unerweisliche betrachten müssen. Welchen Dienst ihr Jesus früher geleistet? Keiner der Evangelisten erzählt es uns. Nur soviel wird aus den Worten Jesu (V. 41) klar, daß sie ihm für eine große Wohlthat, eine zehnmal größere als die dem Simon erzeigte, verpflichtet war. Und soviel drängt sich dem Gefühl sofort unwillkürlich auf: jene Wohlthat Jesu hatte in dem Weib eine mächtige Veränderung, eine gewaltige Umgestaltung der Seelenstimmung und des äußern Lebens bewirkt. Die jetzt zu Jesu Füßen lag, nur in den Augen des prophetischen Simon noch eine Hure, war vor Jesu Prophetenblick ein in Reue und Schmerz zerflossenes Weib.

Lassen wir das Bild des Gastmahls vor unserm Blick sich gestalten! Simon, der „Reine, Gerechte," hat in sittlicher Entrüstung halb sich aufgerichtet von seinem Lager; die aufgeworfene Lippe spricht Verachtung gegen die „Sünderin;" der höhnende Blick, die Tischgenossen ringsumstreifend, bleibt auf Jesu haften, dem „Propheten." Zu den Füßen Jesu hingeworfen das Weib, mit aufgelöstem Haar, das glühende Antlitz in die Polster bergend. Und Jesus selbst, die erhabene Stirne von göttlicher Ruhe umspielt, das reine, klare Auge zu dem höhnenden Blicke Simons hinaufgerichtet: — fürwahr ein wunderbares, ein ergreifendes Bild!

Wunderbarer noch, was wir hören. Es ist ein kleines, durchsichtiges Gleichniß; in wenigen Worten zwei Lebensgeschichten: die Geschichte Simons und die Geschichte des Weibes. Jesus, der Schuldherr, hat Beiden eine Wohlthat erwiesen, Beiden ein Kapital geliehen, das sie ihm dankend wiedererstatten sollen. Beide versuchen die Wiedererstattung; Simon durch seine Einladung, das Weib — sagen wir's kurz — durch ihre köstliche Salbe. Aber, was Jesus ihnen geliehen, war eine Gabe der Liebe; und Liebe kann man nicht bezahlen, nicht durch Einladung und nicht durch köstliche Salbe. Auf Beiden bleibt die Schuld. Da schenkt die Liebe des Schuldherrn Beiden ihre Schuld. Wer wird ihn dafür am meisten wiederlieben? „Der, dem er am meisten geschenkt hat," antwortet Simon richtig; und — Simon hat damit sich selbst gerichtet.

Denn, auf das Weib, Simon, den Blick! Vergleiche, stolzer Pharisäer! Was hast du mir gegeben? Keinen Tropfen Wasser für meine Füße, keinen Kuß auf meine Lippen, kein Oel auf mein Haupt; das einzige Zeichen deines Danks — es ist die kalte Einladung zu deinem Mahle. Sie aber, mit ihren Thränen hat sie meine Füße genetzt und mit ihrem Haare sie getrocknet; mit heißen Küssen hat sie meine Füße überdeckt, meine Füße gesalbt mit köstlicher Salbe. Wo ist die größere Liebe? Richte, stolzer Pharisäer!

Man kann sich in der That nichts Lieblicheres, nichts Zarteres

denken, als wie Jesus hier ein armes, sündenbeladenes Weib, das unberufen mit seinem Jammer in die Gesellschaft der Vornehmen sich eindrängt, in Schutz nimmt und vertheidigt. Und daneben diese kühne Mannessprache, mit der er einen stolzen, tugendseligen Pharisäer in seinem eigenen Hause, mitten unter seinen vornehmen Gästen, zum Verstummen bringt! Es ist dieselbe göttliche Wahrheitskraft der Liebe, die dort sich segnend neigt zu einer Aermsten und Verstoßenen, um sie wieder aus der Tiefe ihrer Selbstverachtung zu erheben; dieselbe Wahrheitskraft der Liebe, die hier sich gewissenschärfend gegen einen Angesehenen und Geehrten wendet, um ihm zu Gefühl zu bringen, daß er, mit dem Maßstab der Gottesliebe gemessen, tief unter einem gefallenen Weibe stehe; daß er, der Reiche, dem Gaste weit weniger Ehre erzeigt hat in seinem eigenen Hause, als ein mittelloses Weib in einem fremden.

Solchen Unterschied also bewirkt die Liebe unter den Menschen, daß ein armes, verachtetes Wesen, das dem Herrn nur mit einem Gläschen Salbe, mit seinen Thränen und Küssen den geringsten Fußdienst zu thun vermag, hoch erhoben wird über einen reichen, angesehenen Mann, der sich selbst für so hochstehend hält, daß er den Herrn schon genug geehrt zu haben glaubt durch eine bloße Einladung!

Bis hieher fließt die Erzählung ungehemmt wie ein klarer, durchsichtiger Gebirgsbach. Nun aber legt sich mit dem 47. Verse ein mächtiger Fels ihm quer in den Weg. Viele Erklärer haben dem Bach ein neues Bett gegraben und ihn um den Felsen herumgeleitet; sie haben die Schwierigkeit durch künstliche und gesuchte Umschreibung umgangen und die Folge war, daß die klaren Wellen der schönen Erzählung durch irdische Zusätze getrübt wurden. Wir lassen den Bach im natürlichen Bett sich seinen Lauf über den Felsen hinweg erstreben und gewinnen so, indem wir den Wellen ihre erste Klarheit lassen, eine neue Schönheit. Möge denn vorerst das Wasser vor dem Felsen sich sammeln, um in sich selbst die Höhe der Kraft zu ersteigen, von der es leicht denselben überspringen kann!

Sehen wir zu, welche Ergebnisse unsere bisherige Betrachtung uns feststellt! Jesus hat einem Weibe eine große, übrigens nicht bezeichnete, Wohlthat erwiesen. Wohlthaten sind Aeußerungen der Liebe. Aeußerung einer besondern Liebe war die Wohlthat Jesu, da sie einer öffentlichen Sünderin erwiesen war. Was das Weib in gesetzwidrigem Genuß unreiner Liebe nie gefühlt hatte, das fühlte sie aus dieser Wohlthat Jesu heraus: das Wehen einer reinen, göttlich lauteren Liebe. Dies Gefühl gestaltete sich in ihr zu einer unsäglich schmerzhaften Scham und zu dem brennenden Sehnen, mit Hintansetzung aller äußeren Rücksichten Dem ihren Dank zu erzeigen, der alle äußeren Rücksichten hintangesetzt hatte, um ihr eine Wohlthat zu erzeigen. So kam sie in das Haus des Pharisäers. Und es waren unleugbare Aeußerungen dieser beiden übermächtigen Gefühle, welche sie da an

den Tag legte. Wo war jemals Jesu ein Wesen nahe getreten, bei welchem in höherem Grade diejenige Seelenstimmung sich fand, die Jesus von den Menschen forderte, wenn er ihnen die Gnade der Sündenvergebung zuertheilen sollte? Gleichwohl gewährte er dem Weibe diese Gnade nicht sofort bei ihrer Annäherung. Er ließ sie all das ausführen, was sie sich vorgenommen, um ihm ihren Dank zu beweisen. Er erließ ihr diese thätlichen Beweise ihres Dankes nicht, obwohl er ausdrücklich erklärte, daß sie damit die ihr erwiesene Wohlthat nicht abbezahlen könne; aber in Folge der versuchten Abzahlung erließ er ihr die Dankesschuld. Nur hievon nämlich ist in dem Gleichniß die Rede. Dies muß man mit Nachdruck festhalten, wenn man nicht auf den Widersinn gerathen will, daß auch dem Simon in Folge seiner Einladung mehr erlassen worden sei, als seine Dankesschuld. Nicht um Erlassung einer Sündenschuld handelt es sich hier, so wenig bei dem Weibe, wie bei Simon. Oder wie konnten einem Simon Sünden erlassen werden, die er nach seiner Ueberzeugung nicht hatte, und für deren Nachlaß keinerlei Seelenempfänglichkeit bei ihm vorhanden war? Nein, lediglich die Dankesschuld wird Beiden erlassen, dem Pharisäer wie dem Weibe; die von Jesu Beiden erwiesene Wohlthat wird angesehen, als ob sie nicht erwiesen wäre; bei Beiden auf Grund ihrer versuchten Dankbezeugung, aber gleichwohl aus Gnaden. Jesus handelt hier, wie Gott mit den Menschen handelt. Wenn ein Mensch in Folge von Wohlthaten, die Gott ihm erwiesen, zum tiefschmerzlichen Gefühl seiner Unwürdigkeit gekommen ist, so drängt es ihn einerseits von Innen heraus und tritt ihm anderseits von Außen als göttliche Forderung entgegen, daß er für die empfangene Wohlthat danke. Wird er durch seinen Dank eine genügende Gegenleistung für die Wohlthat bieten? Nimmermehr; denn die Wohlthat war freier Ausfluß der Liebe; der Dank ist nothwendige Leistung einer Pflicht. Trägt aber dennoch der Mensch in Folge seiner Pflichterfüllung das freudige Gefühl in sich, daß die Wohlthat nicht mehr als drückende Schuld auf ihm lastet, so hat er darin einfach ein Gnadengeschenk Gottes, eine neue Wohlthat zu erkennen.

In der That deutet nun nichts in der Erzählung darauf hin, daß das Weib auch nur den Gedanken daran gehabt habe, sie könne sich durch ihre That eine Vergebung ihrer Sünden erwirken. Sie knüpft an diese That nicht die leiseste Hoffnung einer neuen, geistigen Wohlthat; sie betrachtet dieselbe vielmehr ausschließlich als pflichtmäßigen Dank für eine frühere Wohlthat. Aber Jesus ist es, der nun in des Weibes That einen Punkt aufweist, von welchem aus ihr ganzes Verhältniß zu ihm ein neues Licht empfängt. Seine That der Liebe hat in des Weibes Herzen einen völlig neuen Trieb entzündet: den Trieb einer reinen, lauteren Liebe, der sich gegen ihre frühere unreine Liebe als eine zehrende Flamme und läuternde Glut erwies und in einer

selbstverleugnenden That der Liebe unwiderstehlich emporflammte. Was ihr erwiesen wurde, war eine That der Liebe; eine That der Liebe ist es, die sie nun erweist. Die reine Liebe Jesu war als Reinigungskraft in ihr Herz eingedrungen; gereinigt in ihrer Liebe brachte sie Jesu nun eine reine Liebe entgegen. Es war nicht mehr das unrein liebende, es war das durch Jesu Gottesliebe in der eignen Liebe gereinigte Weib, das zu Jesu Füßen lag. Hier deckte sich Liebe und Liebe; hier breiteten die Arme der durch Jesu Liebe entzündeten Menschenliebe sich der göttlichen Gnade entgegen, wie die Arme der Braut dem Bräutigam. „Derhalben," fügt Jesus, zu Simon gewendet, bei: „Derhalben, sage ich dir, vergeben sind ihr die Sünden, die vielen; denn sie hat viel geliebt." Wer fühlt nicht, daß hier der Erzählung eine neue Schönheit gerade dadurch erwächst, daß Jesus nicht wie gewöhnlich den Glauben und die Sündenvergebung, sondern die Sündenvergebung und die Liebe neben einander stellt! Ist nicht die Liebe schon an sich des Weibes ganzes Leben; der Lebensquell, in den jede andere Tugend, auch Glaube und Hoffnung eingetaucht erscheint? Und hier war's ein Weib, dessen Sünde die Liebe gewesen, dessen Liebe nun die Vergebung wurde!

Die Stellung also, welche wir uns gewöhnt haben dem Glauben eingeräumt zu sehen, nimmt hier die Liebe ein: sie wird als Grund der Sündenvergebung bezeichnet. Dies muß unumwunden zugestanden werden, wenn man nicht eine erkünstelte und gezwungene Erklärung höher stellen will, als die Wahrheit; es kann aber auch zugestanden werden ohne irgend eine Gefahr für die christliche Heilsordnung. Und selbst wenn eine solche Gefahr vorhanden wäre, so müßte eben das kirchliche Lehrsystem sich nach der biblischen Wahrheit, nicht aber die Wahrheit sich nach dem Lehrsystem der Kirche umwandeln.

Allein, zunächst haben wir hier einen in der evangelischen Geschichte völlig einzelstehenden Ausnahmefall vor uns. In keinem andern Fall tritt, bevor eine Sündenvergebung ausgesprochen ist, die Liebe zu Jesu in so gewaltiger, fast leidenschaftlicher Weise zu Tage, wie hier. In dem Augenblick, wo das Weib zu Jesu Füßen lag, völlig und ohne Rückhalt sich seiner göttlichen Gewalt ergebend, verschlang das Eine Gefühl der Liebe alle andern Gefühle; die Liebe war in Wirklichkeit das einzige Vermögen, mit dem das Weib irgend eine Gabe, also auch diejenige der Sündenvergebung, aufnehmen konnte; und wir können uns nicht denken, wie Jesus, ohne die glühende Schönheit und Harmonie der Geschichte völlig zu verwischen, anders hätte sprechen können, als: „Vergeben sind ihre Sünden, die vielen; denn sie hat viel geliebt."

Ferner trägt diese Liebe von Anfang an den Charakter eines seltenen Reueschmerzes; sie ist in ausgezeichnetem Sinn eine bußfertige Liebe. Und daß ihr das Moment des Glaubens nicht fehlt, das

hebt Jesus ausdrücklich mit den Worten hervor: „Dein Glaube hat dich gerettet.“ Es ist eine Liebe, die aus der Wurzel eines bußfertigen Glaubens erwachsen ist; das Außergewöhnliche ist nur, daß diese Wurzel die Kraft besaß, eine solche wunderbare Blüte hervorzutreiben, während noch der Wurm unvergebener Sünde an ihr nagte. Wir können sagen: es muß ein ungewöhnlich mächtiger Glaube gewesen sein, der eine solche Liebe erzeugen konnte.

Endlich schließt die Art dieser Liebe jeden Gedanken an ein Verdienst mindestens ebenso entschieden aus, als der Glaube. Wir haben gesehen, daß sie ihren Entstehungsgrund nicht in sich selbst, sondern in der zuvor erwiesenen Wohlthat Jesu erblickt; daß sie ihre Thätigkeit einzig als eine Dankesschuld betrachtet und nicht entfernt den Gedanken hegt, durch Erfüllung einer Pflicht etwas Weiteres, vielleicht gar die Sündenvergebung zu verdienen: daß sie überhaupt an nichts denkt, als den wiederzulieben, der durch seine Liebe des Weibes Liebe entzündet hat. Dieser Liebe gegen den Sohn Gottes, nicht ihrer Bethätigung gegen Menschen, von der hier gar nicht die Rede ist, wird die Sündenvergebung zugesprochen. Diese Liebe aber, was ist sie anders, als die innerste, geheimste Triebkraft sowohl wie das reinste, edelste Erzeugniß des Glaubens, der Grund und die Potenz des Glaubens? Ohne den Keim der Liebe im Herzen kommt der Mensch nie zu dem, was die Schrift „Glauben“ nennt; und ohne den Stamm des Glaubens kann die Liebe nicht als blüten- und früchtereiche Lebenskrone sich entfalten. Wo bleibt hier das Verdienst? In der Liebe hebt die Liebe selbst jedes Verdienst auf; denn in der Liebe gibts kein Rechnen, kein Verdienst. Und Gnadengabe bleibt es, die den Keim in's Leben rief; Gnadengabe, die dem Stamm von Oben und von Außen Lebenssäfte zuführt; Gnadengabe, die die Frucht zum Reifen bringt.

Hält man in diesem Sinn die Liebe fest, so braucht man sich nicht zu scheuen, zu sagen: Die Vergebung wird ebensowohl der Liebe zu Theil, wie dem Glauben; denn es hat dann ein und denselben, sonst überall in der Schrift bezeugten Sinn, ob Jesus sagt: „vergeben sind ihre vielen Sünden; denn sie hat viel geliebt;“ oder: „dein Glaube hat dich gerettet; gehe hin in Frieden, tritt ein in den Bereich des Friedens!“

„Welchem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig.“ Wie? Trägt dann nicht Gott die Schuld an der geringeren Liebe? Warum vergibt er wenig? Die Vergebung richtet sich nicht nach der Masse der Sünden, sondern nach dem Maße der Sündenerkenntniß; und nicht nur da, wo viele Sünden waren, kann es große Fülle der Liebe geben; sondern, wo auch eine einzige Sünde tief und tiefer bereut wird, da zieht mit immer reicherer Vergebung auch reichere Liebesfülle ein.

b. Die Hausgenossen in ihrer Stellung zu einander.

1. Der Schalksknecht.

Matth. 18, 21—35.

Jede menschliche Gemeinschaft sieht sich zur Aufrechthaltung der Ordnung auf Strafen hingewiesen, die entweder die Störung der Ordnung verhüten oder die gestörte Ordnung sittlich wieder herstellen sollen. Auch in der Gemeinde Jesu ist die Ordnung durch die Sünde der Menschen gefährdet. Auch sie bedarf daher der Strafen, die je nach den Vergehungen sich abzustufen haben (Matth. 18, 15—17.). Mit ihrer Anwendung hat der Herr selbst diejenigen betraut, welche er zu Hütern und Wächtern seiner Gemeinde aufgestellt hat; und wo das Strafamt wirklich in des Herrn Namen verwaltet wird, da reicht seine Bedeutung und Geltung weit über die Erde in den Himmel (V. 18).

Dies sind Regeln für das Gemeindeleben. Wo aber Einzelne mit Einzelnen zu thun haben, im täglichen Verkehr, da geht's nach einer andern Regel. Wahre Christen haben da für ihr Verhalten den einzelnen Beleidigungen, Kränkungen und Vergehungen gegenüber nur auf das eine Vorbild ihres himmlischen Vaters zu schauen. Wie Er Alles, was man im Namen seines Sohnes, des Sünderheilandes, erbittet, immerdar gibt, so haben echte Christen ihren Schuldnern Alles, was ihnen abgebeten wird, immerdar zu vergeben (V. 19. u. 20. vgl. mit V. 21.); denn auch was Gott gibt im Namen dessen, der von Sünde und Schuld erlöst, ist ein immerwährendes, tägliches Vergeben.

In der **Gemeinde** also ist es vor allen Dingen das **Recht**, das zur Anwendung zu kommen hat; **unter den Einzelnen hat zunächst und vorzüglich die Liebe zu walten.** Aber wie dort das Recht von der Liebe getragen wird, welche, ehe das Recht in seiner richtenden Strenge auftritt, die Besserung des Fühlenden zu erzielen sucht; so darf hier die Liebe sich vom Recht tragen lassen, das den Schuldner zur Erkenntniß und Anerkennung seiner Schuld zu bringen strebt. Nur das Eine muß fest bleiben, daß weder dort die Liebe dem Recht, noch hier das Recht der Liebe hindernd in den Weg tritt.

Es war eine Verkennung dieser Grundregeln des Himmelreichs, daß Petrus an den Herrn die Frage richtete: „Herr, wie oft darf mein Bruder an mir sündigen und ich soll ihm vergeben? Bis siebenmal." Petrus meinte wohl, mit seinem Siebenmal schon ein Uebriges gethan zu haben, da die Pharisäer, deren Ansicht auch Jesus nach dem

Vorhergesprochenen (V. 15—17.) zu theilen schien, nur ein dreimaliges Vergeben für nöthig hielten. Allein Petrus fragt hier nicht als Apostel, den der Herr zum Hirten der Gemeinde aufgestellt hat; er fragt als einzelner Mensch, der persönlich von menschlicher Sünde beleidigt und verletzt ist. Darum setzt Jesus seinem beschränkten Siebenmal das unbeschränkte Siebenzigmalsiebenmal entgegen; seinem irdischen „wie oft?" das himmlische „Immer."

Das Gleichniß sollte dem Petrus die Augen öffnen. (Ueber die Erklärung s. J. T. Beck: Christl. Reden V, 46.)

2. Knechte und Haushalter.

Luk. 12, 35—48.

Was in dieser gleichnißartigen Rede als hauptsächlich betont erscheint, das ist die gegenwärtige Stellung der Hausgenossen Christi im irdischen Reichshaushalt; was von der Zukunft gesagt wird, dient blos dazu, diese Stellung in die klarste Beleuchtung treten zu lassen. Und auch was von dieser Stellung selbst gesagt wird, bezieht sich weniger auf die Stellung der Hausgenossen zu ihrem Herrn, der ja als abwesend zu denken ist; vielmehr auf ihre Stellung zu einander gerade während der Abwesenheit ihres Herrn.

Die Jünger haben die Aufgabe, während des Herrn Abwesenheit an dem innern Ausbau des Reichs zu arbeiten. Sie sind für diese Aufgabe mit dem Geist des Herrn selbst begabt (V. 12.), durch den die Liebe Christi ihren Herzen eingegossen ist. In dieser Liebe haben sie die Kraft, allen einschläfernden Einflüssen der Welt zu widerstehen; und indem diese Liebe ihr einziges Gesetz ist, sind sie in allen ihren Handlungen ihre eignen, aber auch verantwortlichen Gesetzgeber.

Der Eine Geist der Liebe schließt nun aber nicht aus, daß die Gaben der Liebe in mancherlei Arten und Graden sich abstufen. Vielmehr unterscheidet der Herr Knechte (V. 37.) und Haushalter (V. 42.) und weist den Letzteren, die einen weiteren Wirkungskreis und eine größere Aufgabe haben, als die Ersteren, auch eine entsprechend höhere Stellung über diesen an. Aber diese höhere Würde begründet keine weltliche Herrscherstellung: dem Herrn gegenüber sind sie Alle Knechte (V. 43) und unter einander sind sie Mitknechte; der Unterschied beruht einzig in dem höheren Grad der dienenden Liebe, welche die Haushalter gegenüber den Knechten zu üben haben. Die Knechte haben nur sich persönlich in der innern Bereitschaft der Liebe zu halten, das Gemüth stets wie zur Abreise gegürtet, den Lichtblick des Glaubens und den Fernblick der Hoffnung stets auf die Zukunft ihres Herrn gerichtet (V. 35f.). Die Haushalter haben außer dieser persönlichen Bereitschaft auch Treue und Klugheit im Handeln, in der rechtzeitigen und gebührenden Austheilung der Befehle und Güter des Herrn, zu beweisen.

Entsprechend diesem Unterschied ist erstens der Unterschied in der Belohnung, wenn die Knechte und Haushalter ihre Aufgabe erfüllt haben. Jene werden aus Knechten zu Freunden, die der Herr selbst bedient und selig macht (V. 37.); diese werden nicht nur selig (V. 43), sondern Herrn über alle Güter Christi (V. 44.).

Entsprechend dem Unterschied in der Belohnung ist aber zweitens auch der Unterschied in der Bestrafung, wenn Knechte und Haushalter ihre Aufgabe nicht erfüllt haben. Den Knechten, welche in selbstsüchtigem

Trieb sich widerrechtlich die Stellung eines Haus-Herrn angemaßt und sich geistlichem Schlaf überlassen haben, wird der Herr als Dieb kommen (V. 39 f), der sie sowohl der früheren Begabung, als des Erworbenen d. i. Angemaßten beraubt. Diejenigen Haushalter, welche aus Mangel an Erkenntniß das Unrecht gethan, werden durch Schaden klug gemacht (V. 48); diejenigen, welche aus Mangel an Treue des Herrn Willen ungethan und sich selbst unbereitet gelassen haben, werden, wenn auch noch selbst gerettet, schwerere Strafe erleiden (V. 47.) – (der Herr kommt diesen Beiden als Züchtiger); diejenigen Haushalter endlich, welche in Untreue und Unklugheit gerade das Gegentheil von des Herrn Willen gethan, welche weder dienende Liebe gegenüber den Mitknechten, noch sehnende Liebe dem Herrn gegenüber bewiesen haben, werden von dem Herrn (als Rächer) mit den Ungläubigen d. i. nach Matth. mit den Heuchlern zerscheitert und zertheilt.

3. Der Haushalter der Ungerechtigkeit.

Luk. 16, 1—13.

Er sprach aber auch zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, 1
der hatte einen Haushalter; der ward vor ihm berüchtigt, als brächte
er ihm seine Güter um. Und er forderte ihn und sprach zu ihm: 2
Wie höre ich das von dir? Thue Rechnung von deinem Haushalten!
Denn du wirst hinfort nicht mehr Haushalter sein können.

Der Haushalter sprach bei sich selbst: Was soll ich thun? Mein 3
Herr nimmt das Amt von mir; zu graben vermag ich nicht, zu
betteln schäme ich mich.... Ich weiß, was ich thun will, daß wenn 4
ich nun von dem Amt gesetzt werde, sie mich in ihre Häuser nehmen.
Und er rief zu sich einen jeden (alle L.) Schuldner seines Herrn und 5
sprach zu dem Ersten: wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Er 6
sprach: Hundert Bath (Tonnen L.) Oel. Und er sprach zu ihm: Nimm
deinen Brief, setze dich und schreibe flugs fünfzig! Darnach sprach er 7
zu einem (dem L.) Andern: Du aber, wie viel bist du schuldig? Er
sprach: Hundert Kor (Malter L.) Weizen. Und er sprach zu ihm:
Nimm deinen Brief und schreibe achtzig.

Und der Herr lobte den Haushalter der Ungerechtigkeit, daß er 8
klüglich gethan hätte.

Denn die Kinder dieses Weltalters (dieser Welt L.) sind klüger,
denn die Kinder des Lichts gegen ihr eigenes Geschlecht. Und 9
ich sage euch: Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf
daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten!
Wer im Geringsten treu ist, der ist im Vielen (Großen L.) treu; und 10
wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Vielen unrecht. So ihr 11
nun in dem ungerechten Mammon nicht treu waret (seid L.), wer will
euch das Wahrhaftige vertrauen? Und so ihr in dem Fremden nicht 12
treu waret (seid L.), wer will euch geben dasjenige, das euer ist?
Kein Hausknecht kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den 13
Einen hassen und den Andern lieben; oder er wird Einem anhangen

und den Andern verachten. Ihr könnet nicht Gott sammt dem Mammon dienen.

Wir haben in der Umgebung Jesu noch dieselben Personen zu denken, welche Luk. 15, 1. 2. uns vorgeführt: außer den nächsten Jüngern die bußfertigen Zöllner und die murrenden Pharisäer. Gegen die lieblose, auf das starre Gesetzesrecht sich stützende Verurtheilung der Pharisäer waren die Zöllner durch die wunderbar beredte Schutzrede Jesu (15, 3—32.) wie mit einem dreifachen, sichern Gehege umgeben. Aber es fragte sich, ob jene Verurtheilung die einzige, ja auch nur die Hauptgefahr sei, welche den bußfertigen Zöllnern von Seite der Pharisäer drohte. Ein Blick auf die nunmehrige Lage und Stellung dieser beiden Menschenklassen mußte einer zweiten Gefahr von höherer Bedeutung begegnen.

Aeußerlich betrachtet, war ein gewaltiger Unterschied zwischen Zöllnern und Pharisäern. Jene, von den Römern als Zollaufseher eingesetzt, hatten anerkanntermaßen durch Erpressungen und Mehrforderungen sich einen, zuweilen sehr beträchtlichen Reichthum angesammelt. Sie konnten mit Fug und Recht als Haushalter der Ungerechtigkeit bezeichnet werden. Und wenn schon der Reichthum an sich geeignet ist, die Feindschaft der ärmeren Menge zu erregen, so mußte die Thatsache, daß die Zöllner sich von den Römern, den gehaßtesten Feinden des jüdischen Volks, benützen ließen, und daß sie wiederum ihre Stellung benützten zu den offenbarsten Ungerechtigkeiten, jedes jüdische Gemüth auf's tiefste empören. Das Wort Zöllner war in Folge dessen zum Kennzeichen und Inbegriff des Verhaßtesten geworden, was ein Jude kannte. Die Pharisäer dagegen, aus dem Schoosse des Volkes selbst hervorgegangen mit dem ausgesprochenen Zweck, die Fahne des mosaischen Rechts und göttlichen Gesetzes gegen alle heidnischen Verunreinigungen hoch zu halten, wurden von dem Volk wie Schooskinder behandelt. Als Schlüsselinhaber der Gerechtigkeit, als erbitterte Feinde aller Unterdrücker des Volks, wurden sie mit den höchsten Ehren ausgezeichnet und mit fast unbeschränkter Macht betraut.

Greller konnte demnach der Unterschied zwischen diesen beiden Menschenklassen kaum zu Tage treten. Gleichwohl bestand zwischen ihnen eine innere Aehnlichkeit, die dem tieferen Blick nicht entgehen konnte. Die Zöllner waren geldgierig; was sie innerlich regierte und knechtete, war der Geiz und die Habsucht. Aber an demselben Uebel krankten innerlich auch die Pharisäer. Jesus hatte dies längst erkannt; und wir finden Luk. 16, 14. eine Bemerkung, die uns ausdrücklich belehrt, daß auch die Pharisäer innerlich unter dem Bann der Habsucht und des Geizes standen.

Verband man nun diese innere Aehnlichkeit mit der äußeren Verschiedenheit jener beiden Menschenklassen, so ergab sich die merkwürdige

Folgerung: Geiz und Habsucht, durch sichtlich ungerechte Mittel und im Dienste verhaßter Menschen befriedigt, erzeugt Hohn und Verachtung; Geiz und Habsucht dagegen, in Verbindung mit augenfälligem Gerechtigkeitseifer und im Dienst des höchsten Gottes, gebiert Ansehen und Verehrung.

Machten nun die Zöllner diese naheliegende Folgerung, so trat ihnen eben damit die angedeutete zweite und größere Gefahr nahe.

Schon durch die Predigt des Johannes mächtig ergriffen, hatten sie sich nun den mächtigeren Einwirkungen der Rede Jesu völlig hingegeben. Dabei bestand ihr äußeres Dienstverhältniß fort; nnd keine Aufforderung Jesu nöthigte sie, dasselbe aufzugeben. Daß fernerhin, wenn sie mit Jesu verbunden bleiben wollten, alle jene äußeren Ungerechtigkeiten, deren sie früher sich schuldig gemacht, verabschiedet werden mußten, war ihnen allerdings klar genug vor die Seele getreten. Aber die Frage war nun, ob sich nicht irgendwie in kluger Weise eine Vereinigung herstellen lasse zwischen dem, was sie als altgewohnte Uebung ungern fahren ließen und dem, was sie neuerdings mit Freuden angenommen hatten, zwischen dem alteingesessenen Geiz und der neuerworbenen Frömmigkeit? Das Beispiel der Pharisäer mußte hier wie eine Bejahung sich darbieten.

Aber sofort mußte auch dem durchdringenden Auge Jesu klar werden, welche vernichtende Gefahr aus solchen Betrachtungen für sein Reich sich erhob. Gieng auch die neue höhere Himmelreichsgerechtigkeit denselben Bund mit dem weltförmigen Gelderwerb ein, wie die alte Pharisäergerechtigkeit, so war es um die Glieder seines Reichs und um sein Reich selbst geschehen. Es trat hier dieselbe Versuchung an die Glieder des Reichs heran, die zuvor in der Wüste sich dem Haupte selbst genaht hatte. Mit der gleich raschen Entschiedenheit, die Jesus an seiner Person gegen den Versucher bewährt hatte, tritt er nun der Versuchung bei seinen Jüngern entgegen. In Gleichnißgestalt beginnt seine Rede; in unverhülltem Worte läßt sie ihre Absicht hervortreten in dem Schlußsatz: „ihr könnet nicht Gott sammt dem Mammon dienen."

Was nun die bisherige Erörterung schon außer Zweifel zu stellen geeignet ist, bestätigen auf's Klarste die Worte Jesu selbst. Wie es **„die Kinder dieses Weltalters" in dem, was den Jüngern Jesu „das Fremde" ist, treiben**, das will er durch sein Gleichniß schildern; und schließen sollen daraus die **Jünger**, wie **sie selbst mit den Gütern der Welt in Bezug auf ihr eigenes Geschlecht**, also **Lichtkinder gegen Lichtkinder**, haushalten müssen.

Es ist ein überaus feines Bild der Welt, das Jesus in seinem Gleichniß mit wenigen Meisterstrichen entwirft. Versuchen wir, uns die Striche zu deuten!

Die Welt gleicht einem reichen Manne, dem eine sehr volle Haushaltung zu Gebote steht. Haushalter besorgen die Verwaltung der Güter. Wie die Haushalter wirthschaften, das kümmert die Welt zunächst nicht viel. Sie fragt und untersucht nicht aus eigenem Antrieb, ob Alles mit rechten Dingen in ihrem Haushalte zugehe; ja, wenn sie zufällig manches Ungerechte bemerkt, ist sie geneigt, stillschweigend auch fünf gerade sein zu lassen. Die Welt kann überhaupt unglaublich Vieles an ihren Haushaltern verzeihen. Nur Eins verzeiht sie nicht: die Dummheit. Hat darum ein Haushalter seine ungerechte Verwaltung so einfältig geführt, daß seine Ungerechtigkeiten ruchbar werden, so ermannt sich die Welt sofort, um die Ehre ihres Haushalts zu retten. Denn auch sie hat ihre Ehre. Ihre Ehre ist die Klugheit. Ist gegen diese gefehlt, so hören bei der Welt alle Rücksichten, sogar die Rücksichten der einfachsten Gerechtigkeit und Billigkeit, auf. Sie stellt Untersuchungen an; aber ohne das Ergebniß der jeweiligen Untersuchung abzuwarten, wie es doch dem gewöhnlichsten Recht und der Billigkeit entspräche, erklärt sie sofort: „Du kannst nicht mehr Haushalter sein!" — Gleichwohl erfordert wieder die Klugheit, die Drohung nicht sofort zur Ausführung zu bringen, sondern dem Haushalter Zeit zur Rechnungstellung zu lassen; denn einerseits sind derartige Drohungen der Welt nie so ernst gemeint, und anderseits liegt doch in der Art, wie ein Haushalter seine Rechnung ablegt, schließlich das entscheidende Gewicht. Mit der Drohung der Absetzung hat die Welt vorerst das Ihrige gethan; nun läßt sie dem Angeschuldigten gerne Zeit, die schlimme Lage, in die er sich durch unkluge Verschwendung gestürzt hat, in kluger Weise umzuändern. Je weniger an ihm hängen bleibt, desto besser für die Ehre der Welt. Darum, anstatt ihm sofort durch eigene Untersuchung alle Auswege zu verschließen, läßt man ihm durch Gewährung einer Zwischenzeit ein Hinterpförtchen offen, durch das er sich — wenn er ein kluger Mann ist — aus seiner Verlegenheit retten kann.

Und der Haushalter, den das Gleichniß vorführt, hat in der That durch seine früheren Fehler doch nicht die Klugheit selbst eingebüßt. Nach manchem Hin- und Her-Ueberlegen geräth er auf einen feinen Plan, dessen Ausführung ihm ein sicheres und ruhiges Leben für die spätere Zeit gewährleistet, wenn es wirklich dazu kommen sollte, daß er seines Amtes entsetzt würde. Mit Freude über den klugen Gedanken schreitet er ohne Zögern zur Ausführung. Er ruft die Schuldner seines Herrn einzeln vor, in der Absicht, sie auf Kosten des Herrn zu bereichern, und in diesem ihnen zugewendeten Vermögen ein Kapital anzulegen, von dessen Zinsen er später leben könnte. Klug genug; denn den Reichen, die es nicht empfinden, einen Abzug zu machen, um Aermeren, denen es wohlthut, einen Dienst zu erweisen — dies Verfahren ist zu allen Zeiten in der Welt als eine feine Klugheit gepriesen worden.

Freilich hat der ganze kluge Plan nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg, sobald die Schuldner des Herrn ehrliche — und damit nach allverbreiteter Weltmeinung dumme — Menschen, und nicht vielmehr selbst auch nur „ehrlich in ihre Taschen" und folglich witzige Köpfe sind. Aber der Haushalter kennt seine Leute. Unter Hunderten wird nicht Einer seinem Plane auch nur erhebliche Bedenken entgegensetzen, wenn nur die vortheilhaften Abstriche von der Schuld je nach den Ansprüchen der Schuldner und je nach ihren etwaigen Bedenklichkeiten klug berechnet werden.

Der Plan gelingt. Und der Herr, die Welt, ist durch die Klugheit des Haushalters zum Theil so überrascht, zum Theil durch seine „Mildthätigkeit" so gewonnen, daß aller Tadel und alles Gericht in einem Meer des Lobes verschwindet, das sie dem klugen Manne spendet.

Was erblicken wir also in dem von Jesu entworfenen Bilde? Wir haben einen reichen Mann vor uns, der sich um Unordnungen in seinem Haushalte erst kümmert, wenn sie ruchbar werden und nicht mehr zu verheimlichen sind; der in der ersten Aufwallung des Zorns gleich eine Strafe ausspricht, die erst nach dem Ergebniß der Untersuchung ausgesprochen werden dürfte; der dann gleichwohl dem Angeklagten volle Freiheit zu neuem Betrug läßt, und der schließlich auch für diesen neuen Betrug nur Worte des Lobs hat, weil derselbe von Klugheit zeugt — einen Mann also, dem Gerechtigkeit nur ein hohles Wort, Klugheit aber eine Alles ersetzende That ist.

Wir haben ferner einen Haushalter vor uns, der mit den Gütern seines Herrn so unverantwortlich wirthschaftet, daß Fremde sich gedrungen fühlen ihn zu verklagen, wenn auch sein eigner Herr schweigt; einen Haushalter, der in der Noth kein Gebot kennt, wenigstens kein anderes, als das, durch neuen Betrug sich Freunde zu machen.

Wir haben endlich Schuldner vor uns, die für den Stehler die Hehler abgeben; die um den Preis eigenen Vortheils Freunde des Betrügers werden —

sagen wir's kurz: Wir haben hier eine Genossenschaft, der die Klugheit durchweg über die Gerechtigkeit geht, und die nach der ganzen Fassung der heiligen Schrift nur innerhalb des Kreises der Welt, in dem jetzigen Weltalter, gefunden wird.

Wie nun Jesus, wenn es auf ein Urtheil über solche Leute ankommt, in Wirklichkeit urtheilt, das beweist das im engsten Anschluß folgende Gleichniß von dem reichen Welt- und Lebemann. Hier aber kam es ihm darauf an, seine Jünger vor den Gefahren dieses ungerechten Welttreibens zu warnen und zugleich im Gegensatz hiezu ihnen zu zeigen, wie **sie** mit den Gütern der Welt haushalten sollten.

Den Anknüpfungspunkt bot die im Gleichniß geschilderte Klugheit. Klugheit gegen ihr eigenes Geschlecht fordert der Herr auch

von den Kindern des Lichts. Die klugen Weltkinder gebrauchen die irdischen Güter, um sich mittels derselben Freunde zu erwerben, die ihnen in der Zeit der Noth Aufnahme in ihre irdischen Hütten gewähren. Ihre Klugheit besteht also darin, daß sie das Geringere Irdische als Mittel gebrauchen, um höheres Irdisches als Ziel zu erreichen. Auch die Lichtkinder haben das Irdische nicht zu verachten oder wegzustoßen; vielmehr sollen auch sie es eifrig benützen: die irdischen Schätze sollen ihnen Mittel werden, um das Ziel einer himmlischen Ruhe zu erreichen. Sie sollen mit dem Erdengut sich Freunde machen, die einst über die Aufnahme in die himmlischen Wohnungen mitentscheiden.

Hienach wird also die Klugheit, die bei den Weltkindern unbestrittene Geltung hat, auch von den Lichtkindern gefordert: Jene wollen und Diese sollen Geringeres als Mittel gebrauchen, um Größeres als Ziel zu erreichen. Die wirkliche Anwendung der Klugheit aber wird einen doppelten Unterschied zwischen Licht- und Weltkindern herausstellen müssen: einen, der das Ziel, und einen andern, der die Mittel betrifft.

Der erste Unterschied in der Anwendung der Klugheit ist demnach folgender: Weltkinder gebrauchen mit Verstand das eigene und fremde Vermögen, um ihre **irdische** Zukunft zu sichern; Lichtkinder haben eigene und fremde Güter mit Verstand zu benützen, um sich eine Aufnahme in **ewige, himmlische** Hütten zu erwirken. Nur wenn sie so angewendet wird, d. i. wenn sie darauf gerichtet ist, dem Menschen eine selige Zukunft auch für die Zeit zu sichern, wo alles Irdische ohne Ausnahme vergeht, nur dann wird die Klugheit sich als echte bethätigen. Denn alle zeitlichen Güter sind mit Sünde befleckt; es ist auch nicht eins, dem nicht im Lauf der Jahrtausende der Stempel der Ungerechtigkeit aufgeprägt worden wäre, weßhalb Jesus sie insgesammt als „ungerechten Mammon" bezeichnet. Wer nun mit diesen Gütern irgend innerlich wesenseins wird, der verflicht sein Schicksal in das ihrige. Wie sie selbst verdorben sind und immer mehr es werden, so verderben sie ihre Besitzer; und eine Klugheit, die auf ihren Besitz gerichtet ist, muß somit nothwendig sich am Ende als seelenverderbliche Thorheit enthüllen. Dagegen kann man mit diesen Erdengütern Ewiges gewinnen, wenn man als Lichtkind sie zu Gunsten des eigenen Geschlechts ebenso gebraucht, wie die Weltkinder sie zu eigenem, selbstischen Vortheil mißbrauchen; wenn man also im Trieb der selbstentsagenden **Liebe** sie zur Lebensförderung derjenigen anwendet, welche dem Geschlechte der Lichtkinder angehören.

Allein die Frage ist: wer gehört zu dem Geschlecht, innerhalb dessen sich Lichtkinder vermittels irdischer Güter solche Freunde machen sollen, denen in der Zeit des Darbens die Macht zusteht, in ewige

Hütten aufzunehmen? Ist Gott der Vater des Lichts, so gehören zum Geschlecht der Lichtkinder alle diejenigen, welche von Gott geboren sind, und denen das Erbtheil der Heiligen im Lichte bestimmt ist; ist Christus der erstgeborene Sohn des Lichtes, der selbst als das lebendige Licht in die Welt gekommen ist, um das sonst unzugängliche Licht des Vaters für die Menschen zugänglich zu machen, so gehören zum Lichtgeschlecht Alle — ob sie noch auf Erden wandeln oder schon abgeschieden sind —, die durch das wahrhaftige Licht erleuchtet sind und im Glauben an Christum die Macht empfangen haben, Gottes Kinder zu werden; es gehören dazu insbesondere alle Schwachen, Armen, Leidenden, welche Christus selbst als seine Brüder bezeichnet und damit in das Lichtgeschlecht aufnimmt. Alle Diese können Lichtkinder sich durch kluge Verwendung der irdischen Güter zu Freunden gewinnen; und eben diese sind es, die einst über die Aufnahme in die ewigen Hütten mitverfügen. Denn im Auftrag des Vaters erscheint einst Christus mit der Menge der Heiligen, um Gericht zu halten; und gerade die von der Welt um ihres Glaubens an Christum willen Verachteten, Verhöhnten und Verstoßenen sind es, die dann mit ihm regieren und sogar über abgefallene Engel richten werden; und ihr Richterspruch ist es, der im Geiste Christi und in Kraft des Vaters über die Aufnahme in ewige Hütten entscheidet. Innerhalb des brüderlichen Vereins also, den das Reich Christi auf Erden bildet, gilt es für die Gläubigen, in selbstverleugnender Liebe mit den irdischen Gütern den Bedürftigen zu dienen. Das bezeichnet Christus als Himmelreichsklugheit.

Ist nun aber die rechte Klugheit der Lichtkinder auf das Ewige als ihr Ziel gerichtet, im Unterschied von der Weltklugheit, die ihr Ziel im Irdischen sucht, so leitet Jesus V. 10—13 auf den zweiten, ebenso durchgreifenden Unterschied. Die Weltklugheit fragt nicht nach der Beschaffenheit der Mittel, durch die sie ihren Zweck zu erreichen sucht. Ob noch so schlecht, ist jedes Mittel ihr recht, wenn es nur zum erstrebten Ziel führt. Mit kleinen Untreuen beginnend, steigt sie allmählich zur Untreue auch im Größeren, verbindet sich in unauflöslichem Bunde mit der Falschheit, raubt das Fremde, mißbraucht das Eigene und deckt ihre ekeln Bestrebungen mit edlem Schein. Die Untreue, mit Einem Wort, gehört zum Wesen der Weltklugheit; Heuchelei ist ihre Gefährtin; Vernichtung aber ihre Rächerin. Denn der wahrhaftige und gerechte Gott richtet nicht nach der Klugheit, sondern nach der Gerechtigkeit und Wahrheit in der Liebe. Will demnach die Klugheit einmal als echte vor Gott bestehen, so muß sie in Anwendung ihrer Mittel der Treue sich vermählt haben. Darum haben Lichtkinder von ihrer Klugheit Alles auszuscheiden, was mit der Treue auch im Kleinsten sich nicht verträgt; und alle irdischen

Güter, die kleinsten wie die größten, haben sie mit ihrer Klugheit immer so zu verwenden, daß stets ersichtlich bleibt: die Kinder des Lichts betrachten die irdischen Güter als das Geringste, als etwas Unwesenhaftes, als etwas Fremdes, in dessen, von der dienenden Liebe geregelten, Verwaltung sie mit unverbrüchlicher Treue auf das Eine Ziel hinarbeiten, daß ihnen einmal das Große, Wahrhaftige und Eigene anvertraut werden könne. Die Jünger Jesu Christi stehen also in der Verwaltung der irdischen Güter als Haushalter da, die auch bei der Verwendung des Irdischen im Dienste ihres Herrn und zum Besten ihrer Brüder nie und nimmer der geringsten unrechten Mittel und der unbedeutendsten Untreue sich bedienen dürfen; nicht hinkend nach beiden Seiten: sondern fest, entschieden und unabläßig mit ihrem **ganzen** Herzen dem Herrn zugethan, der **allein** Gott ist; mit ihrem ganzen Sinnen auf das Eine Ziel gerichtet, daß sie einmal Aufnahme finden in die ewigen Hütten.

Das waren machtvolle Lebensworte für die Zöllner, die in die Jüngerschaft Jesu eingetreten waren; die Pharisäer aber verlachten Jesu Rede; — und ein Judas ging trotz derselben verloren. —

c. Die Hausgenossen und die Welt.

1. Der reiche Mann und der arme Lazarus.

Luk. 16, 14–31.

Das Alles hörten die Pharisäer auch, die waren geizig (geldgierig) 14
und spotteten seiner. Und er sprach zu ihnen: Ihr seid es, die ihr 15
euch selbst rechtfertigt vor den Menschen; aber Gott kennet eure Herzen;
denn was hoch ist unter den Menschen, das ist ein Greuel vor Gott.
Das Gesetz und die Propheten (weissagen L.) bis auf Johannes; und 16
von der Zeit an wird das Reich Gottes durch das Evangelium gepredigt; und Jedermann dringet mit Gewalt darauf ein (hinein L.).
Es ist aber leichter, daß Himmel und Erde vergehen, denn daß ein 17
Titel vom Gesetz falle. Wer sich scheidet von seinem Weibe und freiet 18
eine Andere, der bricht die Ehe, und wer die Abgeschiedene von dem
Manne freiet, der bricht auch die Ehe.

Es war aber ein reicher Mann, der kleidete sich mit Purpur und 19
köstlicher Leinwand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Es 20
war aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag vor seinem Thor
voller Schwären, und begehrte sich zu sättigen von den Brosamen, die 21
von des Reichen Tische fielen; .. aber auch die Hunde kamen und
leckten ihm seine Schwären.

Es begab sich aber, daß der Arme starb, und ward getragen von 22

den Engeln in Abrahams Schoos. Der Reiche aber starb auch, und
ward begraben.
Als er nun in der Unterwelt (Hölle L.) und in der Qual war, 23
hob er seine Augen auf und sah Abraham von ferne und Lazarum in
seinem Schoos, rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich meiner 24
und sende Lazarum, daß er das Aeußerste seines Fingers in's Wasser
tauche und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieser Flamme.
Abraham aber sprach: Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes em- 25
pfangen hast in deinem Leben, und Lazarus gleicherweise das
Böse; nun aber wird er getröstet und du wirst gepeinigt. Und über 26
das Alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestiget, damit,
die da wollten von hinnen hinabfahren zu euch, nicht können, und auch
nicht von dannen zu uns herüber fahren. Da sprach er: So bitte ich 27
dich, Vater, daß du ihn sendest in meines Vaters Haus; denn ich habe 28
noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß sie nicht auch kommen
an diesen Ort der Qual. Abraham aber sprach zu ihm: Sie haben 29
Mosen und die Propheten; laß sie dieselben hören. Er aber sprach: 30
Nein, Vater Abraham; sondern wenn einer von den Todten zu ihnen
ginge, so würden sie Buße thun. Er sprach zu ihm: Hören sie Mose 31
und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben (überzeugt
werden), ob Jemand von den Todten auferstände.

Vom Standpunkt der Klugheit aus sahen wir im Gleichniß vom Haushalter der Ungerechtigkeit eine dienende Liebe empfohlen, welche vermittels irdischer Güter sich unter dem eigenen Geschlecht der Lichtkinder Freunde erwirbt, denen einmal ein Mitentscheidungsrecht über die Aufnahme in ewige Hütten zusteht. Auf den ersten Blick erkennt man im Gleichniß vom reichen Mann und armen Lazarus eine weitere Ausführung und Anwendung desselben Grundgedankens. Es wird ein Mann geschildert, der es versäumt, mit seinen irdischen Gütern sich einen Armen zum Freunde zu machen, und der darum im künftigen Leben vergebens einen Freundesdienst von Seite dieses Armen sich erbittet, ein Mann also, der, weil er selbst nicht dienende Liebe gegen Nothleidende geübt hat, umsonst das Erbarmen derer anruft, welche Bewohner der ewigen Hütten sind. Ein Unterschied liegt nur in der Begründung und Anwendung der dienenden Liebe. Richtete sie sich dort auf Personen, die zum eigenen Geschlechte der Lichtkinder, also in den christlichen Bruderverband gehören, so bezieht sie sich hier auf Volksgenossen, die, wie wir später sehen werden, aus irgend einem — sei's nun an sich richtigen oder unrichtigen — Grunde nicht als Glaubensbrüder anerkannt werden. Und war sie dort auf Grund der neutestamentlichen Klugheit anempfohlen, so hier auf Grund der alttestamentlichen Gerechtigkeit; denn nach dem Maßstab dieser Gerechtigkeit wird der reiche Mann, der es an der geforderten Liebe fehlen ließ, gerichtet.

Die Ursache dieser Verschiedenheit liegt in der Verschiedenheit der Personen, für welche die beiden Gleichnisse berechnet waren. Beim ersten redete Jesus „auch" zu seinen Jüngern, faßte aber, in den neugewonnenen Zöllnern, vorzüglich Menschen in's Auge, die wegen ihrer Ungerechtigkeiten berüchtigt, ihren Hauptruhm in die Klugheit setzten; bei'm zweiten richtet er sich an Menschen, die nicht nur bei ihren Volksgenossen im Geruch besonderer Gerechtigkeit standen, sondern auch auf Grund dieser Gerechtigkeit jede Beziehung des ersten Gleichnisses auf ihre eigene Person glaubten abweisen zu dürfen. Jenen wird demzufolge nachgewiesen, wie gerade die Klugheit, wenn sie eine echte sei, sich in dienender Liebe offenbaren müsse; diesen wird gezeigt, wie gerade vom Standpunkt des Gesetzes aus diejenige Gerechtigkeit eine unechte und darum von den Vertretern des Gesetzes verurtheilte sei, welche sich nicht in erbarmender Liebe kund gebe.

Das Gleichniß vom Haushalter der Ungerechtigkeit nebst der daraus gezogenen Lehre, zunächst freilich für die Zöllner und für die Jünger (16, 1.) berechnet, hatte gleichwohl nicht minder auch gegen die Pharisäer seine Spitze gekehrt; denn auch sie krankten an demselben Uebel, dessen Ausrottung das Gleichniß bezweckte: an der Geldgier (V. 14). Warum hatten sie es nicht auf sich bezogen? Nach ihrer Meinung konnte man im Bilde des Haushalters der Ungerechtigkeit unmöglich ihr Abbild erblicken. Jener war als Haushalter der Welt gezeichnet; sie fühlten sich als Haushalter Gottes. Jener wurde berüchtigt wegen seiner Ungerechtigkeiten; von ihnen hielt alle Welt hoch wegen ihrer augenfälligen Gerechtigkeit. Jener war ein Kind der Welt; sie stammten aus den Lenden des gottbegnadigten Abraham; und dem Samen Abraham stand nicht eine Zeit des Darbens, sondern eine überreiche Erbschaft bevor. Sie brauchten nicht bei Andern um Aufnahme in die ewigen Hütten zu bitten: sie trugen selbst die Schlüssel des Himmelreichs in der Hand. Aus allen diesen Gründen mußte der Pfeil, den sie vom Munde Jesu auf sich abfliegen sahen, über ihnen wegfliegen; und sie „rümpften die Nase" (V. 14.) über eine Rede, die bei ihnen so offenbar und so völlig das Ziel verfehlte.

Die folgenden Verse nun (15—19.), welche die unmittelbare Anrede Jesu an die Pharisäer enthalten, scheinen so wenig unter sich und mit dem Vorausgehenden wie Nachfolgenden sich zu einem sinngemäßen Ganzen zusammenzuordnen, daß die meisten Ausleger geneigt sind, sie als ungehöriges Einschiebsel aus dem Zusammenhang zu streichen. Dies Verfahren aber wird dem Vorwurf des Willkürlichen sich so lange nicht entziehen können, als nicht alle Mittel — und alle vergebens — angewendet sein werden, eine genügende Deutung zu ermöglichen. Und es scheint mir hier allerdings eine Deutung möglich zu sein, die, wenn nicht geschichtliche Wirklichkeit, zum mindesten geschichtliche wie innere Wahrheit für sich haben dürfte.

Wir denken uns Jesum in persönlicher Anrede seinen höhnisch lächelnden Feinden gegenüber.

Ihr lacht und spottet, als ob das Ebengesagte euch nicht zu treffen vermöchte, weil ihr nicht als Haushalter der Ungerechtigkeit berüchtigt, sondern als persönliche Inhaber der Gerechtigkeit von aller Welt anerkannt und gerühmt seiet? Wohl, vor den Menschen, die nach äußerem Ansehen urtheilen, steht ihr als Gerechte in hohen Ehren; aber wisset ihr nicht (1 Sam. 16, 7.), daß Einer trotz seines hohen Ansehens vor den Menschen verworfen werden kann von Gott, der das Herz ansieht? (V. 15.) Worauf gründet ihr denn eure Gerechtigkeit? Auf Gesetz und Propheten? Nun wohlan, das Gesetz und die Propheten sind zum Abschluß gekommen durch Johannes. Es ist der große Wendepunkt in der Geschichte eingetreten, wo Ein Organismus zu seiner Vollreife gediehen ist, und ein neuer sich aus ihm erzeugt. Das Evangelium mit seiner Verkündigung tritt als Grundlage eines neuen Reichsorganismus auf. Hier muß sich eure Gerechtigkeit offenbaren. Wie steht ihr zu dem Alten, das in Johannes sich abschließt, und wie zu dem Neuen, das im Evangelium sich ankündigt? Habt ihr dem Vollender des Alten euer Herz übergeben, daß er es zubereite zu dem Neuen, dessen Anbahnung gerade er zu übernehmen gekommen ist? Seht, das gerade Gegentheil! Ihr sucht den einen Organismus, dessen Kind der andere ist, in streitenden und feindseligen Gegensatz zu diesem zu stellen; ihr bekämpft auf Grund des alten den neuen und dringt unter scheinbarer Vertheidigung des vollendeten auf den eben sich bildenden mit Gewalt ein (V. 16.). Warum das? „Das Gesetz," sagt ihr, „kann nicht gebrochen werden." Nun, das Gleiche sage ich und habe ich gesagt (s. Bergpredigt): „es ist leichter, daß Himmel und Erde vergehe, denn daß ein Titel vom Gesetz falle" (V. 17.). Das Gesetz wird durch das Evangelium nicht aufgehoben; vielmehr der Gesetzesorganismus wird bestehen, so lange der Weltorganismus besteht, für den das Gesetz gegeben ist. Ein Gegensatz also ist freilich vorhanden, aber nicht ein Gegensatz zwischen Gesetz und Evangelium, sondern ein Gegensatz zwischen dem Evangelium und euern Herzen. Mit euerm Halten am **Buchstaben** des Gesetzes, mit eurer äußerlichen Gesetzesfassung, die eben den **Organismus** des Gesetzes nicht erfaßt, tritt das Evangelium in Gegensatz; aber mit dem Organismus selbst, mit dem Geist des alten Bundes, mit dem, was sein eigentliches **Wesen** ausmacht, geht das Evangelium die innigste Verbindung ein. Was ist denn der Geist und das Wesen, die Hauptsache im Gesetz? Nicht eure Verzinsung von Till, Münze und Kümmel, sondern **Liebe** und **Barmherzigkeit**. Aber gerade die Liebe schändet ihr und die Barmherzigkeit laßt ihr dahinten; und gerade darin zeigt sich euer Herz falsch und eure Gerechtigkeit als Falschmünzerei. Denn in

Wahrheit, wie steht ihr zu der vom Gesetz geforderten Liebe? Gerade in demjenigen Verhältniß, worin die irdische Liebe die höchste Offenbarung ihrer Vereinigungskraft feiert, in der Ehe, habt ihr durch eure herzlosen Satzungen den immerwährenden Bruch der Liebe geheiligt und damit die Liebe selbst geschändet. Das Evangelium aber stellt die Heiligkeit und Untrennbarkeit der Ehe auf dem Grund der Liebe wieder her und erweist sich damit als Erfüllung des Gesetzes; denn wer sich scheidet von seinem Weibe und freiet eine Andere, der bricht die Ehe; und wer die Abgeschiedene freiet, der bricht auch die Ehe (V. 18.) (das Nähere in der Bergpredigt). Wie steht ihr ferner zu der vom Gesetz geforderten Barmherzigkeit? Das folgende Gleichniß soll es lehren. Und im Gefolge dieser Lehre wird klar werden, daß Einer trotz seines hohen Ansehens vor den Menschen dennoch verworfen wird von Gott, wenn das Herz unter der Hülle der äußern Gerechtigkeit kein Erbarmen kannte und übte.

In dem reichen Mann zeichnet der Herr das Bild eines Juden, der das ganze Glück des gesetzlichen Lebens genießt: Fülle irdischer Segnungen während des Lebens auf Erden, und bei'm Abschied von der Erde ein feierliches, prunkvolles Leichenbegängniß; eine Umgebung von Brüdern und Freunden, die, gleicherweise begünstigt, ebenfalls den Segen des gesetzlichen Lebens schmecken; das ganze Leben selbst ein ungetrübter Freudengenuß, — in diesen Zügen schien sich Alles zusammenzudrängen, was das Alte Testament den Nachkommen Abrahams und den hochgeadelten Kindern des Gottesbundes verhieß. Denn alles dieses war nach dem Gesetz und den Propheten (vergl. z. B. 3 Mos. 26, 1—13.) Denjenigen verheißen und zugesichert, welche in Gottes Satzungen wandelten und seine Gebote hielten. Was konnte darum näher liegen, als der Rückschluß: Wer so offenbar von Gott begünstigt und mit allen Erdensegnungen gleichsam umhüllt ist, der ist ein Freund Gottes, den erklärt Gott selbst für einen treuen und gerechten Diener seiner Gebote? Die Pharisäer mußten in diesen Zügen ihr eigenes Bild erkennen.

Dagegen der arme Lazarus, ohne Haus und Erbgut im erwählten Lande, entblößt von aller eigenen Kleidung, zur nothdürftigsten Stillung seines Hungers angewiesen auf die Brocken, welche von des Reichen Tische fielen, ausgeschlossen aus der Gesellschaft der Gottesfreunde, den grausamen Liebkosungen von Thieren ausgesetzt, die das Sinnbild der Unreinheit und Gottesfeindschaft waren, endlich aus einem verachteten, jammervollen Leben abgeschieden ohne Beachtung und Todtenklage, — zeigte sich hier nicht eine Verkörperung all der Drohungen, welche Gesetz und Propheten auf Verächter der göttlichen Gebote häuften? war dem Lazarus nicht das furchtbare Sigel der göttlichen Verwerfung auf seinen schmählich entstellten Leib geprägt? Der reiche Mann wenigstens und seines Gleichen theilten die Ansicht

der Freunde Hiobs, daß in solchem Elend die verborgenen Wurzeln geheimer Sünden ihre offenbare Todesblüthe treiben, und daß gerechte Menschen von dem Elenden sich so weit entfernt halten müßten, daß sein Gifthauch ihre reine Seele nicht berühren konnte. In der That, ein solcher Mensch schien mehr als genug geehrt, wenn man seinen Abscheu erregenden Anblick vor dem Thore des eigenen Hauses duldete, wenn man ihm einen Theil der Brocken, die von der Tafel abfielen, in Gemeinschaft mit Hunden zukommen ließ. — — —

Doch welch ein anderes Bild, wenn sich der Vorhang öffnet vor dem zweiten Akt des Schauspiels, in welchem uns das Menschenleben vor Augen geführt wird! Völlig veränderte Scenerie! Die obere Erdenwelt mit ihren Herrlichkeiten und ihrem Elend verschwunden; die Thore der Unterwelt geöffnet. Lazarus, noch umgeben von den Engeln, die ihn hieher getragen, noch im Schooße Abrahams ruhend, an den Tisch gelagert, der die auserwählten Nachkommen des Gottesfreundes zu seligem Freudengenuß und geselliger Gemeinschaft um sich versammelt hält; der reiche Mann, geschieden von dem, den er rühmend seinen Vater genannt, durch eine tiefe, unüberschreitbare Kluft, beraubt aller Labung und Erquickung, eine Beute feuriger Qual und brennender Pein! Der Reiche erduldet nun ähnliche Qualen, wie Lazarus sie früher gelitten, und Lazarus genießt ähnliche Freuden, wie sie zuvor dem Reichen zu Theil geworden. Dem Reichen ist somit nun Gelegenheit gegeben, auch an sich selbst zu fühlen, was in ähnlicher Lage Lazarus gefühlt hat und jeder Arme fühlt. Und wie bald öffnet ihm das eigene Elend die Augen für das, was arme, nothleidende Menschen bedürfen, und was sie seufzend von den Reichen verlangen! Was gesteht er selbst in seiner jetzigen Lage zu bedürfen und was verlangt er? Nach Barmherzigkeit lechzt seine Seele, und einen Freundesdienst verlangt er von dem nun reichgewordenen Lazarus, einen Freundesdienst, der, wenn auch noch so gering, doch als persönlicher Dienst der Liebe Labung und Kühlung für brennende Schmerzen zu geben vermag (V. 24.). Das eigene Gefühl also lehrt ihn jetzt, wo er durch höheren Zwang sich lebendig in die Lage des Armen versetzt sieht, was er früher hätte dadurch lernen sollen, daß er sich freiwillig mit seinem Gefühl dem Armen zur Seite gestellt hätte.

Ist er aber somit durch sein Gefühl auf den Standpunkt versetzt, von welchem aus er hätte früher handeln sollen, so muß ihm gerade der Gerechtigkeitssinn, der sein voriges Leben geleitet hat, das Gleiche vorhalten, was als Stimme Abrahams ihm entgegentönt: daß er für seinen irdischen, starren Gerechtigkeitsdienst in den genossenen Gütern der Erde seinen vollausreichenden Lohn dahingenommen hat; daß derjenige keine Barmherzigkeit im spätern Leben finden kann, der selbst im frühern keine geübt; daß demjenigen, der in Tagen des Glücks sich

nicht durch persönlichen Liebesdienst Freunde erworben, in Tagen der Noth kein Freund zum Dienst der Liebe bereit stehen kann; daß der Riß, den die Unbarmherzigkeit und Lieblosigkeit in das Erdenleben macht, tief und unüberschreitbar in's künftige Leben hineinklafft (V. 25. 26).

Das Gefühl dessen also, was der Reiche dem Armen zu leisten hat, wenn er sich als Glied desselben Volks in die Lage des Armen versetzt, und der dem Menschenherzen eingezeugte Gerechtigkeitssinn haben den reichen Mann überzeugt, daß sein jetziges Elend die ebenso natürliche wie gerechte Folge seiner frühern Unbarmherzigkeit ist. Aber er wird noch weiter geführt. Wo einmal ein solcher Besinnungsprozeß wie in der Seele des reichen Mannes begonnen hat, da setzt er sich selbst vermöge innerer Triebkraft fort und greift tiefer. In der Bitte, Lazarum zu seinen fünf Brüdern zu senden, damit diese nicht auch an den Ort der Qual kommen, haben wir die erste Regung eines aus dem leidenden Stande in die Bethätigung übergehenden Gefühls der Barmherzigkeit (V. 27. 28), und in den dem Abraham zugeschriebenen Worten: „Sie haben Mose und die Propheten; laß sie dieselben hören!“ (V. 29) das erste Auftreten des Bewußtseins zu erkennen, daß nicht bloß das allgemeine, natürliche Menschengefühl, sondern in erhöhtem Grade die Offenbarung Gottes im Alten Testamente statt einer kalten, lieblosen und selbstsüchtigen Buchstabengerechtigkeit jene warme, selbsthingebende Barmherzigkeit fordere, nach welcher das künftige Schicksal der Menschen entschieden wird. Der reiche Mann sieht nun ein, nachdem ihm selbst die Decke von den Augen weggezogen ist, daß nur diejenigen die höchsten und schönsten Forderungen des Gesetzes und der Propheten, welche an tausend Stellen so unverhüllt hervortreten, nicht sehen, die sich selbst die Decke eigener, selbstischer Gerechtigkeit vor die Augen gehängt haben.

Diese Einsicht aber führt ihn dann weiter zu der Erkenntniß, daß auch für Leute seines Gleichen die Sinnesänderung ein unbedingtes Erforderniß ist, wenn sie künftig an einen andern Ort als den der Qual kommen wollen (V. 30). Aber wenn er nun glaubt, daß seinen Brüdern die Decke vor den Augen nur durch außerordentliche Wundererweisungen (vgl. das oft geforderte „Zeichen vom Himmel!“) weggezogen werden könne, so muß die Abrahamsstimme in seinem Innern ihn überführen, daß gerade das die Aufgabe und das Werk von Moses und den Propheten sei, Buße zu erwecken und daß sie zu diesem Zweck vollkommen ausreichen, ohne einer Mithilfe durch außerordentliche Zeichen zu bedürfen. Er muß es als eine Erfahrung seines eigenen Lebens erkennen, daß ein Glaube, der in Werken der Barmherzigkeit thätig ist, nicht durch Wunder bewirkt, sondern auf dem Wege einer pein- und qualvollen Selbstbesinnung, eines unerbittlichen Selbstgerichts und einer durch die ganze Gesetzesoffenbarung

Gottes gewirkten, durchgreifenden Erneuerung des innern Sinnes gewonnen wird.

Die aus diesem Gleichniß für die Pharisäer sich ergebende Lehre war nun kurz diese: Wenn ihr im Vertrauen auf eure Selbstgerechtigkeit und auf die Abstammung von Abraham versäumt, euch durch persönliche Werke der Barmherzigkeit an den Aermsten eures Volks Freunde zu schaffen, so werdet ihr vergeblich in der künftigen Welt nach einem hilfreichen Freund euch umsehen, wenn die Zeit des Darbens über euch gekommen ist, welche gerade der Moses, auf den ihr euch beruft und auf den ihr hofft, durch Anklage und Verurtheilung über euch verhängen wird. „Rechtschaffene Früchte der Buße!" — Diese Forderung, der Inbegriff von Gesetz und Propheten, gilt euch wie Zöllnern und Huren.

Die Jünger aber hatten aus dem Gleichniß für sich die Folgerung zu ziehen, daß ihre dienende Liebe sich nicht in den Bruderkreis der Gläubigen einschränken dürfe, daß sie vielmehr als **Barmherzigkeit** im weitern Kreise an jedem ihrer **Volksgenossen** sich zu bethätigen habe, der irgend in **Noth** sich befinde.

Hiemit haben wir das Gleichniß in seiner ursprünglichen Bedeutung und Absicht dargelegt. Dürfen wir aber die darüber hinausgehende Frage stellen, welche Schlüsse sich aus seinem zweiten Theil etwa für den Zustand der Seele nach dem Tode ziehen lassen, so müssen wir zunächst im Auge behalten, daß alle hier gegebenen Andeutungen sich auf eine Zeit beziehen, wo die Erlösungswirksamkeit Christi noch nicht ihren Abschluß gefunden. Es können also aus denselben keinerlei Schlüsse über den Zustand der abgeschiedenen Christenseelen gezogen werden. Ja nicht einmal das kann mit Sicherheit festgestellt werden, ob die Seelen solcher Menschen, welche auf oder unter der Stufe des Alttestamentlichen Gesetzes stehen, auch jetzt noch, nach geschehener Erlösung, bei'm Abscheiden in einen ähnlichen Zustand eintreten, wie vor der abgeschlossenen Erlösung. Doch spricht für diese Annahme allerdings eine große Wahrscheinlichkeit; und die göttliche Gerechtigkeit wie das Wesen der durch Christum geschehenen Erlösung scheinen sie zu fordern. Denn wenn das Evangelium nach dem Worte Jesu Christi aller Kreatur gepredigt werden soll; wenn an die Aufnahme des Evangeliums von Seite der Menschen allein sich die Entscheidung über ewige Seligkeit und ewige Verdammniß knüpft; und wenn die Gerechtigkeit es erfordert, daß Gott einerseits von den Menschen nur fordert, je nachdem ihnen gegeben war, und anderseits ihnen richterlich nur zutheilt, je nachdem sie geleistet haben: so scheint für diejenigen, welche von der Erde abgeschieden sind, ohne daß ihnen das Evangelium in persönlicher Verkündigung und unwidersprechlicher Geisteskraft nahe getreten ist, ein Zwischenzustand gefordert werden zu müssen, in welchem zwar nach dem Maßstab des allgemein

menschlichen Gesetzes, des Gewissens, und nach dem Maßstab des geoffenbarten Gesetzes ein vorläufiges Gericht sich vollzieht, zugleich aber die Möglichkeit gegeben ist, Allen das Evangelium nahe zu bringen und auf diese Weise das abschließende Gericht mit seinen ewig unveränderlichen Folgen vorzubereiten. In diesen Zwischenzustand würden demnach alle Heiden und Juden und von den Christen diejenigen eintreten, welche entweder als Kinder gestorben oder ohne eigene Verschuldung nicht zu einer persönlichen Entscheidung gegenüber dem Evangelium gekommen sind.

Dürfen wir uns nun diesen Zwischenzustand nach den Worten unsres Gleichnisses ausdeuten und haben wir den Zweck des Aufenthalts daselbst richtig angegeben, so ist klar, daß von einem Seelenschlaf nach dem Tode in keiner Weise die Rede sein kann. Vielmehr ist die ganze geistige Ausrüstung der Seele in fortdauernder Thätigkeit und Weiterentwicklung zu denken. Und es scheint demnach Folgendes festzustehen: Die Seelen aller derer, welche ohne eigene Verschuldung während ihres Erdenlebens nicht bis zum Glauben des Evangeliums vorgedrungen sind, sehen sich nach dem Tode in einen Zwischenzustand versetzt, in welchem eine vorläufige Scheidung eintritt zwischen denen, welche auf Erden mit den größeren oder geringeren Gaben und Talenten Gottes gewuchert, und denen, welche ihre Talente vergraben haben. Jene empfangen als gerechten Lohn für ihre Arbeit eine Ruhe, die durch Gemeinschaft mit höher stehenden Knechten Gottes gewürzt ist, und in welcher die Genüsse, die ihnen zu Theil werden, die Aufnahme höherer Lebenskräfte, also eine Weiterbildung auf dem früher eingeschlagenen Glaubensweg andeuten. Diese werden für ihre Erdenversäumniß vorläufig mit brennenden Qualen und Entbehrungen bestraft und sehen sich von den Freuden der Gemeinschaft und des Genusses höherer Lebenskräfte geschieden. Bringt jedoch diese Zeit des Darbens sie zur Erkenntniß ihrer früheren Verschuldung, so können sie durch geistige Strafeinwirkung von Außen und durch eigene Selbstvertiefung weiter geführt, und allmählig zu Buße und Glaube und somit zur Ueberschreitung der trennenden Kluft geleitet werden. —

2. Der barmherzige Samariter.

Luk. 10, 25–37.

O welche Himmelskraft liegt doch in einem durch Gottes Liebe veredelten Menschenherzen! Wie macht das stark, widerstrebende Naturgefühle zu überwinden, mit eigener Lebensgefahr dem Geringsten, ja dem Feinde, zu dienen, widrige und ungewohnte Geschäfte zu verrichten, der eigenen Bequemlichkeit zu entsagen, das eigene Vermögen zu opfern und auch aus der Ferne noch liebend zu sorgen für fremde Noth! Was ist Priesterstand und Adelstand gegen ein Samariterherz!

Wir haben dem unvergleichlich schönen Gleichnisse, das mit unwider-

stehlicher Macht jedes menschliche Herz erfaßt, keine Erklärung beizufügen. Kein anderes Gleichniß hat so wie dieses sich als ein Senfkorn in die Herzen der Jünger Jesu eingesenkt und ist zu einem Baum geworden, unter dessen Zweigen „die Vögel des Himmels" sich eingewohnt haben. Der Grundgedanke: dienende, barmherzige Liebe auch dem Fremden, auch dem Feinde in Noth! ist Gemeingut des christlichen Verständnisses und der christlichen Liebesthätigkeit geworden.

3. Der bittende Jünger und der ungefällige Freund.

Luk. 11, 5—8.

Und er sprach zu ihnen: Welcher ist unter euch, der einen Freund 5
hat, und ginge zu ihm um Mitternacht und spräche zu ihm: Lieber
Freund, leihe mir drei Brode; denn es ist ein Freund zu mir gekom- 6
men von der Reise (Straße L.), und ich habe nicht, daß ich ihm vor-
lege. Und er darinnen würde antworten und sprechen: Mache mir 7
keine Unruhe; die Thür ist schon zugeschlossen, und meine Kindlein sind
mit mir zu Bette; ich kann nicht aufstehen und dir geben. Ich
sage euch: und ob er nicht aufsteht und gibt ihm darum, daß er sein 8
Freund ist, so wird er doch um seiner Zudringlichkeit (seines unver-
schämten Geilens) willen aufstehen und ihm geben, so viel er bedarf.

4. Die bittende Wittwe und der ungerechte Richter.

Luk. 18, 1—8.

Er sagte ihnen aber auch ein Gleichniß davon, daß man allezeit 1
beten und nicht laß werden sollte und sprach: Es war ein Richter in 2
einer Stadt, der fürchtete sich nicht vor Gott und scheute sich vor keinem
Menschen. Es war aber eine Wittwe in derselben Stadt, die kam zu 3
ihm und sprach: Rette mich von meinem Widersacher! Und er wollte 4
lange nicht. Darnach aber dachte er bei sich selbst: Ob ich mich schon
vor Gott nicht fürchte, noch vor keinem Menschen scheue; dieweil aber 5
mir diese Wittwe (so viele L.) Mühe macht, will ich sie retten, auf daß
sie nicht endlos (zuletzt L.) komme und übertäube mich.
Da sprach der Herr: Höret, was der ungerechte Richter sagt! 6
Sollte aber Gott nicht auch retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag 7
und Nacht rufen, und sollte über ihnen zögern? Ich sage euch, er
wird sie erretten in Kurzem (in einer Kürze L.).
Doch, wenn des Menschen Sohn kommen wird, wird er wohl 8
den Glauben finden auf Erden?

Wir fassen diese beiden Gleichnisse auch äußerlich zusammen, wie sie innerlich zusammengehören.

Das erste bietet an sich keine Schwierigkeit. Auch der Sinn ist klar: Was ein Bittender unter den Menschen nicht kraft der Freundschaft zu erlangen vermag, das erlangt er kraft der Beharrlichkeit

seiner Bitte. Ueberträgt man diesen Grundsatz auf das Freundesverhältniß des Jüngers zu seinem Gott, so wird es sich so gestalten: Wenn Menschen, auch wo sie die Macht des freundschaftlichen Mitleidens und Mittheilens zu verleugnen vermögen, doch der Beharrlichkeit des bittenden Freundes nicht widerstehen können, so wird Gott, der in werkthätiger Treue gegen seine Freunde unwandelbar ist, um so viel weniger dem beharrlichen Gebet die Gewährung versagen (V. 13). Vorausgesetzt ist dabei nur, daß das *Gebet* wirklich ein *beharrliches* ist; daß der Mensch, wo sein Gebet auf irdische Gegenstände sich bezieht, nicht um Zuwendung irgend welchen Ueberflusses, sondern um *Aushilfe gegen Mangel und Verlegenheit* bittet, und daß er mit Gewährung des *Nothwendigen* sich begnügt.

Das erste Gleichniß liefert demnach, kurz gesagt, ein Bild zu der vierten Bitte des „Unser Vater." Im zweiten Gleichniß werden wir ein Bild zur siebenten Bitte sehen.

An die Stelle des bittenden Jüngers tritt im zweiten Gleichniß die bittende Wittwe, an die Stelle des ungefälligen Freundes der ungerechte Richter, und an die Stelle des in der Nacht, zu ungelegener Zeit, angekommenen Freundes der stets drängende Widersacher. Es ist durchweg eine Steigerung unverkennbar.

Dem bittenden *Mann* des ersten Gleichnisses wird beim zweiten das *Weib* in seiner ohnmächtigsten Gestalt, die *Wittwe* gegenübergestellt;

dem Freunde, der nur aus Scheu vor *Unbequemlichkeit* den *Freundesdienst* für eine *bestimmte* Zeit versagt, tritt der Richter gegenüber, der in völliger *Ruchlosigkeit überhaupt* jede Bethätigung seiner *Pflicht* verweigert;

dem zu ungelegener Zeit gekommenen *Freunde* sehen wir den unaufhörlich drängenden *Widersacher* gegenübertreten.

Und ebenso wie in den Personen, tritt die Steigerung in der Veranlassung der Bitte hervor.

Im ersten Gleichniß war es eine *augenblickliche Verlegenheit*, die zur Bitte trieb; im zweiten ists die *anhaltende Noth*.

Daß endlich im zweiten Gleichniß die Bitte ausschließlich als *Bitte*, nicht mehr wie im ersten zugleich als *Fürbitte* auftritt, dürfte, wenn man Gewicht darauf legen will, dazu dienen, die Höhe der Noth zu versinnlichen, die alle Gedanken ausschließlich auf die eigene Person einschränkt.

Was nun aber beiden Gleichnissen gemeinsam ist, das ist die *Beharrlichkeit und Unermüdlichkeit der Bitte* und die eben dadurch erzielte Gewährung des Erbetenen. Der Freund bewilligt den Wunsch des Freundes „um seiner Unverschämtheit willen;" der ungerechte Richter hilft der Wittwe, weil er sich vor ihrer Zudringlichkeit scheut.

Den Grund für die angeführte Verschiedenheit geben uns die Zeitumstände an die Hand, unter welchen Jesus die beiden Gleichnisse vorträgt. Im ersten gibt er seinen Jüngern auf ihre Bitte eine Gebetsanweisung für den täglichen Lebensverkehr, in welchem sie mancherlei Verlegenheiten ausgesetzt sein würden. Seine Mahnung lautet, indem er sich auf den Standpunkt derjenigen versetzt, welche von derartigen Verlegenheiten bedrängt sein werden: Ihr werdet in solchen Zeiten Gott wie einen ungefälligen Freund ansehen, der euch zwar nicht die Freundschaft aufkündigt, aber doch die augenblickliche Gefälligkeit versagt, die der Freund dem Freunde schuldig ist. In Wirklichkeit zögert Gott nur, um eure Beharrlichkeit im Bitten zu erproben. Laßt ihr es aber an dieser Beharrlichkeit nicht fehlen, so wird von Seite Gottes euch nie die Erhörung eurer Bitte mangeln. Das zweite Gleichniß erhebt sich auf der Unterlage völlig anderer Zeitumstände.

Jesus hat im Vorausgehenden eine Schilderung der letzten Zeit gegeben, in welcher die Noth unter den Menschen im Allgemeinen und unter den Gläubigen insbesondere den höchsten Gipfel erstiegen haben wird, und in welcher Gott mit richterlicher Macht eine Scheidung unter den Menschen einleiten wird, die sich bis in die innerste Gemeinschaft des häuslichen Lebens erstreckt. In dieser Zeit, wo die Gemeinde des Herrn einer verlassenen Wittwe gleicht, die rechtlos den Bedrängungen ihres Widersachers preisgegeben erscheint, bedarf es eines felsenfesten Glaubens und einer unumstößlichen Hoffnung, um nicht in Gott einen ungerechten Richter zu erblicken, der seine Auserwählten, die Wittwen der Welt, drangsaliren und den Widersacher ungestraft triumphiren läßt. Wieder also stellt sich Jesus hier auf den Standpunkt seiner Jünger in der Zeit der letzten Noth; und auf diesen dunkeln Punkt läßt er die aufhellenden Strahlen des Gleichnisses fallen. Wäre Gott in Wirklichkeit dann der ungerechte Richter, als der er euch erscheint, und wäret ihr wie eine von ihrem Manne verlassene, allen Anfeindungen des Fürsten der Welt ausgesetzte Wittwe: selbst dann müßte euch Hilfe werden, wenn nur ihr nicht nachlaßt in eurem Bitten. Aber Gott ist nicht, was er euch dann zu sein scheint, wenn eure Blicke durch die tiefen, dunkeln Thränenschleier der Noth getrübt sind, wenn der klare Himmel euch durch finstere Gewitterwolken verhüllt ist. Wie das bange, beschwerte Harren, das angstvolle Athmen der Natur durch den plötzlichen Blitzstrahl beendigt und in frisches, wonniges Leben umgewandelt wird: so naht nach kurzem Harren mit Blitzesklarheit eure Erlösung. Nur haltet fest auch unter den Ungerechtigkeiten der Welt den hoffnungsreichen Glauben, daß euch dennoch, dennoch Hilfe werden muß, wann des Menschen Sohn kommen wird! Athmet, betet auch unter dem schweren Druck dumpfer Gewitterluft der letzten Zeit unablässig: „Erlöse uns von dem Uebel!“

„Doch wann des Menschen Sohn kommen wird, wird er auch

den Glauben finden auf Erden?" Hier der Uebergang zu einem neuen Abschnitt unserer Betrachtungen. Das folgende Gleichniß gibt die Antwort.

Haushaltungsregeln und Lebensgesetz.

„Lasset uns Ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt!" 1 Joh. 4, 19.

„Ihr aber, liebe Brüder . . . durch die Liebe diene Einer dem Andern!" Gal. 5, 13.

„Liebe deinen Nächsten als dich selbst!" Gal. 5, 14.

Auf die in Christo und durch Christum geoffenbarte Liebe Gottes, die dem in Sünde verlorenen Menschen suchend nachgeht, um ihn tragend, reinigend und entgegenkommend wieder in seine frühere Stellung im Hause Gottes einzuführen, gründet sich eine dreifache Forderung an die Hausgenossen:

1) Traget eure Dankesschuld gegen Gott für die in Christo dargebotene Liebe durch eine Gegenliebe ab, vermöge deren ihr euch rückhaltlos Gott zu eigen gebt, weil ihr in Ihm euer Ein und Alles erkennt, und weil ihr nichts mehr Anderes denken und sinnen könnt, als Den wiederzulieben, der euch zuerst geliebt!
2) Kommet denen, die gleicherweise wie ihr durch Gottes Liebe aus der Sünde errettet und eines neuen Lebens theilhaftig worden sind, euern Brüdern also, mit vergebender, dienender und entsagender Liebe entgegen!
3) Beweiset denen, welche unter dem Elend und der Noth der Welt seufzen, seien sie nun eure Volksgenossen oder eure Feinde, die gleiche barmherzige Liebe, die ihr in gleicher Noth einst mit betendem Herzen von Gott erwartet!

Die **Liebe** also ist das einzige Lebensgesetz der göttlichen Hausgenossen, eine Flamme des Herrn, angezündet durch den Funken der göttlichen Liebe, mit feurigen Armen auflodernd gen Himmel, durchleuchtend und erwärmend Alle, die um den gleichen heiligen Heerd versammelt stehen, erwärmend auch, die im Frost des Elends draußen an der Thüre lehnen und durchleuchtend selbst das Dunkel der letzten Weltnoth.

D. Die himmlische Vollendung des Baues.

1. Die zehn Jungfrauen.

Matth. 25, 1–13.

Dann wird das Himmelreich gleich sein zehn Jungfrauen, die ihre 1
Lampen nahmen und gingen aus dem Bräutigam entgegen. Aber fünf 2
unter ihnen waren thöricht und fünf waren klug. Die Thörichten 3
nahmen ihre Lampen, aber sie nahmen nicht Oel mit sich. Die Klu- 4
gen aber nahmen Oel in ihren Gefäßen, sammt ihren Lampen. Da 5
nun der Bräutigam verzog, wurden sie alle schläfrig und entschliefen.
Zur Mitternacht aber ward ein Geschrei: Siehe, der Bräutigam 6
(kommt)! Gehet aus ihm entgegen! Da standen diese Jungfrauen alle 7
auf und schmückten ihre Lampen. Die Thörichten aber sprachen zu den 8
Klugen: Gebt uns von eurem Oel; denn unsere Lampen verlöschen.
Da antworteten die Klugen und sprachen: Nicht also; auf daß nicht 9
uns und euch gebreche. Gehet aber hin zu den Verkäufern (Krämern
L.), und kaufet für euch (selbst). Und da sie hingingen zu kaufen, kam 10
der Bräutigam; und welche bereit waren, gingen mit ihm hinein zur
Hochzeit; und die Thür ward verschlossen. Zuletzt kamen auch die an- 11
dern Jungfrauen und sprachen: Herr, Herr, thue uns auf. Er ant- 12
wortete aber und sprach: Wahrlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht.
Darum wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde (in wel- 13
cher des Menschen Sohn kommt).

Wir sehen uns in die letzte Zeit der Weltentwicklung versetzt. Kriege und Kriegsgeschrei, Empörungen und Pestilenz, theure Zeiten und Erdbeben, Verfolgung und Ermordung der treuen Zeugen Christi einerseits, und anderseits ein ungesundes, fieberhaftes und gefahrvolles Treiben gerade auf christlichem Gebiete, endlich furchtbare Veränderungen und Umgestaltungen am Himmel — alle diese Erscheinungen werden eine Zeit einleiten, wie sie in gleicher Grauenhaftigkeit niemals auf Erden gewesen ist (Matth. Kap. 24.)

„Dann wird das Himmelreich gleich sein zehn Jungfrauen.“

Wunderbar! Jungfrauen in einer solchen Zeit der furchtbarsten Kämpfe auf Erden und am Himmel, in einer Zeit der gefahrvollsten Verführungen im Geistlichen! Und in Jungfrauengestalt das Himmelreich, dem der Sieg in allen Weltgefahren bleiben soll! Durch die schwächsten Wesen soll das Himmelreich aus tiefster Trübsal und Noth zum klingenden Hochzeitsjubel geführt werden!

Aber in dem Schwächsten offenbart sich die Gotteskraft; und auf

den Höhen der Erdennoth ertönen die Glocken zum Jubelfest der himmlischen Liebe.

Eine Jungfrau hatte den Herrn der Herrlichkeit empfangen, als er in Kindes- und Knechtsgestalt zum erstenmal auf der Erde erschien. Jungfrauen sollen ihn zum zweitenmal empfangen, wenn er wiederkommt, sein Reich in sichtbarer Herrlichkeit auf Erden aufzurichten. Denn zwei Gotteskräfte sind es vorzüglich, die das Leben der frommen Jungfrau tragen, und die derselben jene hehre Stellung beim Anfang und beim Schluß des Himmelreichs anweisen. Es ist zuerst die völlige Hingebung des Glaubens, wie sie in Maria sich offenbart; und es ist sodann die Wachsamkeit der Liebe und der bräutlichen Hoffnung, wie jene Jungfrauen sie erweisen, die dem Bräutigam entgegenziehen. Nichts ist so sehr der edlen Jungfrau eigen und nichts beseelt sie so mit unüberwindlicher Kraft, als jener Glaube, der sich ganz und ohne Rückhalt dem Höchsten, Einzigen ergibt, der sie erwählte, und diese Wachsamkeit, die gegen alle äußere Gewalt und Nöthigung, wie gegen alle feingewobenen Verführungen sich schützt durch die innere Macht der Liebe und bräutlichen Hoffnung. Und eben diese Wachsamkeit allein ist's, die auf Seite der Menschen dem Himmelreich zum Sieg verhilft in den Kämpfen der letzten Zeit.

Die **Wachsamkeit** ist darum der einzige Gesichtspunkt, von dem aus das vorliegende Gleichniß eine genügende Erklärung finden kann.

Die „Lampen" sollen nicht die guten Werke vorstellen, und das „Oel" bedeutet nicht den Glauben. Es müßte sonst das Oel die Lampen erzeugen, wie der Glaube die Werke erzeugt. Von Glauben und Werken ist im Gleichnis nicht die Rede; und Glaube insbesondere kann man nicht „kaufen."

Vom Begriff der Wachsamkeit allein erhalten alle andern Punkte des Gleichnisses ihre Beleuchtung, wie alle Gegenstände eines Raumes durch das Licht, das den Raum durchleuchtet; denn Wachsamkeit hat ihr Zeichen und Abbild im Licht.

Die Lampen stellen alsdann die äußeren Mittel und Träger der Wachsamkeit dar; das Oel, das in den Lampen sein muß, wenn diese selbst nicht unnütz werden sollen, bezeichnet die innern Mittel und Unterhalter der Wachsamkeit, ohne welche alle äußeren keinen dauernden Werth und Nutzen haben; die Gefäße endlich zur Aufbewahrung des Oels sind die Herzen der Menschen.

Was haben wir nun unter den äußern Trägern, was unter den innern Unterhaltern der Wachsamkeit zu verstehen?

Die äußern Träger der Wachsamkeit sind offenbar etwas, woran alle Glieder der christlichen Kirche Antheil haben; denn alle zehn Jungfrauen, also die Gesammtheit der auf Christi Wiederkunft Wartenden, haben Lampen. Was ist es nun, woran in der christlichen Kirche Alle äußern Antheil haben? Es ist der Besuch des Got-

tesdienstes, es ist das äußere Anhören der Predigt, es ist die äußere Zustimmung zum Bekenntniß, es ist die äußere Betheiligung an den Sakramenten, es ist der äußere Besitz des geschriebenen Gotteswortes, es ist die äußere Theilnahme an den christlichen Liebeswerken, es sind die mancherlei christlichen Gefühle und Rührungen. Alle diese Dinge sind äußere Weckmittel sowohl als äußere Mittel und Träger der Wachsamkeit, an denen alle Mitglieder der Kirche Antheil haben. Es ist also, kurz gesagt, der gesammte äußere Gottesdienst mit all seinen Anstalten zur Weckung und all seinen Mitteln zur Aufrechthaltung der Wachsamkeit, was wir unter den Lampen zu verstehen haben.

Dagegen die innern Unterhalter der Wachsamkeit, die nur ein Theil der Christen wirklich besitzt, das Oel, das erst die äußeren Mittel kräftig macht, ihren Dienst zu versehen, das ist das in die Herzen aufgenommmene Gotteswort, die durch das Gotteswort bewirkte Erkenntniß Gottes, der lebendige, zeugende Gottesgeist selbst.

Diese Geisteserkenntniß ist es denn auch, die man in der Kirche bei den dazu verordneten Haushaltern Gottes „kaufen" d. i. durch Darangabe des eigenen, natürlichen und selbstischen Vermögens zum innern Eigenthum erwerben kann.

Im Besitz dieser Geisteserkenntniß hat man nach Jesu Urtheil die wahre Himmelreichsklugheit; ihr Mangel ist verderbliche Thorheit.

Gehen wir nun, nach diesen Vorbemerkungen, zur Betrachtung des Gleichnisses von der christlichen Wachsamkeit selbst über.

Alle zehn Jungfrauen, also alle diejenigen, welche sich zur irdischen Reichskirche des Herrn halten, haben Lampen. Alle zehn bedienen sich also der äußern, kirchlichen Mittel zur Wachsamkeit. Alle zehn warten auf die Wiederkunft des Herrn. Alle zehn ziehen dem himmlischen Bräutigam entgegen. Und doch, bei all dieser äußern Gleichheit welch' gewaltiger Unterschied im Innern! Die Hälfte der Wartenden hat nur den Schein der Wachsamkeit; die innere Kraft fehlt. Sie bedienen sich der durch die Kirche dargereichten äußeren Weckmittel in äußerlicher Weise; versäumen es aber, das Wort Gottes zum innern Erkenntnißleben werden zu lassen; sie ziehen nicht die innere, geistige Kraft — das Oel — aus der Schale des Worts, um sich innerlich einen Vorrath anzulegen auf die Zeit, wenn Hilfe noth sein wird; ihr Herz bleibt unter dem äußeren Gottesdienst leer an biblischer Erkenntniß, am Oel des Lebens. In ihrer weiblichen Hingebung an Aeußerlichkeiten und in der weiblichen Gefühlsseligkeit, die in sinnlichem Sehnen dem Hochzeitsglück einer nebelumschleierten Zukunft entgegenharrt, tragen sie als wesenloses Scheinbild jene Züge an sich, die wir in wesenhafter Klarheit an der edlen Jungfrau leuchten sahen (V. 1. 3).

Ihre fünf Schwestern dagegen sorgen vor allem dafür, durch innere Verarbeitung des Gottesworts — denn ohne diese Verarbeitung bekommt man kein Oel — in sich eine Lebensquelle anzulegen, die wie der Oelkrug der Wittwe zu Sarepta in den Tagen der Noth nicht leer wird; sie bereiten und verarbeiten sich in ihren Herzen eine Fülle von christlicher Erkenntniß, ohne welche eine dauernde Wachsamkeit nicht möglich ist. Mit diesem innern Schatz aber ausgerüstet, verachten sie nicht etwa die äußeren Mittel der Wachsamkeit, welche die Kirche ihnen darbietet, vielmehr nehmen auch sie ihre „Lampen," die ja bei ihnen erst ihren wahren Werth und Nutzen erweisen (V. 4).

Wir sehen also hier eine Verschiedenheit unter den Mitgliedern der christlichen Kirche angelegt, die auf den innersten Grund geht, und die schon jetzt der einen Hälfte aus dem Munde des Herrn selbst die Bezeichnung von klugen, der andern die von thörichten Jungfrauen zuzieht (V. 2). Gleichwohl bleibt diese Verschiedenheit selbst noch lange dem äußeren Auge und der äußeren Beurtheilung verborgen. Ja, es tritt eine Zeit ein, wo aller Unterschied auch innerlich aufgehoben scheint. Der Bräutigam verzieht zu kommen, und geistlicher Schlaf senkt sich allmählig mit bleiernen Flügeln auf die Augen Aller nieder (V. 5). Es beginnt in der Kirche ein leeres Traumleben, aus dem nur hie und da einmal eine Seele auffährt und stammelnd ruft: Der Herr wird kommen. Immer tiefer wird der Schlaf, je weiter die Nacht vorschreitet. Lautlos wird es endlich in der Kirche, wie auf einem weiten Leichenfeld.

Da plötzlich mitten in der Nacht (V. 6), erschallt von Außen her ein wunderbarer, mächtiger Ruf. Die Bräutigamsführer, die Engel rufen laut und mahnend in die schlafende Christenheit: „Siehe, der Bräutigam! auf, ihm entgegen!" Und reges, wirres Leben entsteht in der Kirche, und Alles fährt aus tiefem Schlaf empor, und mächtig, allgemein wird die Betheiligung an den äußeren Gnaden- und Weckmitteln, welche die Kirche darreicht; und mit ihnen schmücken Alle sich, um dem Bräutigam entgegenzuziehen (V. 7).

Die Stunde der Entscheidung hat geschlagen — welch' eine Stunde! Nun bricht die Klugheit leuchtend aus ihrer zeitweiligen Verhüllung: der zeitweise verschüttete Lebensquell bricht mit überwältigender Kraft hervor. Nun wird die Thorheit offenkundig: ein ausgehöhlter Brunnen ohne Wasser. Nun kommen auch die Thörichten zum Bewußtsein dessen, was ihnen mangelt; aber — schreckliches Wort! — es ist zu spät! Nun wollen sie das Versäumte nachholen; nun wollen sie — als Geschenk empfangen, was sie durch ernste, innere Arbeit nicht erwerben mochten (V. 8). Was kann ihnen zur Antwort werden? Nichts Anderes, als: „gehet hin zu den Krämern und kaufet für euch selbst!" Denn Thorheit ist's zu glauben, daß man an den Freuden des Himmelreichs Theil bekommen könne, ohne

die Arbeit des Himmelreichs getheilt zu haben; Thorheit ist's, zu glauben, daß dem Einen im letzten Augenblick als müheloses Geschenk gereicht werden könne, was der Andere durch mühevolles Streben, Ringen und Schaffen sich erworben hat. Im Reiche Gottes gibt es keine Freude ohne vorausgegangene Arbeit, und keine Gnadengabe, um welche der Mensch nicht selbst durch geistliche, langandauernde Entsagung gerungen. Darum müssen nun die Thörichten, anstatt daß sie leichter Mühe in den Hochzeitsaal eingehen könnten, in die Schule der Entsagung (des Kaufens, siehe oben) zurückgewiesen werden. Statt vorwärts, geht's bei ihnen rückwärts. Sie müssen lernen erst und erst Erkenntniß sammeln: sie müssen erst das Eigene hingeben, ehe ihnen das gegeben wird, was sie befähigt, an den himmlischen Hochzeitsfreuden Theil zu nehmen.

An der Hochzeit des Herrn, an jenem Freuden- und Jubelfest, wenn Christus wiederkommt, um sich mit seiner Gemeine in Herrlichkeit zu vereinigen, nehmen Die nur Theil, die durch das Wort des Herrn einen ewigen Lebensquell in ihren Herzen haben gründen lassen. Denn nur dadurch erzeugt sich eine Wachsamkeit, die auch nach Zeiten des geistlichen Schlafs eben dann wieder wacker auf dem Plan stehen kann, wenn es gilt, mit dem himmlischen Bräutigam zur Hochzeit einzugehen (V. 10). Das ist die Zeit der ersten Auferstehung, die Johannes als Hochzeit des Lammes beschreibt (Offenb. 19, 1—9.), und von der er (20, 6.) sagt: „Selig ist der und heilig, der Theil hat an der ersten Auferstehung. Ueber solche hat der andere Tod keine Macht, sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein und mit ihm regieren tausend Jahre."

Mit dieser Zeit nun ist Eine große Entscheidung gegeben; aber noch nicht die letzte. Darum können die thörichten Jungfrauen, nachdem sie zum Bewußtsein ihres Mangels gekommen, hingehen, um das Versäumte nachzuholen: sie können noch lernen, den Herrn als Herrn anrufen (V. 11). Und wenn ihnen auch die Theilnahme an der Seligkeit der Hochzeit versagt werden muß, wenn ihnen für die Zeit, wo das Himmelreich in sichtbarer Herrlichkeit auf Erden aufgerichtet sein wird: das schwere Wort des Herrn entgegentönt: „Wahrlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht" (V. 12), so können sie doch in einer späteren Zeit, wenn sie durch das Feuer der Endgerichte geläutert sind, noch selig werden. Ihr Erstlingsbau auf den Namen Christi mußte freilich zerfallen, weil er aus hinfälligen Aeußerlichkeiten, aus „Stoppeln" errichtet war; sie selbst jedoch können, wenn auch durch schwere Trübsal hindurch, gerettet werden (vgl. 1 Kor. 3, 15.).

2. Der Knecht nach der Arbeit.

Luk. 17, 1—10.

Der Sinn dieser gleichnißartigen Rede ist folgender: Der Glaube schließt auf Seite der Menschen bei aller Arbeit in der Liebe jede Lohnsucht und jeden Anspruch auf Lohn geradezu aus, aber er schließt ebenso nothwendig die Hoffnung auf eine Gnadenbethätigung von Seite Gottes (V. 8, b) ein.

Wie diese Gnadenbethätigung von Seite Gottes durch Christum wirklich erfolgt, zeigen die beiden folgenden Gleichnisse.

3. Der Edle und seine Knechte.

Luk. 19, 11—27.

Da sie nun zuhöreten, sagte er weiter ein Gleichniß, darum, daß 11
er nahe bei Jerusalem war, und sie meinten, das Reich Gottes sollte
alsobald d. i. sofort geoffenbaret werden, und sprach:
Ein Edler zog fern in ein Land, daß er ein Reich einnähme und 12
dann wiederkäme. Dieser forderte zehn seiner Knechte und gab ihnen 13
zehn Pfund und sprach zu ihnen: Handelt, bis daß ich wiederkomme!
Seine Bürger aber waren ihm feind und schickten Botschaft hinter 14
ihm her und ließen (ihm L.) sagen: Wir wollen nicht, daß dieser über
uns herrsche. — Und es begab sich, da er wiederkam, nachdem er das 15
Reich eingenommen hatte, hieß er dieselben Knechte vor sich fordern,
welchen er das Geld gegeben hatte, daß er wüßte, wer und was er
gehandelt hätte. Da trat herzu der Erste und sprach: Herr, dein 16
Pfund hat zehn Pfund erworben. Und er sprach zu ihm: Recht so, 17
du frommer Knecht! Dieweil du bist im Geringsten treu gewesen, sollst
du Macht haben über zehn Städte. Der Zweite kam auch und 18
sprach: Herr, dein Pfund hat fünf Pfund getragen. Zu dem sprach er 19
auch: Und du sollst sein über fünf Städte. Und ein Anderer kam 20
und sprach: Herr, siehe da, hier ist dein Pfund, welches ich habe im
Schweißtuch behalten; ich fürchtete mich vor dir, denn du bist ein harter 21
Mann; du nimmst, das du nicht gelegt hast, und erntest, das du nicht
gesäet hast. Er sprach zu ihm: Aus deinem Munde richte ich dich, du 22
Schalk. Wußtest du, daß ich ein harter Mann bin, nehme, das ich
nicht gelegt habe, und ernte, das ich nicht gesäet habe: warum hast du 23
denn mein Geld nicht in die Wechselbank gegeben? Und wenn ich gekommen
wäre, hätte ich es mit Wucher erfordert. Und er sprach zu 24
denen, die dabei standen: Nehmet das Pfund von ihm, und gebet es
dem, der zehn Pfund hat! Und sie sprachen zu ihm: Herr, hat er doch 25
zehn Pfund. Ich sage euch aber: Wer da hat, dem wird gegeben wer- 26
den; von dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen werden,
das er hat. Doch Jene, meine Feinde, die nicht wollten, daß ich über 27
sie herrschen sollte, bringet her und erwürget sie vor mir!

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Umstände, denen dies Gleichniß seine Entstehung verdankt!

Wir sehen Jesum aus dem Hause des Zachäus heraustreten, um seine Wanderung nach Jerusalem fortzusetzen (vgl. 11 mit 28). Das Herz des Volkes wie der Jüngerschaar, die ihm bisher gefolgt, ist von trunkener Hoffnung geschwellt. Denn obwohl die Worte, welche Jesus Luk. 18, 31—33. an seine Jünger insbesondere gerichtet hatte, geeignet waren, deren Herz mit Trauer zu erfüllen, heißt es doch V. 34 von ihnen: „Sie aber vernahmen der keins, und die Rede war ihnen verborgen, und wußten nicht, was das gesagt war." Warum? Weil das Herz, von süßen und hochfliegenden Hoffnungen geschwellt, keinen Raum für düstere Vorhersagungen hat. Und das Volk? Wohl hatte es gemurrt, als Jesus bei dem Sünder Zachäus eingekehrt war (19, 7.); aber jetzt, wo er auf die Schwelle heraustritt, das Angesicht von himmlischem Glanz der Freude über einen wiedergefundenen Sünder umstrahlt, den Mund noch umspielt von den Geistern jener beseligenden Worte, die er eben geredet (V. 9. 10), den Fuß erhoben zum Zug nach der Königsstadt, — jetzt hat wieder, wie schon so oft, seine majestätische Erscheinung den Geist des Murrens gedämpft, und aus dem Schoose des Gegensatzes springt neugeboren, kräftiger das Kind der freudigsten Hoffnung. In der Nähe — Jerusalem, auch jetzt noch wenigstens in der Idee die königliche Beherrscherin des Erdkreises; und hier Jesus, der Inhaber einer Wundermacht, die in That und Wort ihren gleichleuchtenden Doppelstrahl aussendet, — eine königliche Erscheinung, und dieser Jesus auf dem Zug nach Jerusalem! Ist's ein Wunder, wenn der aufgehäufte Brennstoff Feuer fängt, sobald der zündende Funke ihn berührt? Und hier lagen Brennstoff und Funke neben einander; jener im Herzen des Volks und der Jünger; dieser in der Erscheinung Jesu. In der That, Jesus in dieser Erscheinung, Jesus nach solchen Thaten (18, 35—43.), Jesus, umgeben von dieser Volksschaar auf dem Wege nach Jerusalem: das ist der König auf dem Weg zur Krönungsstadt, das ist der Zug zur Aufrichtung des neuen Gottesreichs!

Ein Blick auf die mächtig erregten Gesichter seiner Begleiter genügte für Jesum, um ihn ihre Stimmung durchschauen zu lassen. Aber wie er nun das Auge erhob, da schweifte der Blick einen stolzen Königspalast, der über den Häusern Jericho's emporragte; und haften blieb der Blick an dem hohen Gebäude, und es folgten die Blicke der Menge, und — war's Jesus, war's des Archelaus Königspalast, der nun sprach: „Ein Edler zog in ein fernes Land, daß er ein Reich einnähme und dann wiederkäme?"

So war ja Archelaus einst nach Rom gezogen, um auf den Thron sich erheben, das ererbte Land sich bestätigen zu lassen.

„Seine Bürger aber waren ihm feind und schickten Botschaft

hinter ihm her und ließen sagen: „wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche.“

So waren fünfzig Juden dem Archelaus nachgezogen, so waren später ihm acht Tausend nachgefolgt, um dem Kaiser Augustus im Apollotempel zu sagen: „wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche.“

„Und es begab sich, da er wiederkam, nachdem er das Reich empfangen hatte, hieß er dieselben Knechte fordern . . . und sprach zu dem Ersten: . . . Du sollst Macht haben über zehn Städte . . . Doch jene meine Feinde, . . . erwürget vor mir!“

So hatte Archelaus, nachdem er als Fürst von Idumäa und Samaria zurückgekehrt war, seinen Freunden und Getreuen Städte zum Lohn gegeben und an seinen Feinden blutige Rache genommen.

Doch was sollte dies jetzt und hier? Die Steine fingen an zu reden. Sie gaben Antwort auf die Frage, ob nicht das Reich Gottes sollte allsofort geoffenbart werden?

Noch war's ein Gleichniß, aber ein Gleichniß, das schon wie eine eben aufbrechende Knospe an manchen Stellen sich öffnete, um die Wirklichkeit hervortreten zu lassen.

Jesus selbst ist der Edle, der, zum erstenmal auf die Erde gekommen, um das Verlorene zu suchen und zu retten, einst wiederkommen wird, um Gericht zu halten und sein Reich in irdischer Herrlichkeit aufzurichten. Doch bevor diese Wiederkunft erfolgen wird, muß er von der Erde wegziehen, um das ihm bestimmte Reich im Himmel auch als Menschensohn einzunehmen. Vor dem Wegzug aber erfolgt eine Vertheilnng von Gaben an seine Knechte; denn die Knechte sollen während seiner Abwesenheit sein auf Erden gestiftetes Reichs- und Hauswesen verwalten, und zwar selbständig, ohne seine besondere Leitung und persönlich gegenwärtige Beaufsichtigung.

Wie erfolgt nun hier die Vertheilung? Nach dem ähnlichen Gleichniß Matth. 25 findet unter den Knechten eine ungleiche Vertheilung statt, so daß Knechte, die ein größeres natürliches Auffassungsvermögen besitzen, auch eine größere Summe geistiger Gaben zur Verwaltung des christlichen Hauswesens empfangen; nach unserm vorliegenden Gleichniß ist die Vertheilung eine völlig gleichmäßige, so daß Ein Knecht so viel erhält, als der Andere. Hierin scheint ein Widerspruch zu liegen. Allein der Widerspruch löst sich leicht bei genauer Betrachtung. Luk. 19 wird nur ein Theil der Güter und nur an einen Theil der Knechte vergeben; Matth. 25 berichtet von der Austheilung der sämmtlichen Güter an die Gesammtheit der Knechte. Darum ist dort von Centnern (Talenten à 1200 Thaler), hier von Pfunden (Minen à 20 Thaler) die Rede; darum ist dort die Austheilung eine ungleichmäßige: — sie richtet sich nach dem natürlichen Vermögen der Einzelnen; und daß alle Knechte eines königlichen Hauses gleiche natürliche Begabung haben sollten, ist eine un-

mögliche Annahme; hier ist die Austheilung eine gleichmäßige: — es werden unter den Hunderten von Knechten zehn herausgegriffen, die an natürlicher Begabung sich gleichstehen, eine erfahrungsgemäß leicht mögliche Annahme, besonders wenn wie hier nur die Schaar der untersten Knechte des Hauses ins Auge gefaßt wird. Je niedriger die Lebensstellung, das lehrt die Erfahrung, desto mehr verschwinden die Unterschiede der Begabung. Und gerade auf diese untersten Knechte des Hauses Rücksicht zu nehmen, war Jesus hier veranlaßt, wo eine Schaar von Männern aus dem weitern Jüngerkreise ihn umgab, während er Matth. 25. seine Rede gerade an den engsten Kreis und somit an die höchstbegabten seiner Jünger richtet.

Es ist also, wie wir sehen, die gleiche Vertheilung der Pfunde ein Zug des Gleichnisses, den Jesus aus seiner Umgebung abnahm. Ein zweiter Zug geht auf dieselbe Entstehung zurück. Die Bürger des Edlen, schon angedeutet durch die Geschichte des Archelaus, standen Jesu ebenfalls vor Augen. Es waren Leute, die sich anheischig machten, Jesu gewisse Steuern der Achtung und Ehrerbietung zu entrichten und gewisse Dienste zu leisten, wenn er ihnen in seinem Reiche die Vortheile zuzuwenden vermochte, welche sie von ihrem Messias glaubten erwarten zu dürfen. Je mehr sich nun mit der Zeit herausstellte, daß ihre irdisch gestalteten Erwartungen von Jesu getäuscht und geradezu abgewiesen wurden, desto leidenschaftlicher suchten sie seine Geistesherrschaft abzuschütteln. Ein Zug übrigens, der, bei den Juden nur zuerst hervorgetreten, durch die ganze Kirchengeschichte hindurchgeht.

Indessen haben die Knechte Jesu während der Zeit seiner Abwesenheit nicht zu streiten, sondern zu handeln; zu dienen, nicht zu herrschen. Es soll sich zeigen, wie sie die empfangenen Gaben in ihrem Berufskreis verwerthen, ob sie dieselben im rechten Geist des Handelns unter die Leute bringen, Andern durch Ausleihen Vortheile und sich selbst eben dadurch Vermehrung der Gaben zu wege bringen. Denn das ist die rechte Bedeutung des Handelns, daß durch Darlehen Andere aus der Noth zur eigenen wohlgegründeten Existenz, aus der Arbeitslosigkeit zur Mitarbeit an dem Geschäft erhoben werden, und daß zugleich dem Handelnden eine Steigerung seines Vermögens aus dem Handel erwachse. So ist es in der Kirche Christi eine tägliche Erfahrung, daß auch Solche, welche nur mit geringen geistlichen Gaben versehen sind, dennoch durch treue, sorgfältige Bethätigung derselben in ihrem Berufsleben nicht nur Andere zur gleichen Glaubensarbeit mit herbeiziehen können, sondern auch selbst reicher und reicher werden an eignem Glaubensleben, an Gerechtigkeit, Heiligkeit und Erleuchtung. Und gerade diese stille Arbeit, die ihr Contobuch nie den Augen der Welt vorlegt, ist es, die der Herr von seinen Knechten fordert und erwartet.

Unter dieser stillen Geistesarbeit nun auf der einen und jenem empörerischen Murren auf der andern Seite naht allmählich der Tag, an dem der Herr wiedererscheinen wird, nun nicht mehr, um zu suchen und zu retten, was verloren ist, sondern um Gericht zu halten, zunächst in seinem eigenen Hause und sodann über die, welche außerhalb desselben stehen. Sein Reich, zuvor inwendig in den Menschen, tritt nun heraus in sichtbarer Herrlichkeit. Er selbst, zuvor in Knechtsgestalt Jedem unterthan, läßt nun sein unwiderstehliches Herrscherwort über Alle ertönen. Er, der zuvor aus dem Reichthum seines Geistes Gaben reichte, richtet nun die Knechte je nach dem, was sie auf Grund seiner Geistesbegabung erreicht haben.

Fromme Knechte, die ihr Vermögen in treuem Dienst des Herrn auf der Erde umgetrieben haben, erhalten nicht nur Belohnung mit dem, was sie selbst durch ihre Arbeit für den Herrn erworben haben (V. 24), sondern auch als Belehnung eine Machtstellung über irdische Besitzthümer, eine äußere Machtstellung, welche der von ihnen erworbenen innern entspricht. Faule Knechte, die ihre Gabe im Verborgenen schlummern ließen, weil sie sich vor dem Schweiß der Arbeit scheuten, müssen nicht nur den Lohn treuer Arbeit entbehren, sondern auch der Begabung selbst verlustig gehen. Nichts gewinnen, heißt hier Alles verlieren. Wenn *sie* nicht auf eigne Hand mit dem Anvertrauten wuchern wollten, weil sie der Verantwortung entgehen möchten, welche jede selbständige Arbeit mit sich bringt, warum haben sie ihr Vermögen nicht *Andern* zur Verfügung gestellt, wo es Zinsen bringen konnte, ohne irgend eine Verantwortung ihnen selbst aufzuerlegen? Warum haben sie nicht einem größeren Ganzen sich angeschlossen? Der Herr hätte wohl aus dem Ganzen *ihr* Theil wieder herausgefunden. Gerechterweise aber gehen auch geistige Gaben dem verloren, der sie nicht gebraucht und übt. Und da keine Kraft in der Welt wirklich an sich verloren gehen kann, gehen die Gaben, die der Eine verliert, auf denjenigen Andern über, der die größte Fähigkeit bewiesen hat, sie aufzunehmen und zu verwenden. Das lehrt schon die „Weisheit auf der Gasse."

Die Feinde endlich, denen ihr aufrührerisches „Dieser" aus dem Munde des von ihnen verworfenen Herrn als verdammendes „Jene" entgegenschallt, werden im letzten großen Kampfe vernichtet.

Hier ist das Urtheil durchweg den vorausgegangenen Verhältnissen ebenso genau angepaßt, wie wir es bei Matth. 25 sehen und finden werden. Hier erhalten geringere Knechte für ihre treue Arbeit im „*Geringsten*" den entsprechenden Lohn; dort wird den höher begabten Knechten für gleich treue Arbeit zwar der gleiche Lohn; aber wie sie zuvor in des Herrn persönlicher Nähe standen und während seiner Leidenszeit aushielten, so erhalten sie außerdem noch Zutritt zu des Herrn eigner Freude. Hier wird dem trägen Knecht nur genom-

men, was er hat; dort wird er aus der vorher eingenommenen Stellung in der Lichtnähe des Herrn noch dazu hinausgestoßen in die Finsterniß. Je größer also die Begabung, desto höher der Lohn für treue Arbeit; und je näher die Stellung zum Herrn, desto ferner die Verwerfung vom Herrn bei bewiesener Untreue. Es geht hier wie dort auch in der Gnade nach dem strengen Gesetz der Gerechtigkeit; denn, wie wir bei dem Gleichniß vom hochzeitlichen Kleide schon gesehen haben: die Gnade des Herrn ist nie ohne Gerechtigkeit. Und wenn Luk. 19, 25. die Umstehenden sich in dies Gesetz noch nicht zu finden wissen, während Matth. 25. die Umstehenden ohne Bemerkung den Centner des Faulen dem fleißigsten Knechte zutheilen sehen, so haben wir auch hierin den Beweis, daß der Herr es hier mit geringer Begabten zu thun hat, wie sie gerade in seiner Nähe standen, während er dort inmitten seiner nächsten und höchstbegabten Jünger steht.

Luk. 19. bildet als das breitere und zeitlich frühere Gleichniß die Grundlage von Matth. 25., wo wir das engere und zeitlich spätere Gleichniß vor uns sehen.

4. Die Knechte und ihre Talente.

Matth. 25, 14–30.

Denn des Menschen Sohn (V. 13) ist) gleichwie ein Mensch, der 14
über Land zog. Er berief seine eigenen (d. i. die ihm als Eigen-
thum angehörenden) Knechte und übergab ihnen seine Güter. Und 15
einem gab er fünf Centner, dem andern zwei, dem dritten einen, einem
Jeden nach dem ihm eigenen Vermögen und zog bald hinweg. Da 16
ging der hin, der die fünf Centner empfangen hatte, und handelte mit
denselben und gewann andere fünf Centner. Deßgleichen auch, der 17
die zwei Centner empfangen hatte, gewann auch zwei andere. Der 18
aber den einen empfangen hatte, ging hin und machte eine Grube in
die Erde und verbarg seines Herrn Geld. Ueber eine lange Zeit kam 19
der Herr dieser Knechte und hielt Abrechnung (Rechenschaft L.) mit
ihnen. Da trat herzu, der die fünf Centner empfangen hatte, und 20
legte andre fünf Centner dar und sprach: Herr, fünf Centner hast du
mir übergeben; siehe da, ich habe damit andere fünf Centner ge-
wonnen. Da sprach sein Herr zu ihm: Recht so, frommer und getreuer 21
Knecht! Du bist über Wenigem getreu gewesen; ich will dich über Viel
setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude! Da trat auch herzu, der 22
die zwei Centner empfangen hatte und sprach: Herr, zwei Centner hast
du mir übergeben; siehe da, ich habe mit denselben zwei andere ge-
wonnen. Sein Herr sprach zu ihm: Recht so, frommer und getreuer 23
Knecht! Du bist über Wenigem getreu gewesen; ich will dich über Viel
setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude! Da trat auch herzu, der den 24
einen Centner genommen hatte und sprach: Herr, ich wußte, daß du
ein harter Mann bist; du schneidest, wo du nicht gesäet hast, und sam-

melst, da du nicht gestreuet hast; und fürchtete mich, und ging hin und 25
verbarg deinen Centner in die Erde. Siehe, da hast du das Deine.
Sein Herr aber antwortete und sprach zu ihm: Du Schalk und fauler 26
Knecht! Wußtest du, daß ich schneide, da ich nicht gesäet habe, und
sammle, da ich nicht gestreuet habe; so solltest du mein Geld zu den 27
Wechslern gethan haben, und wenn ich gekommen wäre, hätte ich das
Meine zu mir genommen mit Wucher. Darum nehmet von ihm den 28
Centner und gebet es dem, der die zehn Centner hat. Denn Jedem, 29
der da hat, wird gegeben werden und wird die Fülle haben; wer aber
nicht hat, dem wird auch, das er hat, genommen werden. Und den 30
unnützen Knecht werfet in die äußerste Finsterniß hinaus; da wird sein
das Heulen und das Zähnklappen.

Wenn im Gleichniß von den zehn Jungfrauen die Wachsamkeit innerhalb der christlichen Gemeinde (die mehr weibliche receptive Seite des christlichen Gemeindelebens, nach Olshausen) als Hauptgesichtspunkt zu fassen war, so ist es in den zwei darauf folgenden und in dem vorliegenden Gleichniß die Treue in Anwendung der anvertrauten Gaben (die mehr reproduktive männliche Seite), welche dem Herrn den Maßstab für sein richterliches Urtheil gibt.

Das Gleichniß entwickelt sich in Bildern aus dem irdischen Geschäftsleben durch vier Stufen: die Begabung, die Anwendung der Gaben, die Rechenschaft und das Urtheil.

Nur wenige Tage sind es noch, die Jesus mit seinen Jüngern zu verleben hat. Am Oelberg, wo er sich niedergelassen, haben sie sich um ihn geschaart und in besonderer Unterredung ihn nach Zeichen und Zeit seiner Wiederkunft gefragt. Die Zeichen hat er ihnen angegeben; die Zeit soll ihnen verborgen bleiben. Doch wessen es auf ihrer Seite bedarf, um gerüstet dazustehen, wenn die Zeit eintritt, das legt er ihnen im Gleichniß von den Knechten und ihren Talenten vor. Es sind also zunächst die Jünger Jesu im engsten Kreis, für welche dieses Gleichniß bestimmt ist; sie sind die Knechte, die mit zu der Haushaltung Gottes auf Erden gehören, und denen der Herr bei seinem Abzug von der Erde die Verwaltung seiner Geistesgüter anvertraut. Denn Geistesgüter sind die Centner, die der Herr ihnen austheilt. Sein Reich ist ein Reich des Geistes, und die Güter dieses Reichs sind geistliche: in irdischen Gefässen himmlische Schätze. Mit geistlichen Mitteln wird da gewirkt und hausgehalten, und auf geistlichen Gewinn zielt alles Wirken ab (V. 14). Aber wie das Höhere stets an das Niedrigere, so knüpft das Reich des Geistes an das Reich der Natur an; die geistlichen Talente werden ausgetheilt nach dem Maß der natürlichen Begabung. Der Herr gibt jedem Knecht „nach seinem Vermögen" (V. 15). Nach dem gleichen Grundsatz, den wir in Wirklichkeit später bei den Aposteln Jesu ausgestaltet finden, verfährt aber der Herr zu allen Zeiten bei

denen, die zum Haushalterdienst in seinem Reich berufen sind: er rüstet Jeden mit dem Maß von Geisteskräften und Geistesgaben aus, das seinen natürlichen Anlagen und Talenten entspricht. Auch hier nicht „Auflösung von Gesetz und Propheten, sondern Erfüllung.“ Die Naturbegabung bleibt die Grundlage für die Geistesbegabung. Wer viel natürliche Begabung besitzt, erhält beim Eintritt in das Reich Christi auch eine dem entsprechende höhere Geistesausrüstung; wer wenig besitzt, dem wird auch ein kleinerer Wirkungskreis für die Entfaltung seiner geistlichen Gaben angewiesen; aber Alle erhalten ein gewisses Maß, Keiner geht leer aus. Es ist wie in einer gewöhnlichen Haushaltung. Jeder Hausgenosse hat nach dem Maß seiner Kräfte bestimmte Aufgaben zu erfüllen, bestimmte Geschäfte auszurichten; der Eine mehr, der Andere weniger; aber Keiner darf müßig bleiben. Denn so klein der Wirkungskreis eines Einzelnen sein mag, auch der Kleinste ist ebenso nothwendig wie der Größte, und ob und wie er sein Amt verwaltet, davon hängt das Gedeihen und Wachsthum des Ganzen ab. Es ist das Lebensgesetz für jeden Organismus, daß das kleinste wie das größte der verschiedenen Glieder, aus denen jeder Organismus eben als solcher bestehen muß, seiner Aufgabe und Bestimmung genau gerecht wird. Nur dadurch kann das Ganze ohne Störung sich entwickeln und gedeihen.

Nun ist das Reich Gottes der feinste Organismus, weil er rein geistig ist; und was darum von jedem niedrigeren, das gilt im höchsten Sinn von ihm. Auf unbedingte Treue in der Anwendung der anvertrauten Geistesgaben, auf gewissenhafte Erfüllung der jedem Einzelnen obliegenden Geistespflichten kommt Alles an. Und ob der Eine viel, der Andre weniger, der Dritte nur ein geringes Maß von Geisteskräften empfangen hat: dadurch allein erbaut sich das Ganze, daß Jeder an seinem Theil thut, was irgend in seinen Kräften steht. Denn eben vom Thun und Wirken der Menschen hängt für diese Zwischenzeit der Entwicklung des Gottesreichs das Gedeihen und Wachsthum, die Vermehrung der geistigen Schätze ab.

Denn aus freien, selbstbewußten Wesen bildet sich das Himmelreich auf Erden. Freie, selbstbewußte Arbeit nur kann die Menschen innerlich fördern und weiterbringen. Und Freiheit nur und Selbstbewußtsein lassen ein späteres, richterliches Urtheil zu. Wie im Natürlichen die Menschen freies Verfügungsrecht über die Anwendung ihrer natürlichen Gaben besitzen; wie Gott nur segnend das treue Wirken und Schaffen des Einzelnen begleitet, und auch dies nur dadurch, daß er aus treuer Arbeit eine naturgemäße Vermehrung der Güter erwachsen läßt; und wie er nur das Eine sich vorbehalten hat, die Ergebnisse des Wirkens der Einzelnen im Großen und Ganzen in's Gleichgewicht zu setzen, sie fördernd ineinander greifen zu lassen,

und die Hemmnisse in naturgemäßen Schranken zu halten: so hält es auch der Herr Christus in seinem Reich des Geistes. Seine Knechte haben freie Macht, ihre geistigen Kräfte zu verwerthen oder sie brach liegen zu lassen; er selbst läßt ihnen nur, segnend das treue Wirken, Gewinn und Mehrung der geistlichen Güter aus sich selbst ersprießen, wie aus dem einen Samenkorn eine samenreiche Aehre erwächst; er verbindet nur die Erfolge ihrer Wirksamkeit zu Einem großen Gesammtwirken, indem er zugleich den feindlichen Gegenwirkungen ihre geistigen Schranken setzt. Auf diese Weise kann es kommen, daß ein Theil seiner Knechte im geistlichen Verkehr mit Andern durch treue Verwerthung ihrer Geisteskräfte eine Wirkung ausüben und einen Erfolg erzielen, die einer Verdoppelung ihrer geistigen Gaben und Güter gleich kommen. Und es kann sich ebenso ereignen, daß ein anderer Theil, in der Meinung, mit seinen geringen, einfachen Gaben sei doch nicht viel auszurichten, das Anvertraute in eine Grube verbirgt, also sich in irdische Arbeit versenkt und seinen geistigen Schatz ungenützt unter dem Schutt des weltförmigen Treibens liegen läßt (V. 16—18).

Das Alles läßt der Herr geschehen, und es kann eine lange Zeit darüber hingehen, ohne daß auch nur der geringste Anschein sich zeigt, als ob er um seinen Haushalt sich kümmere. Aber die Stunde der Abrechnung naht. Der Herr kommt wieder auf die Erde und fordert seine Knechte vor (V. 19). Die Zeit der menschlichen, frei bewußten Wirksamkeit im Reiche Gottes ist vorüber, und der Herr beginnt nun selbst durch neue, gewaltige Geistesausrüstung sein Reich aufzurichten. Da treten dann mit Freuden diejenigen Knechte herzu, die in treuer Anwendung der verliehenen Geisteskräfte eine Vermehrung der himmlischen Geistesschätze im Handel und Verkehr mit Andern erzielt haben; und wie sie mit Geistigem in Irdischem gearbeitet haben, so wird ihnen zur Belohnung auch geistige Herrschaft über das verklärte Irdische zu Theil (vgl. bes. Luk. 19, 17.). Ihre Treue im Kleinen erwirbt ihnen — nicht ein Nichtsthun in öder, thatenloser Freude, sondern einen neuen größeren Wirkungskreis, in welchem sie, frei von den Mühen und der thränenreichen Arbeit im Irdischen, ihre Himmelskräfte mit Freude und herrlichem Geisteserfolg bethätigen. Und gleicher Lohn wird hier Allen zu Theil, die in gleicher Treue gearbeitet haben, mögen auch ihre Geisteskräfte verschieden gewesen sein; denn was einzig Belohnung verdient, ist nicht, was sie erarbeitet, sondern wie sie gearbeitet haben; der Erfolg ihrer Arbeit war ja schon des Herrn Segen; nur ihre Treue ist ihr eigenes Werk.

Ebenso wird nun der dritte Knecht nicht deßhalb von dem Herrn bestraft, weil er diesem nicht einen Gewinnst einbringt, sondern weil er es an der Treue und an der geistlichen Arbeit hat fehlen lassen. Was er zu seiner Entschuldigung vorbringt, eben das verurtheilt ihn. Weil er geglaubt hat, er müsse mit seiner Arbeit

einen geistigen Gewinn bewirken, der dann nur dem „harten Mann" zu gut komme, darum hat er, im Mißtrauen gegen die verliehene Geisteskraft, lieber sich mit seinen natürlichen Gaben durchgearbeitet, was doch wenigstens ihm selbst einen Genuß, wenn auch nur einen irdischen, eintrug. Aber eben wenn er seiner eignen Kraft mißtraute, wenn er sich vor dem Herrn als einem harten Mann fürchtete, dann sollte er sich mit Andern zu geistigem Wirken verbunden, sollte Andern seine Gabe und sein Gut zur Verfügung gestellt haben, sollte die eigne kleine Kraft durch Verbindung mit andern Kräften zu einer größeren und bedeutenderen gemacht haben, um den vermeintlich harten Herrn zu befriedigen.

Daß er dies nicht gethan, ist ein Zeichen — nicht von Gottesfurcht, sondern — von der Trägheit und Untreue im Geistigen, die er sich trotz bessern Wissens hat zu Schulden kommen lassen; und darum ergeht nun trotz seines sonstigen Scharrens und Grabens im Irdischen eine doppelte Strafe über ihn. Er hat sich gegen die Gabe vergangen, die ohne seine Untreue durch die Arbeit Anderer sich hätte verdoppeln können: darum wird ihm die Gabe genommen, um demjenigen gegeben zu werden, der am meisten gearbeitet hat. Er hat sich gegen den Organismus des Reichs vergangen, der durch seine Schuld in der volleren Entwicklung gehemmt und gestört worden ist: darum wird er als unnütz aus diesem Organismus ausgeschieden; er kann kein Theil an der irdischen Herrlichkeits-Gestalt des Reiches Christi erhalten, weil er nicht durch seine Arbeit an der Ausgestaltung desselben hat Theil nehmen wollen.

5. Das Netz.

Matth. 13, 47—50.

Abermal ist gleich das Himmelreich einem Netz, das in's Meer 47
geworfen wurde, und das von allerlei Gattung zusammenbeschloß. Da es aber voll war, zogen sie es heraus an das Ufer, 48
saßen und lasen die Guten in Gefäße zusammen, aber die Faulen
warfen sie weg. Also wird es auch am Ende der Welt gehen. Die 49
Engel werden ausgehen und die Bösen aus der Mitte der Gerechten
ausscheiden, und werden sie in den Feuerofen werfen. Da wird das 50
Heulen und das Zähnklappen sein.

Wenn wir dieses Gleichniß an den Schluß unserer Einzelbetrachtungen setzen, so sind uns für dies Verfahren zwei Gründe entscheidend gewesen. Jesus selbst bezeichnet da, wo er seinen Jüngern in großen Strichen ein Gesammtbild des Himmelreichs vor Augen malt (Matth. 13.), mit diesem Gleichniß den Schlußpunkt seiner Darstellung. Und er bedient sich in demselben einer Zeitform (des Aorist), welche

die Vergangenheit schlechthin kennzeichnet. Wir sehen uns also durch das Gleichniß vom Netz in einen Zeitpunkt versetzt, wo die Entwicklung des Himmelreichs schlechthin als eine vergangene erscheint, d. i. ihren Abschluß gefunden hat.

Wir werfen unter Anleitung des Gleichnisses noch einen Rückblick auf die **Liebe** Gottes, welche im Verlauf der Weltzeit die ganze Welt zu **retten** unternahm, und sehen uns vor die unmittelbare Offenbarung der **Strenge** Gottes gestellt, welche nach Ablauf der Weltzeit die ganze Welt nach dem Gesetz einer unumstößlichen Scheidung **richtet.**

Worin zeigte sich die Liebe Gottes?

Gott breitete das Himmelreich wie ein Netz über die Welt aus; er führte somit selbst das herbei, was nach dem Gleichniß vom Unkraut unter dem Weizen durch feindliche Einwirkung geschah: eine Mischung von Guten und Bösen in der irdischen Reichsanstalt. War dies zufällig oder absichtlich?

Wenn man ein Netz in's Meer auswirft, so thut man das offenbar nicht in der Absicht, schlechte Fische zu fangen; vielmehr beabsichtigt man, nur gute herauszuziehen. Aber man weiß im Voraus, daß in dem Getümmel, das ein solcher Fischzug mit sich führt, allerlei Gethier, brauchbares und unbrauchbares, sich ansammeln wird. Wenn man trotzdem den Zug nicht unterläßt, so gibt man damit zu erkennen, daß man sich eine Ansammlung von allerlei Seegeschöpfen, guten und schlechten, zeitweilig gefallen läßt, weil man's eben nicht ändern kann. Hier ist also die Mischung eine nicht beabsichtigte, aber unvermeidbare.

Uebertragen wir diese Sätze auf Gott, so tritt sofort eine unverkennbare Verschiedenheit heraus. Es ist zwar auch hier unumwunden zuzugestehen, daß Gottes End-Absicht nur darauf gerichtet sein konnte, ausschließlich gute Seelen als Ergebniß des Zugs aus dem Völkermeer für das Himmelreich auszusondern. Aber da Gott im Voraus bestimmt wußte, daß in seiner Kirche, besonders wenn es zu der Aufregung des letzten Zugs gekommen, allerlei Menschen, Gute und Böse, sich ansammeln würden; und da Gott unzweifelhaft die den Menschen nicht zustehende Macht besessen hätte, eine solche Ansammlung zu verhindern, wenn es sein Wille gewesen wäre, nur gute Geschöpfe innerhalb der irdischen Reichsanstalt anzusammeln, so müssen wir annehmen, daß es eben sein Wille war, mit dem Netz des Himmelreichs in der Welt zeitweilig allerlei Geschöpfe, gute und böse zu umschließen; wir müssen annehmen, daß nach seinem Willen die zeitliche Christenkirche nicht eine ausschließliche Vereinigung von Heiligen, sondern eine Vorrichtung und Veranstaltung sein sollte, um Heilige und Unheilige in zeitweilige Gemeinschaft zu bringen. Gott ließ es sich also nicht nur gefallen, daß Gute und Böse in seiner Kirche sich mischten, wie wenn es ihm nicht möglich gewesen wäre, dies anders

zu gestalten; sondern es war seine ausdrückliche Absicht, sein Wille, daß für diese Erdenzeit, so lange der Fischfang währte, seine Kirche Gute und Böse in sich vereinigen sollte.

Der Grund für dies höchst auffallende und überraschende Verfahren Gottes liegt in dem Satz ausgesprochen: Gottes Reichsanstalt auf Erden soll nicht eine Anstalt von Heiligen, sondern eine Heilanstalt für die ganze Welt sein. Und in einer Heilanstalt nimmt man ja eben Ungeheilte und Kranke in der Absicht auf, sie zu heilen; und Gesunde und Heile haben darin nur ihren Platz als Pfleger für die Kranken. Denn darin unterscheiden sich eben Menschen von niedrigeren Geschöpfen, daß sie, wenn sie böse und schlecht und krank an der Seele sind, gut und gesund und heil werden können durch Umgestaltung ihrer Seele.

Wenn nun also Gott die Mischung von Guten und Bösen in der Kirche für die ganze Zeit seines letzten Zugs bestehen lassen wollte, so können wir den tiefsten Grund hiefür nur in seiner duldenden Liebe finden, die durch Zusammenfassung der Bösen mit den Guten auch Jene unter der Pflege Dieser gut machen wollte. Darin aber liegt für die Guten unabweislich die Pflicht der **Hoffnung.** Gottes duldende Liebe von der einen Seite erheischt nothwendig dienstwillige Hoffnung der Menschen auf der andern Seite; und Seelenpflege insbesondere ist ohne Hoffnung undenkbar.

Ist dies aber so, dann muß man es als ein wesentliches Vergehen gegen eine christliche Hauptpflicht verurtheilen, wenn Christen mit den unverständigen Reinigungskünsten heißblütiger Jugend alle „Gefässe und Geschöpfe zur Unehre" aus der großen Heilanstalt Gottes hinausstoßen wollen, um eine erträumte Gemeinschaft von Reinen und Heiligen herzustellen. Es ist das ein Versuch, der, weil er gegen Gottes thatsächlich ausgesprochenen Willen geht, stets in's Gegentheil von dem umschlagen muß, was er bezweckt. Die Guten, Reinen und Frommen müssen es sich nach Gottes Willen gefallen lassen, in der jetzigen Zeitkirche mit Bösen, Unreinen und Verächtern der Frömmigkeit zusammenzuwohnen: das erfordert das Wesen der Heilanstalt. Sie sollen es nicht in eigener Machtvollkommenheit verhindern wollen, daß nicht auch Unwürdige von den Segnungen und Erquickungen der christlichen Kirche genießen: wie dürfen Pfleger den Kranken die Arznei versagen? Sie haben nicht das Recht, wenn sie in der Minderzahl sind, sich selbst von einer mit Unchristen angefüllten Gemeinschaft zu trennen: die Pfleger sind in einer stark besuchten Heilanstalt immer in der Minderzahl; wollten die Christen hier sich trennen, so würden sie im Bild des Gleichnisses sich selbst aus dem Netz Gottes, aus dem Himmelreich, ausscheiden. Sie haben aber auch nicht das Recht, wenn sie einmal zufällig die Macht besitzen, die Unchristen zum ewigen Ver-

derben auszustoßen: dadurch würde der Charakter der Heilanstalt als solcher aufgehoben. Aber hüten müssen sie sich vermöge all der Vorsichtsmaßregeln, welche die christliche Heilslehre an die Hand gibt, daß sie nicht selbst in das ungöttliche Wesen der Bösen hineingezogen, nicht selbst faul, unrein und träge im lauteren Wirken für das Reich Gottes gemacht werden. Ihr einziges Recht und zugleich ihre einzige Pflicht den Bösen und Sündern gegenüber ist: unermüdliche, von der Hoffnung auf Gott getragene Seelenpflege zur Erweckung, Besserung und Heilung der seelisch Kranken. Und somit haben auch alle von den Heiligen gegen die Unheiligen ausgesprochenen Strafen in diesem pflichtmäßigen Recht ihr Maß und ihre Schranke; nie und nimmer dürfen sie einer völligen Verstoßung, Verwerfung oder Verurtheilung gleich kommen. Wie die jetzige Kirche selbst, so müssen auch ihre Strafen einen ausschließlich zeitlichen Charakter an sich tragen, und wie die Kirche im Großen und Ganzen, so müssen auch ihre Anordnungen gegen einzelne Ungläubige und Sünder stets und einzig auf Besserung zielen: alles dies auf Grund der duldenden Liebe Gottes einerseits und der ihr entsprechenden dienstbereiten Hoffnung der Menschen anderseits. Ist jene Liebe auch in ihrer Alles duldenden Kraft so groß, und diese Hoffnung in ihrem scheinbar aussichtslosen Dienst so schwer, daß selbst die besten Christen oft nur mit Mühe sich hineinfinden können, so müssen sie doch jene begreifen und diese üben lernen, wenn sie nicht gegen Gott streiten und sich selbst aus seinem Reich ausscheiden wollen.

In Wirklichkeit erstreckt sich nun aber die langmüthige Liebe Gottes nicht so weit, daß die Bösen und Sünder dadurch berechtigt würden, so zu bleiben, wie sie sind und da zu bleiben, wo sie sind. Und wenn auch den echten Christen vom Herrn verboten ist, in falschem Reinigungseifer alle Bösen auszuscheiden, so ist doch ihre Hoffnung auf eine endliche und völlige Scheidung von Guten und Bösen keineswegs aussichtslos. Nicht darum ist Gott so langmüthig, geduldig und liebevoll, daß die Kirche bleibe, was sie bis zur Vollzeit der Welt noch ist: ein Netz, angefüllt mit allerlei Gattung, Guten und Faulen; sondern eben darauf geht die ganze Veranstaltung Gottes von Anfang bis zu Ende hinaus, das ist seine End-Absicht, daß die Guten besser und die Bösen gut werden, daß sein Reich eine reine, unvermischte Gemeinschaft von Heiligen werde. Nur darum zieht er selbst aus dem Getümmel der Weltnoth allerlei Menschen, Gute und Schlimme in den Bereich seiner Kirche; nur darum beruft und sammelt er mittels seines Worts nach und nach alle Menschen aus allen Enden der Welt; nur darum läßt er insbesondere am Ende der Zeit noch einmal die Predigt seines Worts wie ein Alles umstrickendes Netz über alle Heidenvölker ausbreiten, damit an Alle der Ruf ergehe: Reiniget euch von euren Sünden;

laßt euch versöhnen mit Gott! Ist aber das Netz endlich voll, so wird es aus der Welt herausgezogen. Und es beginnt durch besonders Bevollmächtigte Gottes unter denen, die das Netz umfaßt hat, eine Auswahl und Scheidung, die alle Mischung grundsätzlich und für die Ewigkeit aufhebt. Es geht dann nicht mehr nach der duldenden Liebe Gottes, sondern nach seiner unerbittlich richtenden Strenge. Alle, die der irdischen Reichsanstalt Gottes nur thatsächlich, nicht aber dem innern Recht nach angehörten, werden dann auch durch äußere und thatsächliche Scheidung als unreine Bestandtheile ausgestoßen. Was sich nicht hat bessern und retten lassen, das wird dann gerichtet und verurtheilt zu Feuerqualen ewiger Schrecken; aller Schein schwindet; alle Ungläubigen verfallen in höchster und letzter Instanz dem Feuer voll unbeschreiblicher Schmerzen, das in ihrem Innern nimmermehr erlischt.

Die Wenigen aber, die dem Rufe Gottes in Wirklichkeit Folge geleistet, von ihrem ungerechten Wesen sich geschieden, die Sakramente wahrhaft in des Herrn Sinn gebraucht und das Wort Gottes haben zu innerem Leben werden lassen, werden dann, geschieden von aller Unreinigkeit und allen Unreinen und verklärt von einer Klarheit in die andere, leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich.

Vollendungsergebniß und Schlußsatz.

„Wir sind selig gemacht in der Hoffnung. So wir aber deß hoffen, das wir nicht sehen, so warten wir sein durch Geduld.“ Röm. 8, 24. 25.

Der durch Christum gegründete, auf den Glauben der Menschen erbaute und durch die Liebe sowohl nach Oben als nach Innen und Außen zusammengehaltene Reichsbau auf Erden kann seine himmlische Vollendung nur durch seinen Gründer erhalten. Dieser Vollendungszeit haben darum Christi Hausgenossen mit einer **Hoffnung** entgegenzuharren, die sich in Bezug auf den Herrn als bräutliches Sehnen, in Bezug auf die eigene Geistesausrüstung als uneigennützige Treue und in Bezug auf die noch kranken Glieder als geduldige und langmüthige Pflege kund gibt, und die den entscheidenden Abschluß dem Herrn überläßt, welcher der sehnenden Braut als hochzeitlicher Bräutigam, den uneigennützigen Knechten als überreich belohnender Herr, den unrettbar Bösen aber als endgiltig verurtheilender Richter erscheinen wird.

Gesammtergebniß der Einzelbetrachtungen und Schlußbetrachtung.

Die Entstehungsgeschichte irdischer Reiche dürfte sich in kurzen Zügen etwa so darstellen lassen: Einzelne Familien, die durch Bande des Bluts mit einander verbunden sind, vereinigen sich zu gegenseitigem Schutz gegen Angriffe von Fremden, und wählen aus ihrer Mitte ein Oberhaupt, dem sie die Schlichtung innerer Streitigkeiten und die Führung in den Vertheidigungskämpfen gegen Außen übertragen. Die Familien wachsen; die Gliederzahl des Verbandes mehrt sich: es bildet sich ein Volksstamm, dessen kennzeichnendes Merkmal die Familieneigenthümlichkeiten in Kleidung, Sprache und Sitte sind. Dieser Volksstamm findet neben sich andere Volksstämme von ähnlicher Entstehung und verwandter Natur. Ihn erfaßt das Streben, sich mit diesen zu vereinigen. Es werden Verträge geschlossen zu gegenseitiger Sicherung des Besitzstandes gegen Fremde. Unter gewaltsamer Ausstoßung oder Unterdrückung alles dessen, was nicht das Kennzeichen der Verwandtschaft an sich trägt, wird die Vereinigurg und Verschmelzung der verwandten Stämme herbeigeführt: es bildet sich eine Nation, die innerhalb bestimmter Landesgrenzen die gleiche Sprache, wenn auch in verschiedener Mundart, spricht, der gleichen Sitte folgt und dem gleichen frei gewählten Oberhaupt gehorcht. Was also die Entstehung eines irdischen Reichs begründet, das ist die Bluts- und Stammesverwandtschaft. Die Vereinigung der Stämme geht nur unter gewaltsamer Ausscheidung und Unterdrückung des Nichtverwandten vor sich. An die Spitze der neu sich bildenden Nation tritt ein von ihr selbst erwähltes Oberhaupt. Zweck der Vereinigung ist die Vertheidigung gegen Fremde. Und die natürliche Grenze ihres Bestandes findet die Nation in der Gleichheit der Sprache, Sitte und Lebensweise.

Die Entstehungsgeschichte des Reiches Gottes ist eine durchaus andere. Hier ist der König das Erste; in zweiter Linie erst treten die Unterthanen auf. Nicht sie wählen den König, sondern der König wählt sie: Christus wählt und schafft sich Unterthanen für sein Gottesreich. Die Mittel, deren er sich hiezu bedient, sind ebensowenig Gewaltakte oder Verträge von seiner Seite, als die Triebe der Bluts- und Stammesverwandtschaft von Seite der Menschen. Er begründet vielmehr einzig durch sein Wort, das eine unzerstörbare Lebenskraft in sich selbst trägt und menschlicher Beihilfe nicht bedarf, unter den Menschen eine neue Art von Verwandtschaft: die Verwandtschaft des

Geistes. Und indem er sich mit seinem Wort einzig an das Herz der Menschen wendet, das überall, wo Menschen wohnen, das gleiche ist, und indem er an die Stelle der natürlichen Bluts- und Stammesverwandtschaft eine Verwandtschaft des Geistes setzt, für dessen Ausdehnung weder Länder, noch Sprachen und Sitten eine Grenze zu ziehen vermögen, kündigt er sogleich beim Beginn sein Reich in einzigem Sinn als ein Weltreich an, d. i. als ein Reich, dessen ausgesprochener Zweck es ist, die ganze Welt für sich zu erobern. Dem innern Recht nach besteht dies Reich nur aus Geistesverwandten; aber als Weltreich kann es nicht verhüten, daß nicht die Welt ihm ihr dunkles, materielles Gepräge aufdrückt. Es drängt sich Nichtverwandtes in seinen Bereich ein; unter die Kinder des Reichs mischen sich Kinder der Bosheit. Hier nun gilt als unumstößlicher Grundsatz, daß die Kinder des Reichs durch keinerlei Gewalt eine Ausstoßung oder Unterdrückung des Nichtverwandten herbeiführen dürfen; es steht ihnen grundsätzlich gegen feindselige Elemente innerhalb der irdischen Reichsanstalt nur das Mittel tragender, bessernder und sich selbst rein haltender Geduld zur Verfügung bis auf eine vom Herrn des Reichs selbst festzustellende Scheidezeit.

Wo kreatürliches Leben sich findet, da erblicken wir als seine Offenbarungsformen Wachsthum und Ausdehnung. Wo und solange ein irdisches Reich Lebenskraft und -Trieb in sich trägt, muß es wachsen und sich ausdehnen. Nun kann es aber dieser Naturforderung nur bis zu einem gewissen Grade genügen, ohne sich genöthigt zu sehen, den Bestand anderer Reiche zu gefährden. Das Reich also, zum Zweck des Schutzes und der Vertheidigung gegründet, geht in Folge des naturgemäßen Ausdehnungstriebes zum Angriff über. Unterliegen die Angreifenden, so ist das Reich gesprengt und ein anderes tritt an seine Stelle. Siegen sie, so können sie dies nur, indem sie Andern das Schicksal bereiten, das ihnen im Fall des Unterliegens bevorstand. Sie vergrößern sich also, indem sie andere Reiche völlig oder theilweise sich einverleiben. Was ihnen Vortheil bringt, ist den Andern Nachtheil; was zu ihrer Bereicherung dient, verursacht bei den Andern Verarmung. Kein irdisches Reich geht naturgemäß darauf aus, dem Nachbarreiche Vortheile zuzuwenden, von denen nicht mindestens der größere Theil ihm selbst zufällt.

Auch das Reich Gottes trägt die Forderung in sich, zu wachsen und sich auszudehnen; und zwar ist diese Forderung bei ihm ursprünglicher Grundsatz: die Eroberung der ganzen Welt ist, wie wir sahen, grundsätzlicher Zweck des Reiches Gottes. Bei der Ausführung dieses Grundsatzes aber tritt sofort ein bemerkenswerther Unterschied gegenüber den irdischen Reichen hervor. Das Reich Gottes gefährdet in

seiner Ausdehnung niemals den Bestand anderer Reiche; vielmehr, vom kleinsten, persönlichen Anfang in ununterbrochener Weiterentwicklung zu einem schattenreichen, lebensfrischen Baum sich ausbildend, gewährt es andern Reichen, auch wenn sie schon dem Untergange nahe sind, noch einmal eine Zeit des Aufathmens und Wiederauflebens, des friedlichen Wohnens unter seinen Zweigen; ja, indem es wie einen Sauerteig sich in die irdischen Reiche einmischen läßt, gestaltet es diese innerlich um, macht sie genießbarer und durchdringt sie mit einer Menge von Lebenskräften und verborgenen Segnungen. Und wenn einmal ein Volk, das von Gott zum Träger seines Reichs erkoren war, seines Berufs unwürdig wird, so daß es, nach Verachtung aller göttlichen Geduld, innerer Zerrüttung und äußerem Verfall anheimgegeben werden muß, so geht doch das Reich selbst nicht mit seinem zeitweiligen Träger unter. Wie sehr derselbe es umschlinge und an sich fessele, es löst sich unverletzt und ungeschmälert von ihm ab, um immer neu und großartiger unter einem andern Volk sich zu erbauen. Ein zweiter, höchst bedeutender Unterschied ist der, daß das Reich Gottes niemals von andern Reichen irgend Etwas sich gewaltsam anzueignen sucht. Sein Angriff gegen die Welt gestaltet sich wunderbarer Weise als Unterwerfung unter die Gewalt der Welt und als völliger Verzicht auf die Güter und Genüsse der Welt. Es stellt an alle seine Glieder die unnachläßliche Forderung, daß sie ihren auf irdischen Gewinn, Besitz und Genuß gerichteten Sinn durchaus umändern, sich selbst in ihren liebsten natürlichen Trieben völlig verleugnen und der Welt mit Allem, was zu ihr gehört, ohne Rückhalt entsagen. Dagegen bietet es Allen, die in seinen innern Bereich eintreten, Dinge, welche man in irdischen Reichen nicht ahnt, nicht kennt und nicht empfängt: Schätze geistiger Begabung und Neuschöpfung, Perlen weltübersteigender Erkenntniß.

Der natürliche Rechtszustand einer menschlichen Gesellschaft, bevor sie sich zu einem Reiche zusammengeschlossen, ist der Zustand des Faustrechts. Die nackte, unverhüllte Selbstsucht hat allein gesetzgebende, die rohe Kraft allein ausführende Gewalt. Es ist der offene Krieg Aller gegen Alle. Mit der Gründung des Reichs fällt die Aufstellung von Gesetzen zusammen. Die urwüchsige Selbstsucht verlernt die Ausschreitungen ihrer Jugendzeit; sie lernt Maß halten, lernt ihre Schritte nach den Regeln gesetzlichen Anstandes kürzen. In dieser Gestalt empfängt sie die Weihe des staatlichen Gesetzes. Die Rache als natürliche Stimmung gegen den Beleidiger wird in diesem Zeitpunkt nicht nur gebilligt, sondern förmlich geheiligt; sie fängt erst an zu schwinden mit dem Zeitpunkt, wo die Selbstsucht sich mit der Feigheit zu vereinen beginnt. Der Haß als natürliche Stimmung gegen alle Fremden wird auf Grund der Vaterlandsliebe

zur gesetzlichen Pflicht erhoben; er schwindet erst oder tritt zurück, wenn die Selbstsucht sich in Handelsverbindung mit der Habgier setzt. Die natürliche Stellung Aller gegen Alle ist zwar nicht mehr die eines offenen Kriegs, aber die eines Alles durchdringenden Eigennutzes. Die Veränderung gegen früher beruht im Grunde darin, daß die Selbstsucht der Einzelnen zurückgedämmt ist, um die allmächtige Selbstsucht des Staats frei strömen zu lassen. So stand es in den vorchristlichen Staaten. Durch den Einfluß des Christenthums ist in der rechtlichen Ausgestaltung des Staatslebens Manches vortheilhaft geändert. Aber auch der heutige „Rechtsstaat" hat es noch nicht einmal so weit gebracht, jedem Menschen als solchem das gleiche Recht angedeihen zu lassen; nach reinen Zufälligkeiten der Geburt, des Standes &c. bestimmt sich das Maß des Rechts, das dem Einzelnen zuerkannt wird.

Dem gegenüber verkündigt das Reich Gottes als ersten Rechtsgrundsatz die Gleichheit aller Menschen. Wie sie Alle gleicherweise als Sünder vor Gott bezeichnet werden, so kommt Gott in Jesu Christo Allen gleicherweise mit suchender und rettender Liebe entgegen. Indem Jesus Christus als Menschensohn unter den Menschen wandelt und indem er ihnen die Liebe Gottes in menschlich fühlbarer Glut nahebringt, entzündet er in ihnen zunächst eine feurige Liebe zu seiner eigenen Person. Diese Liebe trägt sich mit innerer Nothwendigkeit auf Gott über; denn Gott ist es, der in Christo den Menschen in leibhafter Gestalt nahetritt. Sie umfaßt mit derselben Nothwendigkeit jeden Menschen als solchen; denn der Mensch als solcher ist es, der in Jesu verkörpert erscheint. So wird die Liebe das einzige, aber voll ausreichende Lebensgesetz aller Glieder des Reichs. Sie lieben Gott in Christo; sie lieben Christum in jedem einzelnen Menschen, sowohl in dem, der dem gleichen Reichsgesetz sich unterstellt, als in dem, der ihnen fremd oder feindlich gegenübersteht. Das Recht des Stärkern wird hier zur Pflicht, den Schwächeren zu dienen. Die Rache gegen den Beleidiger wird zur freien und rechtskräftigen Vergebung der Beleidigungen. Der Haß gegen Fremde und Feinde wird zum glühenden Verlangen, durch eigne Hingabe unter die mannigfachsten Bedrängnisse und Entsagungen den Fremden und Feind in einen Freund zu verwandeln. Der Streit des Eigennutzes Aller gegen Alle wird zum allgemeinen Wettstreit der Selbstaufopferung.

Irdische Reiche finden die Erfüllung ihrer Bestimmung in der Gegenwart; was sie in der Gegenwart erringen oder besitzen, das gehört ihnen; die Zukunft liegt außer ihrem Kreise; die praktische Staatsklugheit scheut nichts lebhafter, als Zukunftsträume. Es ist dies die natürliche Folge einer Einrichtung, welche die Selbstsucht als

leitenden Grundsatz in sich trägt; denn die Selbstsucht hat vermöge ihrer Natur nur Einen auf die Gegenwart gerichteten Blick. Ihr Wahlspruch lautet: „Sei nur Friede und Treue zu meinen Zeiten!" „Nach uns die Sintfluth!" Man sieht, das ist eine Betonung der Gegenwart auf Kosten der Zukunft, wie sie ausschließlicher und gründlicher sich nicht aussprechen kann. In Wirklichkeit entfaltet denn auch die Selbstsucht, wo sie als Staatsgesetz sich geltend macht, im Anfang eine wunderbar zusammenkettende und zusammenhaltende Gewalt; aber im weitern Verlauf höhlt sie das Innere aus, und es erfolgt, was bei solcher Lage der Dinge nicht ausbleiben kann: ein Zusammensturz des Reichs, wobei auch die vergleichsweise Guten mit den Bösen untergehen. So ist es bisher bei irdischen Reichen stets gewesen; und Alles berechtigt zu dem Schluß, daß es bei irdischen Reichen stets so sein wird.

Dagegen das Reich Gottes ist wesentlich auf die Zukunft angelegt; seine Gegenwart ist — ohne den Schlüssel der Zukunft — ein nie zu lösendes Räthsel; der Reichsbau bleibt unvollendet, wenn nicht die Zukunft ihn mit Dach und Zinne krönt; die Himmelreichsklugheit rechnet stets und grundsätzlich mit der Zukunft. Mit doppeltem Blick steht die Liebe auf der Warte: mit dem Lichtblick des Glaubens für die Gegenwart, mit dem Fernblick der Hoffnung für die Zukunft. Der Himmelreichsbau geht einer Vollendung entgegen, bei welcher aller Schutt, der während des Bauens sich Innen angesammelt hat, gründlich ausgeräumt und alles Brauchbare an die ihm zukommende Stelle versetzt wird. Was für Erdenzeiten durch den Willen des Himmelreichsherrn verbunden und vermischt war, wird für Ewigkeiten durch denselben Herrn geschieden und getrennt; und was nach allen Weltrichtungen zerstreut war, alle die Glieder und Theile und Theilchen des Reichs folgen dem allgewaltigen magnetischen Einigungszug des göttlichen Worts. Die Guten werden von den Bösen ausgesondert, und nicht das kleinste Gute bleibt zurück; die Bösen werden von den Guten abgestoßen, und nicht das geringste Böse wird verschont. Veränderungen am sichtbaren Himmel versetzen die Erde in gewaltiges Kreisen; ihre Schwingungen verdoppeln sich; das Feuer ihres Innern wird entbunden. Was höhere Natur an sich trägt, vereinigt sich, um sich von der Erde abzulösen und das neue Reich der Herrlichkeit zu bilden: der Glaube geht in's Schauen, die Liebe in Genuß, die Hoffnung in Erfüllung ein; was in Folge eigner, sündig materieller Schwere von der Erde festgehalten wird, verfällt dem qualendunkeln Feuer der Vernichtung.

Dies ist in kurzen Zügen das Gesammtbild des Himmelreichs, das Jesus, wie ein weiser Hausvater aus seinem Schatze Altes und

Neues hervorholend, in wunderbar schönen Einzelbildern vor den Augen seiner Zeitgenossen entrollte. Keine andere Lehrart hat so, wie das Gleichniß an und für sich die Eigenthümlichkeit, Altes und Neues zu verbinden, an Altes und Wohlbekanntes das Unbekannte und Neue anzuknüpfen. Und wir werden daher kaum irren, wenn wir in dieser Eigenthümlichkeit der Gleichnißform den nächstliegenden Grund für die Thatsache erblicken, daß Jesus sich mit besonderer Vorliebe der Gleichnisse bediente. Seine tiefsten Lehren vom Himmelreich fanden hier einen durch Gottes Gesetz, durch vielhundertjährige Geschichte und durch die Natur selbst gelegten Untergrund. Die einfachen Naturgesetze von Saat und Ernte u. s. w. waren allen denkenden Menschen längst bekannt: Jesus benützte das Bekannte, um hieraus das Neue zu erweisen, daß im Reich des Geistes die gleichen Gesetze Geltung haben, welche das Reich der Natur regieren. Die Gesetze und Einrichtungen irdischer Reiche waren allbekannt: Jesus erbaute auf ihnen für sein Gottesreich das neue Gesetz der Liebe. Daß ein Reich Gottes gegründet werden sollte, und daß daran nur diejenigen Theil haben konnten, welche sich der Vorarbeit auf dem Boden des göttlichen Gesetzes unterzogen hatten — das war für die Juden eine ausgemachte Wahrheit; daß aber dies Reich zunächst im Verborgenen, als unscheinbare Herzenssaat, erkeimen würde, und daß man in das Reich nur durch Glauben an Jesum Christum, also auf dem Gnadenweg, eintreten könne — das war den Juden eine neue, schwerbegreifliche Lehre. Daß alle Reiche der Welt dem Gottesreich unterworfen werden müßten — nichts Klareres konnte es für einen gläubigen Juden geben; daß aber das Reich Gottes die Weltherrschaft durch völlige Unterwerfung unter die Gewalt der Welt, durch Leiden und Entsagungen, erringen werde, daß gerade der Leidensweg derjenige Weg sei, auf welchem alle Reiche der Welt schließlich Gottes und Christi werden müssen — das war für die Juden im Allgemeinen, ja selbst für die Jünger, das ist noch heute ein „Geheimniß."

Wir haben aber mit dieser Eigenthümlichkeit der Gleichnisse nur Einen, und zwar einen Nebengrund für deren Lieblingsgebrauch von Seite Jesu angegeben. Der Hauptgrund ist ein anderer.

Die Gründung des Reichs Gottes auf Erden war der Kern- und Mittelpunkt seiner Wirksamkeit und Lehre im Allgemeinen. Sie war insbesondere der Kernpunkt seiner Gleichnisse. Um diesen Einen Punkt reihten sich in wunderbarer Farbenpracht die einzelnen Gleichnisse wie Blüthenblätter, die anfangs den Kern verschließend umhüllen, um ihn in weiterer Entwicklung endlich ausgebildet und unverhüllt an's Licht des Tages treten zu lassen. Jeden Umstehenden nöthigen sie durch Einfachheit und Pracht unwiderstehlich zur Bewunderung. Dem rohen Auge verhüllen sie den Kern; den Tieferblickenden lassen sie durch die duftige Hülle hindurch das reiche Innere ahnend erkennen. Sie

hüllen die höchsten Himmelswahrheiten in die Umkleidung irdischer Wirklichkeit, um dieselben der Berührung unreiner Hände zu entziehen, und um zugleich die Empfänglichen zu tieferer Forschung anzuregen. Sie geben denen, welche schon ein gewisses Verständniß übersinnlicher Wahrheiten haben, immer hellere Aufklärung, und sie benehmen denen, welche sich für die Alleinbesitzer der Weisheit halten, auch den Schein von Wahrheit, unter dem sie sich brüsten. Und während sie so auf der einen Seite die ganze Unseligkeit des von Gott abgelösten Menschenherzens offenbaren, erfüllen sie auf der andern Seite die Herzen derer, die mit Gott durch das Band der Wahrheit verbunden sind, mit einer über die Begriffe von Jahrtausenden hinausgehenden Seligkeit.

Darin liegt etwas Besonderes.

Wir lesen, daß Jesus den Jüngern durch seine eigenen Erklärungen das im Gleichnißgewand verhüllte Geheimniß des Himmelreichs offenbarte; und wir machen die merkwürdige Beobachtung, daß die Andern durch diese Art der Lehre Jesu immer mehr in's Unklare über das versetzt wurden, was er eigentlich bewirken und ausrichten wollte. Beides war nicht zufällig. Mit klarem Bewußtsein that Jesus das Eine; mit klarer Absicht erstrebte er das Andere. Auf die Frage seiner Jünger: „warum redest du zu ihnen durch Gleichnisse" (Matth. 13, 10.) gibt er die Antwort: „Euch ist gegeben, daß ihr das Geheimniß des Himmelreichs vernehmet; diesen aber ist es nicht gegeben." Absicht also war es, daß die Jünger Jesu seine Gleichnisse verstehen, Absicht, daß die Andern sie nicht verstehen sollten; denn gegeben oder nicht gegeben, und zwar von Gott gegeben oder nicht gegeben, wird die Fähigkeit, das innere Wesen dieser Bilderworte zu erfassen; und was Gott gibt, das gibt er niemals ohne Absicht; und wo Gott nicht gibt, da ist es eben seine Absicht nicht zu geben. War es aber göttliche Absicht und Bestimmung, daß die Einen Jesu Gleichnißworte verstanden, die Andern nicht, so muß es folgerichtig als göttliche Bestimmung betrachtet werden, daß den Einen das gegeben würde, was die Gleichnißreden als wesentlichen Gehalt umschlossen, d. i. das Himmelreich mit seiner Seligkeit; und daß den Andern das zu Theil würde, was der Nichtannahme der Himmelreichspredigt folgen sollte, d. i. das Verderben. Und es ist also, nach den eigenen Worten Jesu, dem einen Theil der Menschen mit der Fähigkeit, sein Wort zu erfassen, auch die Seligkeit bestimmt; dem andern Theil hingegen, dem die Fähigkeit abgeht, in das Geheimniß des Himmelreichs einzudringen, ist nach Gottes Willen das Verderben bestimmt.

Hierin scheint eine schneidende Ungerechtigkeit zu liegen. Mit Recht, scheint es, kann gefolgert werden: Wenn Gott den Einen das Verständniß für das Wort Jesu und damit die Pforte zur Seligkeit eröffnet, während er den Andern das Erste und somit auch das Zweite verschließt, so wird der Vorwurf der Ungerechtigkeit einem

solchen Verfahren nicht erspart werden können. Gleichwohl ist er durchaus unbegründet. Jesus selbst hat ihm allen Grund durch eine weitere Bemerkung entzogen. „Denn," fügt er Matth. 13, 12. bei, „wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat."

Beide Menschenklassen also haben etwas, das ihnen Gott von Anfang an schon gegeben hat; — denn, ohne daß Gott gibt, hat der Mensch überhaupt Nichts. — Aber zwischen Haben und Haben ist ein Unterschied.

Was hatten die Jünger Jesu, das sie vor ihren Stammesgenossen so ausgezeichnet erscheinen ließ? In äußerlichen Ansichten über die Person des Messias, in den Hoffnungen auf ein irdisches Gottesreich, standen sie mit ihren Volksgenossen auf gleicher Stufe. Ihr mangelhaftes Verständniß zog ihnen oft genug Rügen ihres Herrn zu. Und selbst was sie vor Andern auszuzeichnen schien: ihr Sinn für göttliche Wahrheit, begründete noch keine Auszeichnung; denn auch dieser Sinn ist ein Etwas, das allen Menschen von Gott, oder wenn man lieber will, von Natur eingepflanzt ist, das somit nicht blos den Jüngern, sondern auch den Volksgenossen derselben eingepflanzt war. Was in Wirklichkeit die Jünger von diesen Letztern unterschied, das war der Umstand, daß sie diesem eingepflanzten Sinn auch fernerhin nachgegangen waren, daß sie ihn in sich angebaut und weiterentwickelt und somit zu ihrem geistigen Besitzthum ausgebildet hatten: damit erst hatten sie ihn wirklich; er war ihr inneres Eigenthum geworden. Die Andern hingegen hatten diesen Gotteskeim von Zeitmeinungen und Stammesvorurtheilen überwuchern lassen und waren damit so weit gekommen, daß der Wahrheitssinn, ob er wohl noch in ihnen war, die Kraft verloren hatte, sich geltend zu machen; sie hatten ihn noch, aber sie hatten ihn nicht mehr zu freier Verfügung; er hatte aufgehört, in ihnen eine wirkende und weiterbildende Macht zu sein.

Beide also hatten den Wahrheitssinn von Gott empfangen: ihn weiterzubilden, war Beiden als göttliche Naturpflicht auferlegt. Daß die Jünger sich dieser Pflicht unterzogen, war also freilich kein Verdienst; daß die Andern es nicht thaten, das machte ihren Mangel allerdings zunächst nur zur zeitlichen Schuld.

Aber, wenn auch die That der Jünger kein Verdienst begründete, so machte sie dieselben doch fähig, eine höhere Stufe zu ersteigen; und weil die Unterlassung der Andern wenn auch nur eine zeitliche, doch immerhin eine Schuld war, so begründete sie rechtlich einen Rückgang in der weitern Entwicklung. Denn das ist göttliche Lebensordnung, daß die wirkliche und ordnungsgemäße Verwerthung der gegebenen Kräfte einen Zuschuß von Kräften bewirkt, während Nachlässigkeit in der Anwendung und Durchbildung des Gegebenen zunächst Abschwä-

chung, dann Rückgang und endlich völligen Verlust der Gabe zur unvermeidlichen Folge hat. Kann es demnach allerdings nie ein Verdienst begründen, wenn der Mensch die von Gott verliehenen Gaben pflichtgemäß verwerthet, so führt dies Verhalten doch als Gnadenlohn eine Steigerung der Gabe bis zur Fülle mit sich; und ist die Nichtverwerthung der gegebenen Anlage des Menschen eigene Schuld, so ist es Offenbarung göttlicher Gerechtigkeit, wenn dem Menschen nicht nur der Genuß der Gabe, sondern schließlich die Gabe selbst entzogen wird.

Dieser doppelseitige Entwicklungsgang ist ein allmäliger. Und wie es in der Steigung, ehe der Endpunkt der Fülle erreicht ist, stets wieder einen Punkt gibt, von dem ein Zurücksinken und Herabfallen möglich ist, so gibt es im Sinken immer wieder Punkte, auf denen ein Anhalten und allmäliges Aufsteigen ermöglicht wird.

Diese beiden Gesichtspunkte nun vereinigen sich darin, daß Jesus zu seiner Lehre sich der Gleichnisse bediente. Die Jünger sollten vor Stillstand bewahrt und zu ununterbrochenem Aufwärtssteigen, zu immer treuerer und innigerer Aneignung der Heilswahrheiten geleitet werden. Blieben sie auf diesem Wege, so war ihnen die Fülle der Erkenntniß und damit die Seligkeit gewisses Endziel. Die Uebrigen sollten zunächst zum Stillestehen und Zuhören bewogen, zum Aufmerken und allmäligen Aufsteigen ermuntert werden. Wollten sie das nicht, so war immer tiefere Verfinsterung und endliche Verstockung ihres Herzens ihr unentrinnbares Loos. Das Verderben war dann ihre gerechte Strafe, weil es ihre eigene Schuld war, ebenso, wie umgekehrt die Seligkeit freier Gnadenlohn Gottes bleibt, weil der Mensch sie nie als Verdienst beanspruchen kann. Es ist die große, unausdenkliche Gnade Gottes, daß er für sein fortwährendes Geben endlich mit der höchsten Gabe, der Seligkeit, lohnt; und es ist die furchtbare Macht der menschlichen Verfehlung und Sünde, daß der mit dem ersten Fehltritt beschrittene Weg in ewiges Verderben ausläuft. Gnade ist es, die den redlich nach Wahrheit ringenden und in der Erforschung der Wahrheit fortschreitenden Menschen die endliche Seligkeitsfülle bestimmt; verdiente Gerechtigkeit ist's, die den Menschen, welche der Wahrheit nicht gehorchen, die Verdammniß bereitet.

Inhalt.

I. Gesammtübersicht des Baues.

II. Einzelbetrachtungen.

A. Die Gründung des Baues.

B. Die Ausführung des Baues.

Bei J. F. Steinkopf in Stuttgart, Holzstraße 16, ist erschienen:

Beck, J. T., theol. Dr., Leitfaden der christlichen Glaubenslehre für Kirche, Schule und Haus. Zwei Abtheilungen. 2. verb. Aufl. 3 fl. 18 kr. oder 2 thlr.

— — Umriss der biblischen Seelenlehre. Ein Versuch. Dritte vermehrte und verb. Aufl. 1 fl. 12 kr. od. 22 sgr.

— — Einleitung in das System der christlichen Lehre oder propädeutische Entwicklung der christlichen Lehrwissenschaft. Ein Versuch. Zweite, verm. Aufl. 8. 2 fl. od. 1 thlr. 6 sgr.

— — Die christliche Liebeslehre. (Fortsetzung des „Leitfaden der christlichen Glaubenslehre.") Erste Abtheilung: 1) Die Geburt des christlichen Lebens, sein Wesen und sein Gesetz. 2) Die christliche Menschenliebe, das Wort und die Gemeinde Christi. 2. Aufl. 2 fl. od. 1 thlr. 6 sgr.
(Die Fortsetzung: **die Sakramentslehre** wird bald möglich nachfolgen.)

— — Christliche Reden. Erste Sammlung. (62 Predigten.) 2 fl. 24 kr. od. 1½ thlr. — Zweite Sammlung. 1 fl. 30 kr. od. 26 sgr. — Dritte Sammlung. (43 Predigten.) 2 fl. 24 kr. od. 1½ thlr. — Vierte Sammlung. (52 Predigten.) 2 fl. 42 kr. od. 1⅔ thlr. Fünfte Sammlung. (52 Predigten.) 2. Aufl. 3 fl. od. 1 thlr. 25 sgr. — Sechste Sammlung. (43 Predigten.) 2 fl. 24 kr. od. 1½ thlr.

Kübel, R., Lic., Prof., Bibelkunde. Für Religionslehrer und zum Selbstunterricht. Erster Theil: **Das Alte Testament.** 2. Aufl. 1 fl. 40 kr. oder 1 thlr.

— — — — Zweiter Theil: **Das Neue Testament.** 2. Aufl. 2 fl. 12 kr. od. 1 thlr. 8 sgr.

— — Das Alte Testament in seiner Bedeutung für das geistliche Amt. 18 kr. od. 6 sgr.

— — Das Alttestamentliche Gesetz und seine Urkunde. 33 kr. od. 10 sgr.

— — Das christliche Lehrsystem nach der heiligen Schrift dargestellt.
(Unter der Presse)

Wörner, E., Die Grundwahrheiten des biblischen Christenthums. Vorträge. Zweite, neu durchgearbeitete und mit Vorträgen verwandten Inhalts erweiterte Ausgabe. geh. 1 fl. 42 kr. od. 1 thlr.

— — Verhältniss des Geistes zum Sohne Gottes. Nach dem Joh.-Evangelium. 42 kr. od. 12 sgr.

Allgemeinen literarischen Anzeiger.
Recension im Decemberhefte 1873.